

Jules Verne

Reisebüro Thompson & Co.



Band 1

**COLLECTION JULES VERNE
BAND 92**

Reisebüro Thompson & Co

Band 1

Pawlak Taschenbuch Verlag, Berlin, Herrsching

Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des
Verlages A. Hartleben, Inh. Dr. Walter Rob, Wien I.
Die Vorlagen für die Umschlagillustrationen der
Collection Jules Verne sind Jules Verne Bänden,
erschienen im A. Hartleben's Verlag, Wien, entnommen.



Umschlaggestaltung: Bine Cordes, Weyarn
© 1984 Pawlak Taschenbuch Verlag, Berlin, Herrsching
Alle Rechte vorbehalten,
insbesondere das Recht des Nachdrucks
in Zeitschriften und Zeitungen, des öffentlichen
Vortrags, der Verfilmung oder Dramatisierung, der
Übertragung durch Rundfunk oder Fernsehen, auch
einzelner Bild- oder Textteile.
Gesamtherstellung: Elsnerdruck GmbH, Berlin
Printed in Germany
ISBN: 3-8224-1092-6

Eine große Vergnügungsreise bietet ein Reisebüro zum Spottpreis an, um alle Konkurrenten zu überbieten. In dieser heiteren Geschichte schildert Jules Verne, was einem Billig-Reisenden dieser Zeit alles passieren konnte. Aber den Reisenden platzt der Kragen, und der mitreisende Veranstalter muß nun alles für ihr Wohlbefinden tun. Aber den Schiffbruch an Afrikas Küste kann auch er nicht verhindern, und damit kommen neue Abenteuer auf die Reisenden zu.

Erstes Kapitel

Im Platzregen

Mit gespreizten Beinen und traumverlorinem Blicke stand Robert Morgan unbeweglich schon fünf Minuten vor der langen, düstern, über und über mit Plakaten bedeckten Mauer, die eine der traurigsten Straßen Londons begrenzte.

Der Regen fiel in Strömen hernieder. Einem hurtigen Bache gleich floß das die Trottoirkante überspülende Wasser dahin und benetzte heimtückisch die Füße des Träumers, dessen Kopf übrigens ebensowenig gegen das himmlische Naß geschützt war.

Wie in Gedanken an irgendeine weite Reise versunken, hatte seine Hand den Regenschirm langsam herabgleiten lassen, und das Wasser rieselte hier und da von dem Hute des jungen Mannes auf die zu einem Schwamme verwandelte Kleidung hinunter und floß endlich in den gurgelnden Straßenbach ab.

Robert Morgan beachtete diese Tücke der Umstände nicht im mindesten; er fühlte nichts von der eisigen Dusche, die seine Schultern traf. Vergeblich blickte er nur zuweilen auf seine Halbstiefel nieder, sah dabei aber – so stark war er von seinen Gedanken eingenommen – nicht, daß sie schon fast zu zwei Klippen wurden, gegen die der zornige Bach mit feuchten Schlägen anstürmte.

Seine ganze Aufmerksamkeit war nur auf eine geheimnisvolle Arbeit gerichtet, die seine linke Hand ausführte. In der Hosentasche verborgen, bewegte und

schüttelte diese Hand einige kleinere Münzen hin und her, ließ sie jetzt klimpernd fallen und nahm sie dann wieder auf. Dreiunddreißig Francs und fünfundvierzig Centimes betrug dieses gesamte Vermögen, wovon sich dessen Besitzer früher bei wiederholtem Durchzählen überzeugt hatte.

Ein geborner Franzose und vor sechs Monaten in London gestrandet – er war von grausamem Mißgeschick hartnäckig verfolgt gewesen – hatte Robert Morgan an diesem Morgen auch seine hiesige Stellung, die eines Sprachlehrers, mit der er sein Leben fristete, plötzlich verloren. Da war er nach schneller... ach, gar zu schnell beendeter Revision seiner Kasse ausgegangen, ohne klares Ziel dahingewandert durch die Straßen, nur immer auf der Suche nach einem rettenden Gedanken, bis er unwillkürlich an der Stelle stehen geblieben war, wo wir ihn gefunden haben.

Was sollte er allein, ohne Freunde oder Gönner, mit wenig über dreiunddreißig Francs im Vermögen in der Riesenstadt London anfangen?

Eine brennende und recht schwierige Frage, so schwierig, daß der junge Mann sie noch immer nicht gelöst hatte und schon überhaupt an ihrer Lösung zu verzweifeln anfing.

Seiner äußern Erscheinung nach war Robert Morgan freilich nicht der Mann, sogleich den Mut sinken zu lassen.

Mit seinem tadellosen Teint, der glatten, klaren Stirn, die von üppigen, kastanienbraunen und militärisch zugeschnittenen Haaren begrenzt war, mit dem langen gallischen Schnurrbarte, der einen feingeschnittenen Mund von einer musterhaft gebogenen Nase trennte, bildete er in jeder Hinsicht eine wirklich hübsche Erscheinung. Noch mehr: er war auch ein guter, ehrlicher Charakter; man sah es schon an seinen tiefblauen Augen, deren Blick höchstens etwas zu sanft erschien, daß er nur einen Weg, nur den kürzesten, kannte.

Im übrigen strafte er nicht Lügen, was sein Gesicht versprach. Breite, wohlgeformte Schultern, eine mächtige Brust, muskulöse Glieder, abgerundete Bewegungen, feine und gut gepflegte Füße... alles verriet einen aristokratischen Athleten, dessen durch Sportsübungen gestählter Körper Geschmeidigkeit und Kraft in gleichem Maße vereinigt.

Wer ihn sah, der dachte gewiß: »Ein hübscher Bursche, ein hübscher und auch guter Bursche!«

Daß Morgan nicht zu denen gehörte, die sich durch einen plumpen Schicksalsschlag verblüffen lassen, das hatte er schon bewiesen und würde es, immer zur Abwehr bereit und des Sieges würdig, jedenfalls auch ferner beweisen. Immerhin sind solche Zusammenstöße mit dem Schicksal, wie er eben einen erfahren hatte, ja stets etwas brutal, und auch dem besten Reiter ist es zu verzeihen, wenn er dabei einen Augenblick die Steigbügel verliert. Morgan hatte also – um in diesem der Reitkunst entlehnten Bilde zu bleiben – jetzt den Sitz ein wenig verloren, er bemühte sich jedoch schon, ihn wiederzufinden, wenn er auch nicht gleich wußte, was er tun sollte.

Als sich ihm diese Frage zum hundertsten Male erfolglos aufdrängte, erhob er die Augen zum Himmel, als hoffte er dort eine Antwort darauf lesen zu können. Er sah aber weiter nichts als Regen und entdeckte, daß er mit den ihn ganz gefangen haltenden Gedanken vor einer langen, düstern, mit vielfarbigem Plakaten bedeckten Mauer in... in einer Wasserlache stehen geblieben war.

Eines dieser Plakate, das, in Imperialformat mit diskreten Farben gedruckt, ihm gerade gegenüberlag, schien seine Aufmerksamkeit besonders zu erregen. Mehr maschinenmäßig – man entreißt sich ja nicht so schnell den Fesseln seiner Träume – durchflog Morgan den Inhalt des Plakats; als er aber mit dem Lesen fertig war, begann er damit zum zweiten, darauf zum dritten Male, ohne dessen Inhalt wirklich aufgefaßt zu

haben. Beim dritten Male ging es durch ihn jedoch wie ein leises Erzittern. Eine am untern Ende des Blattes mit kleinen Lettern gedruckte Linie veranlaßte ihn, genauer hinzusehen, so durchlas er das Plakat zum vierten Male. Es hatte folgenden Inhalt:

Reisebureau Baker and Co. Limited.

69, Newgate Street, 69
London.

Große Vergnügungsreise

nach

den drei Archipelen

der Azoren, Madeiras und der Canarischen Inseln

mit dem ausgezeichneten

Dampfer »The Traveller«

(2500 Tonnen, 3000 Pferdekr.)

Kapitän Mathews

Abfahrt von London am 10. Mai, 7 Uhr abends

Rückkehr nach London am 14. Juni gegen Mittag.

Die geehrten Reisenden haben außer dem Fahrpreise
keinerlei Unkosten.

Träger und Wagen für Ausflüge.

Unterkunft nur in Hotels erster Klasse.

Fahrpreis, alle Unkosten eingeschlossen, 78 Pfd. Sterl.

Weitere Auskunft in den Bureaus der Gesellschaft:

69, Newgate Street, 69. – London.

Gesucht: ein sprachkundiger Führer.

Morgan trat näher an das Plakat heran und überzeugte sich dabei, daß er richtig gelesen hatte. Ja, da wurde ein sprachkundiger Führer verlangt.

Er entschloß sich sofort, dieser Führer zu werden... vorausgesetzt freilich, daß Baker und Compagnie ihn als solchen annahmen.

Es war ja möglich, daß er den betreffenden Herren nicht gefiel, möglich auch, daß die Stelle schon besetzt war.

Nun, das erste mußte er ja bald erfahren, über das zweite tröstete ihn schon das Aussehen des verheißungsvollen Anschlags. Der war offenbar neu und noch ganz frisch, er konnte erst an demselben Morgen, höchstens am Abend vorher angeheftet worden sein.

Immerhin galt es jetzt, keine Zeit zu verlieren. Ein Monat sorgenloser Ruhe, die es ihm ermöglichte, wieder in die Steigbügel zu kommen, die Aussicht, bei der Heimkehr ein hübsches Sümmchen gespart zu haben – denn an Bord genoß er doch voraussichtlich freie Verpflegung – und eine angenehme, gewiß interessante Reise obendrein... das war doch für einen Kapitalisten wie Robert Morgan nicht zu verachten.

Er eilte also, was er konnte, nach der Newgate Street. Genau um elf Uhr öffnete er die Tür von Nummer 69.

Der Vorraum und die Korridore, die er, von einem jungen Manne geleitet, durchschritt, machten auf ihn einen günstigen Eindruck. Etwas abgenutzte Läufer von schönen, wenn auch zum Teil verblichenen Farben, verrieten offenbar eine gut beschäftigte Agentur und gewiß keine erst von gestern.

Morgan wurde endlich, während sein Führer ihm immer vorausging, in ein gut und ansprechend ausgestattetes Bureau gewiesen, worin hinter einem mächtigen Tische ein Herr saß, der sich zu seinem Empfange erhob.

»Habe ich die Ehre, Herrn Baker zu sprechen? fragte Morgan höflich.

– Herr Baker selbst ist augenblicklich abwesend, doch ich vertrete ihn in jeder Beziehung, antwortete der Herr, der Robert durch eine Handbewegung zum Sitzen einlud.

– Ich habe, begann dieser, die Plakate gesehen, durch die Ihre Agentur zu einer von ihr organisierten Reise einladet, und habe da gelesen, daß Sie noch einen Dolmetscher suchen. Ich komme nun mit der Bitte, mir diese Stelle anzuvertrauen.«

Der Subdirektor sah seinen Gast etwas aufmerksam an.

»Welcher Sprachen sind Sie mächtig? fragte er nach kurzem Schweigen.

– Der französischen, englischen, spanischen und portugiesischen Sprache.

– Auch gründlich?

– Nun, ich bin geborner Franzose. Ob ich genügend englisch spreche, können Sie ja selbst beurteilen. Das Spanische und Portugiesische ist mir ebenso geläufig.

– Also ganz vorzüglich. Doch das ist noch nicht alles. Unser Dolmetscher muß auch eingehende Kenntnis von den Ländern haben, die während der Fahrt berührt werden, er muß also gleichzeitig als unterrichteter Führer dienen können.«

Morgan zögerte eine Sekunde mit der Antwort.

»Ja ja, so verstehe ich seine Verpflichtungen auch.«

Der Subdirektor nahm wieder das Wort.

»Kommen wir auf die Engagementsbedingungen. Wir bieten als Akkord für die ganze Reise dreihundert Francs und außerdem natürlich Unterkunft und unentgeltliche Verpflegung. Erscheint Ihnen das passend?

– Jawohl, vollkommen, erklärte Morgan.

– Nun gut; wenn Sie mir nun noch einige Referenzen angeben könnten...

– Leider bin ich, geehrter Herr, nur erst seit kurzem in London; doch hier ist ein Brief von Lord Murphy, der Sie über mich unterrichten und Ihnen gleichzeitig erklären wird, warum

ich augenblicklich ohne Beschäftigung bin,« antwortete Morgan, indem er seinem Gegenüber das für ihn verhängnisvolle Schreiben überreichte, das übrigens in sehr schmeichelhaften Ausdrücken abgefaßt und ihm erst heute Morgen zugegangen war.

Die Durchlesung erforderte eine geraume Zeit. Der Subdirektor, ein peinlich genauer und gewissenhafter Mann, erwog ein Wort nach dem andern, als wollte er die Bedeutung eines jeden aussaugen. Dafür fiel aber auch die Antwort recht klar und deutlich aus.

»Wo wohnen Sie, mein Herr? fragte er.

– Cannon Street fünfundzwanzig.

– Gut; ich werde mit Herrn Baker von Ihnen sprechen, schloß der Subdirektor die Unterredung. Wenn die Erkundigungen, die ich noch einzuziehen verpflichtet bin, ebenso ausfallen wie das, was ich schon weiß, so können Sie sich als von unsrer Agentur engagiert betrachten.

– Dann wäre die Sache also soweit abgemacht? bemerkte Morgan noch in seiner Freude.

– Abgemacht,« bestätigte der Engländer, während er wieder aufstand.

Morgan versuchte vergeblich, noch mit einigen Worten seinen Dank auszusprechen.

»Time is money.« Kaum vermochte er sich noch höflich zu verabschieden, als er schon wieder auf der Straße stand, jetzt aber erstaunt und erfreut über die Leichtigkeit und Schnelligkeit seines Erfolges.

Zweites Kapitel

Ein öffentlicher Wettbewerb

Morgans erste Sorge am folgenden Morgen, am 26. April, war es, das Plakat wieder aufzusuchen, das ihm am Tage vorher gleichsam als Dolmetscher der Vorsehung in die Augen gefallen war. Ja, diesen Weg mußte er unbedingt machen.

Die Straße fand er leicht wieder, ebenso die Strecke der düstern Mauer und die Stelle, wo er vom Platzregen so tüchtig eingeweicht worden war, das Plakat selbst war aber schwerer wieder zu erkennen. Obwohl sein Format noch dasselbe war, hatte es doch ein ganz verändertes Aussehen. Der vorher graue Grund sah jetzt schreiend blau aus und die früher schwarzen Buchstaben leuchteten in blendendem Scharlachrot. Das Bakersche Reisebureau hatte es jedenfalls erneuert, da die Anstellung Morgans die letzte Zeile mit dem Gesuch eines sprachkundigen Führers überflüssig gemacht hatte.

Er suchte danach nahe dem untern Rande des großen Blattes. Plötzlich schnellte er erstaunt in die Höhe.

Eine angefügte Zeile fand sich da nämlich auch heute, sie lautete jedoch wesentlich anders, denn sie meldete, daß ein Begleiter, der »aller Sprachen mächtig« sei, für die Lustreise gewonnen wäre.

»Aller Sprachen! rief Morgan; davon habe ich doch kein Sterbenswörtchen gesagt!«

Da wurde er schon in der Kundgebung seiner Unzufriedenheit durch eine weitere Entdeckung unterbrochen: als er die Blicke über den obern Teil des Plakates schweifen

ließ, bemerkte er da die Firma eines Kompagniegeschäftes, auf der der Name Bakers nicht vorkam.

»Agentur Thompson and Co.«, las der junge Mann voller Erstaunen, und erkannte nun, daß die Mitteilung wegen des Dolmetschers sich nicht auf ihn beziehen konnte.

Das vorliegende Rätsel sollte er bald lösen. Wenn ihm die Sache überhaupt einen Augenblick rätselhaft erschienen war, lag das daran, daß die Farben, die dieser Thompson gewählt hatte, auf Kosten der Umgebung unwiderstehlich die Augen auf sich zogen. Zur Seite dieser neuen Ankündigung befand sich, Rand an Rand, noch immer das Plakat Bakers.

»Schön, sagte Morgan für sich, als er die Blicke wieder dem andern weitleuchtenden Maueranschlag zuwendete. Warum habe ich den aber gestern nicht bemerkt? Na, wenn zwei Plakate vorhanden sind, werden wohl auch zwei Lustfahrten geplant sein.«

Durch eine flüchtige Vergleichung kam er darüber bald ins Reine. Außer der Firmenangabe, dem Namen des Schiffes und dem des Kapitäns waren die beiden Plakate einander völlig gleich: der vorzügliche Dampfer The Seamew trat hier an Stelle des ausgezeichneten Dampfers The Traveller, und der tüchtige Kapitän Pip folgte hier, d. h. auf dem neuen Plakate, dem erprobten Kapitän Mathews, das war der ganze Unterschied. Im übrigen war das zweite Plakat nur ein Nachdruck des ersten.

Es handelte sich also um zwei, von verschiedenen Unternehmern in Aussicht genommene Fahrten.

»Etwas auffällig und merkwürdig,« dachte Morgan, ohne recht zu wissen warum.

Seine Unruhe wuchs aber noch, als er auch noch einen vierten und letzten Unterschied der beiden Ankündigungen entdeckte.

Während Baker and Co. von ihren Passagieren 78 Pfund Sterling verlangten, begnügten sich Thompson and Co. mit 76. Der geringe Preisunterschied von zwei Pfund Sterling (40 M. oder 49 K 40 h österr. W.) konnte aber doch in den Augen vieler Leute die Wagschale zugunsten dieser Seite senken. Man sieht, Morgan vertrat schon die Interessen seiner »Chefs«.

Die Sache beschäftigte ihn dermaßen, daß er schon am Nachmittage die Zwillingssplakate wieder aufsuchte. Was er da sah, beruhigte ihn jedoch: Baker nahm den Kampf auf.

Sein weniger auffallendes Plakat war durch ein neues ersetzt, das jedermann noch mehr in die Augen stach, als das der konkurrierenden Agentur. Was den Fahrpreis betraf, war der Thompsons nicht nur erreicht, sondern sogar noch unterboten. Baker verkündigte urbi et orbi, daß er die Vergnügungsreise nach den Archipelen für 75 Pfd. Sterl. (1500 M. = 1765 K österr. W.) anböte.

Morgan legte sich daraufhin sorglos zum Schlummer nieder. Nichtsdestoweniger war der Wettstreit noch nicht zu Ende. Thompson and Co. konnte ja auf die letzte Ankündigung mit einer weitern Herabsetzung des Fahrpreises antworten.

Am nächsten Morgen erkannte er auch wirklich, daß seine Befürchtungen begründet waren. Schon früh um acht war quer über das Plakat Thompsons ein weißer Papierstreifen geklebt, der nur die Worte enthielt:

»Preis der Fahrt, alle Unkosten inbegriffen, 74 Pfd. Sterl.«

Die neue Herabsetzung erschien jedoch weniger beunruhigend. Da Baker den Fehdehandschuh einmal aufgenommen hatte, würde er sich ja auch weiter verteidigen. Und richtig, während Morgan im Laufe des Tages die Plakate sorgsam im Auge behielt, sah er, wie immer wieder nur weiße Streifen aufgeklebt wurden, deren letzter stets die fröhern bedeckte.

Halb elf Uhr erniedrigte die Agentur Baker ihren Preis bis auf 73 Pfund Sterling, fünfzehn Minuten nach zwölf verlangte Thompson nur noch 72 Pfd. um ein Uhr vierzig Minuten erklärte Baker, daß eine Summe von 71 Pfd. völlig hinreichen werde, an der Lustfahrt teilnehmen zu können, und Punkt drei Uhr versicherte Thompson, 70 Pfd. (1400 M. = 1647 K) wären dazu übrig genug.

Allmählich singen alle Vorübergehenden an, sich, belustigt durch die Schlag auf Schlag erfolgenden Unterbietungen, für den Wettkampf zu interessieren. Sie blieben ein paar Augenblicke stehen, warfen einen Blick auf die großen Anschlagzettel, lächelten und gingen dann weiter.

Der Kampf, bei dem Angriff und Abwehr einander die Wage hielten, ging inzwischen lustig weiter, der Tag endete jedoch mit einem Siege der Agentur Baker, die zuletzt nicht mehr als 67 Pfd. (1340 M. = 1576 K 50 h österr. W.) verlangt hatte.

Nun bemächtigten sich die Tageszeitungen der Angelegenheit, die sie übrigens ziemlich verschieden beurteilten. Die Times z. B. tadelten das Reisebureau Thompson and Co. diesen wilden Krieg veranlaßt zu haben. Die Pall Mall Gazette und mit ihr das Daily Chronicle billigten dessen Vorgehen. Zuletzt hätte ja doch das Publikum den Nutzen von dieser scharfen Konkurrenz.

Doch, wie dem auch sein mochte: ungemein vorteilhaft mußte die seltsame Reklame für die der beiden Firmen ausfallen, die den endlichen Sieg davontragen würde. Das wurde schon vom Morgen des 28. an offenbar. Die Plakate waren an diesem Tage ununterbrochen von einer dichten Menschenmenge belagert, unter der schlechte Witze hin- und herflogen.

Der Kampf ging inzwischen nur noch hitziger, man könnte sagen, zum Handgemenge ausgeartet weiter. Jetzt verlief nicht mehr als eine Stunde zwischen Angriff und Gegenangriff, und

die weißen Streifen häuften sich allmählich zu ansehnlicher Dicke übereinander.

Gegen Mittag konnte die Agentur Baker auf Grund ihres letzten Angebotes ruhig frühstücken. Ihrer Berechnung nach konnte die Reise nun schon für den Preis von 61 Pfd. (1220 M. = 1435 K österr. W.) bestritten werden.

»Ich dächte gar! So viel Geld! rief ein rassereiner Londoner, ich nehme mein Billett nicht eher, als bis es für eine Guinee (21 M. 45 Pf. = 25 K österr. W.) zu haben ist. Merken Sie meine Adresse: 175, White Chapel, Toby Laupher... Esquire!« setzte der Mann, die Backen aufblasend, hinzu.

Ein schallendes Gelächter belohnte den Possenreißer. Besser unterrichtete Leute, als dieser Londoner Pflastertreter, hätten jedoch, gleich ihm und mit größerem Rechte, wohl auf einen solchen Preissturz rechnen können. Dafür lieferte ja z. B. der wütende Wettbewerb amerikanischer Eisenbahnen, wie die der Lake-, Shore- und Nickel-Plate-Gesellschaft, schlagende Beweise, vorzüglich aber der verzweifelte Kampf zwischen den Trunklinien, bei dem die Gesellschaften zuletzt den Fahrpreis über die 1700 Kilometer lange Strecke zwischen New York und Saint-Louis bis auf einen einzigen Dollar (4 M. 20 Pf. = K österr. W.) herabgesetzt hatten!

Wenn die Agentur Baker auf Grund ihres letzten Vormittagsangebotes ruhig frühstücken konnte, so konnte das Reisebüro Thompson sich am Abend ebenso ruhig zum Schlafe niederlegen. Doch, um welchen Preis! Zu dieser Stunde konnte sich an der Reise beteiligen, wer nur 56 Pfd. (1120 M. = 1300 K österr. W.) im Vermögen hatte.

Als dieses Angebot öffentlich bekannt gegeben wurde, war es kaum Nachmittag fünf Uhr. Baker hätte also noch Zeit gehabt, dagegen in die Bresche zu springen. Es erfolgte aber nichts dergleichen. Ermüdet von dem eintönigen Wettstreit, ruhte er jedenfalls einmal aus, ehe er zu einem letzten Schlag ausholte.

Das vermutete wenigstens Robert Morgan, der sich für diesen neumodischen Wettkampf leidenschaftlich interessierte.

Die weitere Entwicklung der Sache sollte ihm recht geben. Am Morgen des 29. stand er vor den Plakaten, als die Zettelträger der Agentur Baker einen letzten Streifen darauf hefteten. Diesmal war der Anfall noch heftiger. Mit einem einzigen Abschlag um 6 Pfd. (120 M. = 141 K österr. W.) fiel der Preis auf runde 50 Pfd. Sterl. (1000 M. = 1176 K österr. W.). Thompson and Co. sollten offenbar niedergeschmettert werden; konnten sie denn vernünftigerweise auch nur noch um einen Shilling heruntergehen?

Der Tag verging auch wirklich, ohne daß sie ein Lebenszeichen von sich gaben. Robert Morgan hielt die Schlacht für gewonnen.

Da überraschte ihn aber am 30. eine schlimme Enttäuschung. In der Nacht war das Plakat Thompsons entfernt und durch ein neues, so grellfarbiges ersetzt worden, daß es einem fast in die Augen stach. Auf dem Blatte in Groß-Elefantformat las man aber in übergroßen Lettern die Worte:

Fahrpreis, alle Unkosten inbegriffen, 40 Pfd. Sterl. (800 M. = 983 K)

Wenn Baker gehofft hatte, Thompson niederzuschmettern, so hatte dieser seinen Gegner jetzt zerquetschen wollen... und das war ihm auch bestens gelungen.

Tausend Francs für eine Reise von siebenunddreißig Tagen, das heißt also für den Tag ungefähr siebenundzwanzig Francs (212/3 M. = 253/4 K)! Ein Minimum, das doch wirklich nicht noch weiter herabgedrückt werden konnte. Damit schien sich auch die Agentur Baker abgefunden zu haben, denn der ganze Tag verstrich, ohne daß man von ihr etwas zu sehen oder zu hören bekam.

Morgan hoffte noch immer. Er erwartete für morgen einen entscheidenden, mörderischen Überfall. Ein Brief aber, den er noch denselben Abend erhielt, raubte ihm auch diese Illusion.

Ohne weitere Erklärung ersuchte man um sein Erscheinen am nächsten Morgen, am 1. Mai, früh neun Uhr, und nach den ihm bekannten Vorgängen konnte er von dieser Aufforderung gerade nichts Gutes erwarten.

Natürlich fand er sich in der Agentur zur bestimmten Stunde ein.

»Mir ist dieser Brief hier zugegangen,« begann er, sich an den Subdirektor wendend, der ihn zum zweiten Male empfing.

Der unterbrach ihn aber; er war ein Feind unnützer Worte.

»Ja ja.... schon richtig. Ich wollte Ihnen nur mitteilen, daß wir auf die Reise nach den drei Inselgruppen verzichtet haben.

– Was Sie sagen! rief Morgan, erschreckt über die Ruhe, womit ihm diese Neuigkeit verkündigt wurde.

– Ja, so ist es; und wenn Sie einige der betreffenden Plakate gesehen haben....

– Gewiß hab' ich die gesehen, fiel Morgan ein.

– Nun, so werden Sie auch begreifen, daß wir auf diesem Wege nicht weiter mitgehen konnten. Für den Preis von vierzig Pfund zu einer.... na, wie soll ich sagen.... zu einer Prellerei entweder für das Bureau oder für die Reisenden, wahrscheinlich jedoch für beide. Wer unter diesen Verhältnissen ein solches Anerbieten zu machen wagt, der ist entweder ein Schwindler oder ein Dummkopf. Etwas dazwischen gibt es nicht!

– Nun aber das Thompsonsche Bureau? warf Morgan ein.

– Das Thompsonsche Reisebureau, erklärte der Subdirektor mit scharfer Betonung, steht entweder unter der Leitung eines Possenreißers, der Dummheiten macht, oder unter der eines Dummkopfs, der sich einen Possenstreich erlaubt. Dazwischen kann man ja wählen.«

Robert Morgan mußte unwillkürlich lachen.

»Doch Ihre Reisenden? fragte er noch.

– Die haben ihre Anzahlung, und um sie zu entschädigen, sogar doppelt, schon durch die Post wiedererhalten, und was Sie betrifft, wollte ich eben jetzt die Sache in Ordnung bringen«

Robert Morgan verzichtete jedoch auf eine Entschädigung. Für eine geleistete Arbeit Bezahlung anzunehmen, das war ja selbstverständlich, irgendwie aber die Schwierigkeiten der Agentur, die ihn engagiert hatte, spekulativ auszubeuten, das verbot ihm sein Feingefühl denn doch.

»Sehr hübsch von Ihnen, erwiderte der Subdirektor, ohne auf diese Sache weiter einzugehen. Übrigens kann ich Ihnen dafür wenigstens einen guten Rat geben.

– Und der wäre?

– Nun, ganz einfach der, stellen Sie sich in dem Reisebureau von Thompson und Kompagnie vor, und übernehmen Sie da die Rolle, die Ihnen bei uns zugeschoben war. Ich ermächtige Sie auch, sich dort auf unsre Agentur zu berufen.

– Das ist leider zu spät, antwortete Morgan, die Stelle ist schon besetzt.

– Bah!... Schon?... Woher wissen Sie das?

– Von den Plakaten. Das Thompsonsche Bureau erwähnt darauf schon einen Dolmetscher, mit dem ich mich voraussichtlich nicht messen könnte.

– Das haben Sie also nur durch die Plakate erfahren?

– Nur durch diese.

– O, in diesem Falle, schloß der Subdirektor sich erhebend, versuchen Sie nur getrost Ihr Glück; es wird noch nicht zu spät sein.«

Robert Morgan befand sich – sehr niedergeschlagen – wieder auf der Straße. Die Stelle, die er kaum erhalten hatte, war ihm ja entgangen. So schlenderte er aufs neue ziellos dahin, denn

wozu sollte es dienen, dem Rate der Agentur Baker zu folgen. Der Platz würde ja doch nicht mehr frei sein. Und doch, war er nicht fast gezwungen, jeder Aussicht, die ihm zu winken schien, nachzugehen?

In dieser Unentschlossenheit ließ er sich einfach vom Zufall führen. Der Himmel hatte ihn aber entschieden unter seinen besondern Schutz genommen, denn plötzlich, auf einem benachbarten Turme schlug es eben zehn, sah er sich vor den Bureaux von Thompson and Co. stehen.

Ohne große Hoffnung öffnete er die Tür und gelangte dann sofort in eine geräumige, luxuriös ausgestattete Vorhalle, die durch eine halbkreisförmige Wand mit vielen Schalterfenstern – gewiß wenigstens fünfzehn – abgeschlossen war. Durch eines davon – übrigens das einzige, das offen stand – konnte man einen jungen Mann sehen, der ganz in seine Arbeit vertieft zu sein schien.

In der Mitte des für das Publikum bestimmten Raumes ging ein Mann, der einen Prospekt las und dazu Anmerkungen niederschrieb, mit großen Schritten auf und ab. An der Hand, die den Bleistift hielt, schimmerten drei Ringe, einer am kleinen und zwei am Ringfinger, an der, die das Papier hielt, glänzte noch ein vierter. Von Mittelgröße und untersetzter Gestalt, wandelte der Mann lebhaft hin und her, so daß seine schwere goldene Kette mit vielen Anhängseln über seinem etwas hervortretenden Bauche klimperte. Bald senkte sich sein Kopf tiefer auf das Papier, bald wandte er sich der Decke der Halle zu, als wollte er dort Erleuchtung suchen. Alle seine Bewegungen waren heftig. Offenbar gehörte er zu den stets erregten, unruhigen Persönlichkeiten, die sich nur wohl fühlen, sobald ihnen etwas Ungewöhnliches zustößt oder sie größere Schwierigkeiten zu überwinden haben.

Am auffallendsten erschien an ihm, daß er Engländer war. Nach seiner Wohlbeleibtheit, der dunkeln Färbung seiner Haut,

dem pechschwarzen Schnurrbart und dem allgemeinen Eindruck von seiner, scheinbar immer unter Dampfdruck stehenden Persönlichkeit hätte man ihn weit eher für einen Italiener gehalten. Das einzelne würde den Eindruck von der ganzen Erscheinung nur bestätigt haben, die lächelnden Augen und die etwas aufgestülpte Nase ebenso, wie die unter dichten, krausen Haaren abfallende Stirn, alles verriet so etwas wie eine ein wenig vulgäre Feinheit.

Als der Mann Robert Morgan bemerkte, machte er, seine Lektüre unterbrechend, Halt, ging dann auf ihn zu, grüßte mit überschwenglicher Freundlichkeit und begann sofort:

»Wird uns vielleicht die Ehre zuteil, mein Herr, Ihnen in irgendwelcher Weise nützlich sein zu können?«

Morgan fand nicht gleich eine passende Antwort. Der andre fuhr darauf fort:

»Sie kommen doch wohl wegen unsrer Vergnügungsreise nach den drei Archipelen?«

– Ganz recht, sagte Morgan, doch...«

Da wurde er schon unterbrochen.

»Eine herrliche Reise, sage ich Ihnen, eine prächtige Reise! rief der redselige Mann. Und wir veranstalten sie für so wenig Geld wie möglich. Hier, mein Herr, betrachten Sie gefälligst diese Karte – er wies dabei nach einem großen Blatt an der Wand – da sehen Sie gleich, wohin die Fahrt überall gehen wird. Nun, und das alles bieten wir für wieviel? Für zweihundert Pfund? Für hundertfünfzig? Für hundert Pfund? Nein, lieber Herr, für die lächerliche Summe von vierzig Pfund Sterling, alles inbegriffen: Verpflegung ersten Ranges, einen prächtigen Dampfer mit den bequemsten Kojen, mein Herr; dazu Führer und Träger für alle Ausflüge und Unterkommen nur in Hotels erster Klasse!«

Er deklamierte seinen ganzen Prospekt.

Morgan versuchte vergeblich, diesen Redestrom zu hemmen. Halte nur einer einen Schnellzug auf, der unter Volldampf dahinsaust!

»Ja... ja wohl... Sie kennen diese Einzelheiten jedenfalls schon aus den Plakaten; dann werden Sie auch wissen, welch harten Kampf wir auszufechten gehabt haben. Aber einen für uns glorreichen Kampf, das kann niemand leugnen!«

Das wäre nun wohl noch stundenlang so weitergegangen, wenn Morgan, der allmählich die Geduld verloren hatte, dem nicht endlich Einhalt getan hätte.

»Habe ich die Ehre, Herrn Thompson zu sprechen? fragte er trockenen Tones.

– Er steht vor Ihnen und ist mit Vergnügen zu Ihren Diensten, antwortete der schwatzhafte Agent.

– Wollen Sie mir dann gefälligst sagen, ob es richtig ist, daß Sie, wie man mir versichert hat, für die Fahrt schon einen sprachkundigen Führer haben?

– Aber ich bitte Sie! rief Thompson. Zweifeln Sie vielleicht daran? Wie wäre eine solche Reise ohne einen gewandten Dolmetscher möglich? Natürlich haben wir einen, und zwar einen ganz vorzüglichen Dolmetscher, der alle Sprachen ohne Ausnahme beherrscht.

– Dann, sagte Morgan, habe ich Sie nur wegen der Ihnen verursachten Störung um Entschuldigung zu bitten.

– Wieso? fragte Thompson etwas verdutzt.

– Ich wollte mich gerade um diese Stelle bewerben... doch da sie schon besetzt ist...«

Bei diesen Worten grüßte Morgan höflich und wendete sich schon der Türe zu.

Er erreichte sie jedoch nicht. Thompson war ihm nachgeeilt und sagte:

»Ah... deshalb kamen Sie also!... Man spricht sich aber doch aus, sapperment!... Was für ein kurz angebundener Mann! Doch gemach; wollen Sie mir gefälligst folgen.

– Wozu könnte das dienen?« entgegnete Morgan.

Thompson wiederholte seine Aufforderung.

»O, das weiß man nicht im voraus. Kommen Sie, kommen Sie nur mit mir.«

Morgan ließ sich nach der ersten Etage führen und hier in ein recht bescheiden ausgestattetes Zimmer, das sich von dem Luxus im Erdgeschosse auffallend unterschied. Darin befanden sich nur ein alter Mahagonitisch mit abgenutzter Politur und zwei Stühle mit Strohsitzen... nichts weiter.

Thompson setzte sich und bedeutete Morgan, sich ebenfalls zu setzen.

»Jetzt, wo wir unter vier Augen sind, begann er, gestehe ich Ihnen frank und frei, daß wir noch keinen Dolmetscher haben.

– Sie erklärten aber doch, warf Morgan ein, kaum vor fünf Minuten...

– O, fiel ihm Thompson ins Wort, das kann ja vor fünf Minuten gewesen sein, doch nur, weil ich Sie für einen Kunden ansah.«

Er lachte dazu so herzlich, daß Morgan, er möchte wollen oder nicht, seine Heiterkeit teilen mußte.

Thompson nahm gleich wieder das Wort.

»Der Platz ist also noch frei. Doch vor allen Dingen, haben Sie Empfehlungen?

– Ich glaube, die werden Sie nicht brauchen, wenn ich Ihnen sage, daß ich dieselbe Stellung erst vor einer Stunde bei der Agentur Baker und Kompagnie aufgegeben habe.

– Ah, Sie kommen von unserm Gegner, dem Baker?«

Robert Morgan mußte nun Punkt für Punkt berichten, was dort vorgegangen war.

Thompson frohlockte. Die rivalisierende Agentur bis auf deren Dolmetscher zu schneiden, das war der Gipfel des Triumphs. Er lachte, klopfte sich auf die Schenkel, stand auf und setzte sich wieder, hielt aber niemals auf demselben Platze aus. Und dazu seine Ausrufe: »Herrlich! Prächtig! Verteufelt drollig!«

»Nun, wenn es so steht, fuhr er fort, nachdem er sich etwas beruhigt hatte, dann ist die Sache abgemacht. Doch sagen Sie mir, werter Herr, was war Ihre Tätigkeit, bevor Sie sich bei dem armen Baker meldeten?

– Ich war Lehrer... Professor nannte man mich, antwortete Morgan. Ich gab Unterricht in meiner Muttersprache.

– Und die war...? fragte Thompson weiter.

– Die französische.

– Schön, recht schön, bemerkte Thompson. Kennen Sie denn auch andere Sprachen?

– Das versteht sich, antwortete Morgan lachend, ich kenne sie zwar nicht »alle« wie ihr »vorzüglicher Dolmetscher«, doch wenigstens noch die englische Sprache, wie Sie ja hören, und außerdem die spanische und portugiesische Sprache. Das ist alles.

– Das ist ja wunderhübsch, rief Thompson, der sich nur auf englisch und das noch nicht einmal fehlerfrei ausdrücken konnte.

– Wenn Ihnen meine Kenntnisse genügen, so wäre der eine Punkt ja erledigt, sagte Morgan.

– Ja, so lassen Sie uns, fuhr Thompson fort, also ein wenig von Ihrem Honorare sprechen. Erscheint es indiskret, wenn ich frage, wieviel Sie bei Baker erhalten sollten?

– Keineswegs, antwortete Morgan. Mir war ein Gehalt von dreihundert Francs, alles frei, zugesagt.«

Thompson setzte eine nachdenkliche Miene auf.

»Ja ja, murmelte er, dreihundert Francs, das war ja nicht allzuviel.«

Damit erhob er sich vom Stuhle.

»Nein, wahrhaftig, gewiß nicht zu viel,« wiederholte er bestimmter.

Mit dieser Bemerkung setzte er sich wieder und vertiefte sich in die Betrachtung eines seiner Ringe.

»Da wir jedoch den Fahrpreis bis zur letztmöglichen Grenze – verstehen Sie recht, bis zur letztmöglichen – herabgesetzt haben, erscheint mir das Honorar doch ein bißchen hoch.

– Da würde ich mir also eine Verminderung gefallen lassen sollen? fragte Morgan.

– Ja... vielleicht? flüsterte Thompson. Eine Verminderung... nur eine unwesentliche Verminderung.«

Thompson erhob sich und schritt im Zimmer umher.

»Mein Gott, ich stelle Ihnen das ganz anheim, lieber Herr. Sie hatten ja dem schweren Kampf beigewohnt, den wir mit diesen verdammten Bakers bestanden haben.

– Kurz, so daß also... unterbrach ihn Morgan.

– Nun ja, so daß wir schließlich auf fünfzig Prozent von dem ursprünglichen Preise verzichten mußten. Ist das nicht richtig, Verehrtester? Nicht ebenso richtig, wie daß zweimal zwei vier ist? Um uns aber dieses Opfer zu ermöglichen, müssen uns freilich auch unsere Mitarbeiter beistehen, müssen unserm Beispiele folgen, uns nachahmen...

– Das heißt, ihre Forderungen ebenfalls um fünfzig Prozent herabsetzen,« beendigte Morgan diesen Wink mit dem Zaunpfahle, während der Agent eine zustimmende Bewegung machte.

Morgan verzog etwas das Gesicht. Da pflanzte sich Thompson dicht vor ihm auf und öffnete wieder die Schleusen seines Redestromes.

Man müsse doch – so sagte er etwa – immer das allgemeine Interesse im Auge behalten, und läge hier nicht ein solches von großer Bedeutung vor? Eine früher so kostspielige Reise fast für nichts unternehmen zu können, so viele, sonst nur wenigen Bevorzugten zugängliche Vergnügungen der großen Masse zu ermöglichen, wäre das nicht ein Opfer wert?

Hier handelte es sich ja um eine Frage hoher Philanthropie, der gegenüber ein angebornes gutes Herz doch nicht kalt und gleichgültig bleiben könne.

Morgan ließ sich durch diese schönen Reden nicht gleich rühren. Er überlegte sich die Sache erst reiflich, und wenn er darauf beschloß, die Flagge zu streichen, so geschah das mit zielbewußter Absicht.

Nach kurzer Verhandlung willigte er in das Honorar von hundertfünfzig Francs ein, und Thompson besiegelte den Vertrag durch einen warmen Händedruck.

Morgan begab sich, immerhin ziemlich befriedigt, auf den Heimweg. Obgleich seine erhoffte Einnahme sich stark vermindert hatte, blieb die Annehmlichkeit der Reise ja doch dieselbe, und alles in allem war sie von Vorteil für einen jungen Mann in so unsicherer Lage wie er. Nur eins war noch zu befürchten: daß vielleicht noch eine dritte konkurrierende Firma auf den Plan trate und nach dieser etwa gar eine vierte usw. Kein Mensch könnte ja behaupten, daß der Wettkampf jetzt wirklich zu Ende sei.

Zu welch lächerlicher Summe schrumpfte dann aber das Honorar eines »sprachkundigen Führers« zusammen?

Drittes Kapitel

Im Nebel

Doch nein, dazu sollte es nicht kommen. Der 10. Mai brach pünktlich an, ohne daß sich ein weiterer Zwischenfall ereignet hatte.

Als Morgan an diesem Tage an Bord ging, war man eben beschäftigt, den Dampfer mit dem Bug seewärts an der Landungsbrücke festzulegen, von der aus er am Abend ins Meer hinaussteuern sollte. Morgan hatte frühzeitig auf seinem Posten sein wollen, er bemerkte jedoch beim ersten Schritt auf das Deck, daß dieser Übereiser völlig nutzlos war, denn vorläufig hatte sich noch kein Passagier eingefunden.

Morgan kannte die Nummer seiner Kabine, es war die Nummer 17. Dahin wurde auch sein wenig umfängliches Gepäck gebracht. Da er jetzt Muße hatte, benutzte er sie, sich überall umzusehen.

Ein Mann mit dreifachem Goldstreif an der Mütze, offenbar der Kapitän Pip, ging auf der Kommandobrücke zwischen Back- und Steuerbord hin und her und kaute dabei ebensoviel an seinem grauen Schnurrbart wie an seiner Zigarre. Klein von Gestalt, mit etwas eingeknickten Beinen, wie denen eines Dachshundes, und mit etwas groben, doch sympathischen Gesichtszügen, war er das richtige Ebenbild des »Lupus maritimus« oder wenigstens einer der zahlreichen Abarten dieser Familie der menschlichen Fauna.

Auf dem Verdeck besorgten die Matrosen wieder die nötige Ordnung, die durch das Anlegen an den Kai etwas gestört

worden war, und machten alles zum baldigen Auslaufen des Schiffes zurecht.

Nachdem diese Arbeit beendigt war, verließ der Kapitän die Kommandobrücke und verschwand in seiner Kabine. Der zweite Offizier folgte seinem Beispiel, während die Mannschaft durch die Luke auf dem Vorderdeck langsam hinunterstieg. Nur ein Schiffsleutnant, derselbe, der Morgan bei dessen Eintreffen empfangen hatte, blieb an der Eintrittslücke der Bordwand des Hauptdecks stehen. Bald herrschte überall auf dem Fahrzeug tiefste Stille.

Unbeschäftigt, wie er war, begann Morgan, um die Zeit totzuschlagen, sich das Schiff in allen Teilen näher anzusehen.

Das Vorderteil enthielt die Mannschaftskammern und eine Küche, und darunter noch einen Raum für Reserveanker, Ketten und verschiedenes Tauwerk. Ja der Mitte befanden sich die Maschinen, und der hintere Teil war den Passagieren vorbehalten.

Hier, im Zwischendeck, lagen, vom Maschinenraume bis zum Heck, in mehreren Reihen siebzig Kabinen, darunter auch die Morgans. Sie war hinlänglich groß und weder besser noch schlechter ausgestattet als die andern. Darunter, zwischen dem eigentlichen Deck und der sogenannten Kuhbrücke oder dem Spardeck, herrschte der Tafelmeister in seinem Reiche, der Kambüse, und darüber befand sich auch der geräumige und recht prunkhaft ausgestattete Speisesaal. Ein langer, vom Besanmaste durchbohrter Tisch nahm fast die ganze Länge des Saales in der Mitte eines Ovals von Polsterbänken ein, die sich längs der Wände hinzogen.

Der mit zahlreichen Fenstern versehene Saal erhielt sein Licht von der Kuchl (einem sich außerhalb darum hinziehenden Gange) her und endete mit einer Art Kreuzgang, auf den die Treppen von den Kabinen mündeten. Durch die Seitenteile dieses Ganges konnte man nach der Kuchl

hinaustreten. Sein geradeaus verlaufender Teil trennte, bevor er auf dem Deck mündete, den Rauchsalon und gegenüber das Lesezimmer sowie die geräumige Kabine des Kapitäns an Steuerbord von den etwas beschränkteren Kabinen des zweiten Offiziers und des Leutnants an Backbord, die so lagen, daß die Offiziere das Deck bis zum Buge übersehen konnten.

Nach Beendigung seines Rundganges begab sich Morgan auf das Spardeck, als es auf einem fernen Turme gerade fünf schlug.

Da hatte sich draußen aber alles recht unerwünscht verändert. Ein heraufziehender Nebel, der jetzt nur noch leicht war, verdunkelte die Atmosphäre. Schon waren die Linien der Häuser am Kai ziemlich verschwommen, die Bewegungen der Lastträger sahen unbestimmt aus, und auf dem Schiffe selbst schienen sich die beiden Masten in ungewisser Höhe zu verlieren.

Auf dem Dampfer herrschte noch dieselbe Ruhe wie bisher, nur der schwarze Rauch, der aus dem Schornstein emporwirbelte, verriet, daß hier nicht alles Leben erstorben war.

Robert Morgan setzte sich auf eine Bank auf dem Vorderteile des Spardecks, lehnte sich an eine Relingsstütze und sah erwartungsvoll über den Bordrand hinaus.

Fast gleichzeitig betrat Thompson das Fahrzeug. Er warf Morgan einen Gruß freundschaftlichen Wohlwollens zu und ging dann mit unruhigen, zum Himmel gerichteten Blicken ein Stück hin und her.

Der Nebel nahm noch weiter zu und wurde bald so dicht, daß er die Abfahrt ernstlich in Zweifel stellte. Die Häuser sah man schon gar nicht mehr, und auf den Kais schwebten nur wunderliche Schattengestalten hin. Auf dem Strom bildeten die Masten der nächstliegenden Schiffe im Nebel undeutliche Linien, und verhüllt vom gelblichen Dunste schlich das Wasser

der Themse geräuschlos und unbemerkt dem Meere zu. Alles war von Feuchtigkeit getränkt; man atmete sozusagen Wasser.

Morgan schüttelte sich plötzlich vor Frost, er fühlte sich fast gänzlich durchnäßt und holte sich einen Kautschukmantel, unter dessen Schutze er seinen Beobachtungsposten wieder einnahm.

Gegen sechs Uhr tauchten vier Diener, unklar erkennbar, im Mittelgange auf, machten vor der Kabinetür des ersten Offiziers Halt und setzten sich in Erwartung ihrer zukünftigen Herren auf eine Bank zusammen.

Erst um halb sieben fand sich der erste Reiseteilnehmer ein. Robert Morgan glaubte das wenigstens, weil er Thompson eiligst davongehen und wie vom Nebel verhext verschwinden sah. Gleichzeitig kam Leben in die Stewards, ein Gewirre von Stimmen wurde laut und halberkennbare Gestalten schlüpften unten vor dem Spardeck vorüber.

Als ob der Ankömmling ein Signal zum Antreten gegeben hätte, wälzte sich von dieser Minute an der Zug der Reisenden ununterbrochen heran, so daß Thompson immer zwischen dem Gange zum Salon und der Öffnung in der Bordwand wie ein Weberschiffchen hin- und herschnellen mußte. Die Touristen folgten ihm auf der Ferse. Ob Männer, Frauen oder Kinder? Das hätte man kaum bestimmt sagen können. Sie tauchten auf und verschwanden wieder wie geisterhafte Wesen, deren Gesicht Morgan nicht erkennen konnte.

Doch hätte er denn nicht auch selbst an Thompsons Seite sein, ihm seine Hilfe anbieten müssen, und hätte er nicht von diesem Augenblicke an seine Rolle als Dolmetscher aufnehmen sollen? Leider fehlte es ihm dazu an Mut. Plötzlich überfiel ihn, wie ein akutes und furchtbares Fieber, eine tiefe Niedergeschlagenheit, unter der ihm das Herz zu Eis erstarrte.

Die Ursache dazu hätte er nicht nennen können, und übrigens dachte er auch gar nicht daran, sie sich klar zu machen.

Jedenfalls war es der Nebel, der seine Seele lähmte. Die düstre Wolke erstickte ihn, beengte ihn wie die Mauern eines Kerkers.

Bestürzt durch seine Verlassenheit, blieb er sitzen, während ihm vom Landgange, von den Kais, von ganz London das Geräusch geschäftigen Treibens ans Ohr schlug, das Leben und Treiben unsichtbarer Wesen, mit denen er nichts gemein hatte und nie gemein haben würde.

Inzwischen war der Dampfer »aufgewacht«. Durch das Skylight des Salons drangen Lichtstrahlen in das Nebelmeer. Auf dem Deck wurde es geräuschvoller. Verschiedene Reisende, die nicht zu sehen waren, fragten laut nach ihrer Kabine. Matrosen eilten wie Schatten nach allen Seiten.

Um sieben verlangte schon ein Reisender im Coffeeroom lachend einen Grog. Als es kurz darauf einige Augenblicke etwas ruhiger war, ertönte vom Deck her eine trockene, befehlerische Stimme.

»Ich glaube Sie doch ersucht zu haben, etwas aufmerksam zu sein!«

Morgan beugte sich nach unten. Da bewegte sich ein langer, dünner Schatten und hinter ihm zwei kaum sichtbare andre, vielleicht ein paar Frauen.

In diesem Augenblick zerteilte sich der Nebel, der eine Sekunde lang durch eine noch zahlreichere Gruppe gleichsam zurückgedrängt wurde. Morgan erkannte mit Gewißheit drei Frauen und einen Mann, die unter Führung Thompsons und vierer mit Gepäck beladner Seeleute eiligest dahinschritten.

Er beugte sich noch weiter hinaus, doch der Nebelvorhang schloß sich wieder... dicht, undurchdringlich. Die Unbekannten verschwanden unerkannt.

Mit dem halben Körper über die Bordwand hinausgelehnt, starre Morgan mit weit offnen Augen hinunter. Für keinen einzigen dieser Leute tat er heute nur das Geringste.

Und was sollte er morgen für sie sein? Eine Art Faktotum, fast ein vorübergehend angenommener Diener. Einer, der den Kutscher spielt und den Wagen nicht bezahlt; einer, der das Zimmer behütet, es aber nicht selbst bewohnt, einer, der mit dem Hotelier verhandelt und ungewohnte Gerichte verlangt. Da bedauerte er lebhaft seinen Entschluß und sein Herz erfüllte sich mit Bitterkeit.

Allmählich kam die Nacht heran und vermehrte nur die trübe Nebelstimmung. Die Positionslichter der Schiffe blieben ebenso unsichtbar wie die Laternen Londons. In der wie von nasser Baumwolle beschwerten Luft erstarb sogar der Lärm der Riesenstadt, die nach und nach in Schlaf zu sinken schien.

Plötzlich rief da im Dunkel aus der Nähe der Schanzkleidungslücke her eine Stimme:

»Abel!«

Eine zweite Stimme rief denselben Namen und zwei andre wiederholten nacheinander:

»Abel!... Abel!... Abel!«

Dann folgte ein Gemurmel. Die vier Stimmen vereinigten sich zu Ausrufen der Bestürzung, der größten Angst.

Ein vierschrötiger Mann galoppierte an Morgan so nahe vorbei, daß er ihn fast streifte, und rief immer wieder:

»Abel!... Abel!«

Sein Ton klang so verzweifelt und doch so komisch, er verriet deutlich eine so große Beschränktheit des Mannes, daß sich Morgan des Lächelns nicht enthalten konnte.

Dieser breitschulterige Reisende sollte also auch einer seiner späteren Herren sein.

Übrigens beruhigte sich bald alles. Man vernahm eine Knabenstimme, daneben krampfhaftes Schluchzen, und der dicke Mann rief:

»Da ist er!... Ich habe ihn!«

Nun begann wieder das allgemeine, unverständliche Gesumme von Stimmen, nur etwas schwächer. Der Zudrang von Reisenden nahm allmählich ab und hörte endlich ganz auf. Zuletzt war nur noch Thompson in dem hellerleuchteten Mittelgange sichtbar, doch auch er verschwand bald durch die Tür des Salons. Robert Morgan blieb auf seinem Platze zurück, nach ihm fragte, um ihn kümmerte sich ja niemand.

Halb acht Uhr waren die Matrosen ins Takelwerk gestiegen und hatten ein weißes Licht am vordern Maste, ein grünes an Steuerbord und ein rotes an Backbord angezündet. Das – vorschriftsmäßige – weiße Licht in Fahrt begriffener Dampfer am Stagseile des Mastes war vor Nebel allerdings nicht sichtbar.

So war alles zur Abfahrt bereit, wenn diese eben durch den Nebel nicht vorläufig verhindert wurde.

Doch nein, das sollte nicht der Fall sein.

Zehn Minuten vor acht Uhr sprang ein scharfer Wind in kurzen Stößen auf. Die Nebelwolken verdichteten sich schnell und es rieselte ein feiner, eisiger Regen hernieder. Die Lichter der Schiffe tauchten auf, zwar matt und trübe, aber doch endlich sichtbar.

Sofort erschien ein Mann auf dem Spardeck. Eine Goldborte glänzte. Man hörte feste Schritte. Der Kapitän bestieg die Kommandobrücke.

Durch die Nacht ertönte seine Stimme herunter:

»Alle Mann auf Deck! Zur Abfahrt fertig machen!«

Ein Geräusch von Tritten. Die Seeleute nahmen ihren Posten ein. Zwei nehmen, fast gerade unter Morgan, Platz, bereit, auf das erste Zeichen eine dort befestigte Trosse loszuwerfen.

Jetzt fragt eine Stimme:

»An der Maschine alles in Ordnung?«

Gleich darauf läuft ein leises Zittern durch das Schiff, zischend strömt eine Dampfwolke aus, die Schraube macht einige Schläge, dann ruft eine dumpfe Stimme aus der Tiefe:

»Alles klar!«

Der Kapitän kommandiert von neuem:

»Nach Steuerbord abfallen!

– Nach Steuerbord abfallen!« wiederholt der unsichtbare zweite Offizier, der bei den Kranbalken steht.

Ein Tau peitscht das Wasser mit lautem, gurgelndem Geräusch. Der Kapitän kommandiert:

»Einen Schlag rückwärts!

– Einen Schlag rückwärts! antwortet eine Stimme aus dem Maschinenraume.

– Stopp!«

Alles wird wieder still.

»Ruder zurück!... Halbe Kraft! Vorwärts!«

Das Schiff erbebt wieder. Die Maschine setzt sich in Bewegung.

Noch einmal wird die Fahrt kurze Zeit unterbrochen; ein Boot stößt ans Schiff, nachdem es die am Lande befestigten Sorrtäue losgeworfen hat.

Sofort setzt sich das Fahrzeug wieder in Bewegung.

»Das Boot aufgehißt!« ruft die Stimme des Obersteuermanns.

Ein wirres Geräusch von Blöcken, die auf das Deck aufschlagen. Dann stimmen die Matrosen, um in gleichmäßigem Takte zu ziehen, ein Lied in Moll an:

Er hat zwei Mädels... ‘was Schönres gibt’s nicht!

Goth boy falloë! Goth boy falloë!

Er hat zwei Mädels... ‘was Schönres gibt’s nicht!

Hurra, nach Mexiko... o... o!

»Etwas schneller! ruft der Kapitän.

– Etwas schneller!« wiederholt der zweite Offizier (der Obersteuermann).

Schon hat man die letzten, auf dem Strom liegenden Schiffe hinter sich gelassen. Der Weg wird freier.

»Volldampf voraus! kommandiert der Kapitän.

– Volldampf voraus!« tönt es als Echo aus der Tiefe zurück.

Die Schraube dreht sich schneller. Das Wasser wird aufgewühlt.

Das Schiff hat seine Fahrt angetreten. Die Reise hat begonnen.

Morgan sitzt noch still da, den Kopf auf den ausgestreckten Arm gelehnt. Noch immer rieselt der Staubregen herab. Er achtet nicht darauf, in seiner zunehmenden Traurigkeit bemerkt er es überhaupt nicht.

Vor ihm entrollt sich das Bild seiner ganzen Vergangenheit: seine Mutter, die er kaum deutlich erkennt, erscheint ihm, die Hochschule, wo er sich so glücklich gefühlt hat, und dann... ach, sein Vater! Nachher die unglücklichen Ereignisse, die seine ganze Existenz so tief erschüttert haben. Wer hätte ihm wohl jemals prophezeit, daß er sich eines Tags allein, ohne Freunde, ohne alle Mittel, zum Dolmetscher verwandelt auf einer Reise begriffen wiederfinden würde, deren trauriger Anfang im Nebel, im Dunkeln und im Regen vielleicht schon ihren Ausgang andeutete?

Wie lange ihn dieser Schwächeanfall in Fesseln schlagen würde, wußte er nicht, da schnellte er durch einen Tumult in die Höhe. Gebrumm, Aufschreie, Verwünschungen. Schwere Stiefel hämmern auf das Deck. Dann ein entsetzliches Scharren von Eisen gegen Eisen, eine ungeheure Masse schiebt sich an Backbord hin, um sofort wieder in der Finsternis zu verschwinden.

An den Fenstern zeigten sich erbleichte Gesichter; das Deck füllte sich mit zum Tode erschrocknen Passagieren. Doch die Stimme des Kapitäns beruhigte die allgemeine Aufregung.

Der Zwischenfall war ohne Bedeutung.

»Ja, für diesmal!« murmelte Robert für sich, als er das Spardeck wieder bestieg, während das Hauptdeck sich allmählich leerte.

Das Wetter schlug von neuem um. Der Regen, der nach und nach heftiger geworden war, hörte wie mit einem Schlag auf.

Schnell trat eine sichtbare Veränderung ein. Die Wolken jagten förmlich am Himmel hin, glänzend flimmerten daran die Sterne und die niedrigen Ufer des Stromes wurden erkennbar.

Robert Morgan sah nach der Uhr; es war jetzt ein Viertel auf zehn.

Die Lichter von Greenwich waren längst in der Ferne verschwunden. Hinter dem Backbord schimmerten am Horizonte noch die von Woolwich, und weit draußen blitzte das Leuchtfeuer von Stoneneß. Als dieses passiert war, sah man das von Broadneß. Um zehn Uhr kam der Dampfer an den Leuchtfeuern von Tilburyneß vorüber und zwanzig Minuten später wurde die Coalhouse-Spitze umschifft.

Morgan bemerkte jetzt, daß das Spardeck noch einen zweiten Nachtwandler hatte. Zehn Schritte von sich entfernt, sah er eine Zigarette glimmen. Er setzte seine Promenade noch ein Stück weit gleichgültig fort, dann trat er, ohne Willen dahin geführt, an das Oberlichtfenster des großen Salons.

Im Schiffe drin herrschte tiefes Schweigen. Die Passagiere hatten einer nach dem andern ihre Kabine aufgesucht. Der große Salon war leer.

Nur eine Dame, Morgan gegenüber, las noch, halb ausgestreckt auf einem Divan liegend, in einem Buche. Er konnte sie ungestört betrachten, konnte die hell beleuchteten zarten Züge erkennen, die blonden Haare und die dunkeln

Augen sehen, ebenso wie den schlanken Wuchs und den kleinen Fuß, der aus einem eleganten Unterkleide hervorlugte. Er bewunderte die Grazie ihrer Haltung und die Schönheit der Hand, die die Blätter des Buches umwendete. Wahrlich, das war eine reizende Reisegenossin, und kurze Zeit verlor er sich völlig in ihre Betrachtung.

Der Raucher machte da aber eine Bewegung, hustete und stieß mit dem Fuße auf. Beschämt über seine Indiskretion, entfernte sich Morgan von dem Oberlichtfenster und setzte seinen Spaziergang wieder fort.

Immer weiter folgte ein Leuchtturm dem andern. Zehn Minuten nach elf Uhr befand sich das Schiff gegenüber der Signalstation. In der Ferne sah man schon die Lichter von Nore und Great-Nore, zwei Wachposten ähnlich, verloren im Ozeane.

Morgan beschloß nun, sich zur Ruhe zu begeben. Er verließ das Spardeck, ging die nach den Kabinen führende Treppe hinunter und im Gange weiter, doch gleich einem Träumer, ohne Aufmerksamkeit auf alles, was ihn umgab.

Worüber grübelte er wohl? Über das traurige Selbstgespräch von vorhin? Oder dachte er vielleicht an das liebliche Bild, das er eben bewundert hatte? Bei einem Manne von achtundzwanzig Jahren hat ja die Traurigkeit flüchtige Füße.

Zu klarerem Bewußtsein kam er indes erst, als er die Hand auf die Tür seiner Kabine legte; da bemerkte er, daß er nicht allein war.

Gleichzeitig wurden nämlich zwei andre Türen geöffnet. In die der seinigen zunächstgelegne Kabine trat eine Dame ein, und in die nächstfolgende ein Herr. Die beiden Passagiere warfen einander einen vertrauten Gruß zu, dann drehte sich aber die Nachbarin Morgans noch einmal um und streifte diesen mit einem flüchtigen Blicke, der ihm jedoch genügte,

die schöne Erscheinung aus dem großen Salon wiederzuerkennen.

Er stieß nun seine Tür auf.

Als er sie hinter sich schloß, stieg das Schiff, in den Fugen knarrend, ein gutes Stück empor und sank dann wieder in einen tosenden Schaumstrudel zurück. Und in dem Augenblicke, wo sich die erste Woge herangewälzt hatte, ging es auch wie ein Pfeifen durch die Takelage vom ersten Atemzuge des offnen Meeres.

Viertes Kapitel

Das erste Zusammentreffen

Bei Tagesanbruch war kein Land mehr in Sicht. Vom wolkenlosen Himmel glänzte die Sonnenscheibe blendend auf den ungeheuern Kreis der Meeresfläche nieder. Das Wetter war herrlich, und als ob der Dampfer sich ebenfalls der Schönheit der Natur erfreute, glitt er rasch dahin und zerteilte, wie in freundschaftlichem Kampfe, die kecken, kurzen Wellen, die ihm eine frische Brise aus Nordwesten entgegentrieb.

Als der Steuermann das sechste Glas anschlug, verließ der Kapitän Pip die Kommandobrücke, auf der er die ganze Nacht geblieben war, und übergab dem Obersteuermann die Führung des Schiffes.

»Westlichen Kurs halten, sagte er noch.

– Schön, Herr Kapitän«, antwortete der zweite Offizier, der nun die Brücke bestieg.

– Die Backbordwache zum Deckwaschen!« lautete sein erster Befehl.

Statt unmittelbar seine Kammer aufzusuchen, hatte der Kapitän erst noch einen Rundgang angetreten, wobei er alles auf dem Schiffe mit scharfem, prüfendem Auge musterte.

Er ging bis auf das Vorderkastell und beobachtete hier, über den Steven hinausgebeugt, wie sich der Dampfer auf den Wellen hob und senkte. Dann suchte er das Hinterdeck auf und betrachtete längre Zeit das hellere Kielwasser. Von da aus begab er sich nach dem Oberlichte des Maschinenraumes und horchte aufmerksam auf das metallische Dröhnen der

Bleuelstangen und der auf- und absteigenden Kolben in den Dampfzylindern.

Schon wollte er sich entfernen, als sich eine galonierte Mütze aus einer engen Öffnung erhob. Der erste Maschinenmeister, Mr. Bishop, betrat das Deck, um sich hier einmal an der frischen Morgenbrise zu erquicken.

Die beiden Offiziere drückten einander die Hände, blieben dann aber Auge in Auge schweigend vor einander stehen, während der Kapitän einen forschenden Blick in die Tiefe warf, wo das eiserne Ungetüm, die Maschine, arbeitete.

Mr. Bishop verstand die stumme Frage.

»Ja, Herr Kommandant, es ist so!« sagte er mit einem leisen Seufzer.

Er erklärte sich nicht weiter. Der Kapitän schien durch die knappe Antwort jedoch hinlänglich unterrichtet zu sein, denn er stellte keine weitere Frage, sondern begnügte sich, sichtbar unzufrieden, mit dem Kopfe zu schütteln. Nachher setzten die beiden Offizier gemeinsam die vom Kapitän begonnene Besichtigung fort.

Noch gingen sie hier- und dorthin, als Thompson sichtbar wurde und das Spardeck bestieg.

Als dieser es auf der einen Seite betrat, kam auch Morgan von der andern herauf.

»Ah sieh, rief Thompson, da ist ja unser Herr Morgan. Na, haben Sie denn gut geschlafen, Herr Professor? Sind Sie zufrieden mit Ihrer schönen Kabine... Herrliches Wetter das, Herr Professor, nicht wahr?«

Morgan hatte instinktiv den Kopf umgedreht; er erwartete einen Passagier hinter sich zu sehen. Der Titel »Professor« konnte doch hier seiner bescheidnen Person nicht gelten.

Er kam aber nicht dazu, etwas auf die Anrede zu erwidern. Thompson hatte seine Rede plötzlich abgebrochen. Ihm schien

ein anderer Gedanke durch den Kopf gefahren zu sein, denn er eilte spornstreichs die Treppe hinunter auf das Hauptdeck.

Morgan sah sich um, konnte aber nirgends einen Grund für dieses fluchtähnliche Verschwinden entdecken. Außer zwei Passagieren, die eben heraufgekommen waren, war das Spardeck völlig leer. Man hätte glauben können, das Erblicken der beiden Reisenden hätte Thompson vertrieben. Ihr Aussehen war jedoch keineswegs erschreckend... originell freilich und sonderbar, aber das ist doch etwas ganz andres.

Wenn es den Franzosen im Notfalle möglich ist, eine andre Nationalität als die ihrige anzunehmen, ohne die Zweifelsucht ihrer improvisierten Landsleute zu erwecken, so ist den Söhnen Albions eine solche Verwandlung doch ganz unmöglich. Um andre zu täuschen, haften am Engländer viel zu charakteristische Kennzeichen seiner Rasse, die zu verdecken ihm niemals gelingt.

Einer der beiden Passagiere, die hier herausgekommen waren und jetzt auf Morgan zuschritten, lieferte das schlagendste Beispiel für die Richtigkeit dieser Beobachtung: es war unmöglich, noch mehr Engländer zu sein. Er wäre sogar ein großer Engländer gewesen, wenn die Höhe seiner Gestalt genügt hätte, ihn als solchen zu bezeichnen. Übrigens war er ziemlich hager, jedenfalls um das Gleichgewicht des Körpers zu sichern und um das Gesamtgewicht nicht zu überschreiten, auf das ein normal gebautes Menschenkind ein Recht hat.

Sein langer Rumpf ruhte auf langen Beinen, die wieder in lange Füße ausliefen, mit denen er so fest auftrat, als wollte er von dem Boden um sich gleich Besitz nehmen.

Doch von einem Engländer weiß man's ja: wo er auch hinkommt, ist es stets sein erstes, den Unionjack aufzupflanzen.

Seiner äußern Erscheinung nach hatte dieser Passagier viel Ähnlichkeit mit einem alten Baume. Dessen Knorren vertraten

bei ihm runzliche Gelenke, die bei der geringsten Bewegung schabten und knarrten wie die Zahnräder einer schlechtgeölten Maschine. Was seinen Körper anging, fehlte es ihm jedenfalls an der nötigen Gelenkschmiere, und nach der ersten Beobachtung zu urteilen, mochte er wohl geistig ebenso schwer beweglich sein.

Das mußte man wenigstens annehmen, wenn man die Augen über das Gesicht des Mannes vom untern nach dem obern Teile des Kopfes schweifen ließ.

Da sah man zuerst eine lange, dünne Nase mit scharfer Spitze. An jeder Seite dieses gefährlichen Gebirgskammes brannten an der gewöhnlichen Stelle der Augen zwei kleine Kohlen, und darunter lag eine schmale Spalte, die nur, wer mit den Naturgesetzen vertraut war, als einen Mund erkennen konnte, welcher zu Bosheiten wie geschaffen aussah. Als Rahmen diente dem Bilde endlich ein Heiligschein von lebhaftem Rot, der auf dem höchsten Teile des Schädelns mit sorgfältig geglätteten, durch einen schnurgeraden Scheitel geteilten Haaren anfing und in unbestimmbare Spitzen eines wolkigen Backenbartes auslief. »Steifigkeit!« so schrien einen Scheitel und Backenbart förmlich an.

Das Gesicht im ganzen war eine Reihe von Buckeln und Tälern. Gott, der die Menschen mit seinen Händen formte, hatte in diesem Falle offenbar nur mit Faustschlägen gearbeitet, und das Ergebnis, dieses Gemisch von Feinheit, Malice, Bosheit und Steifigkeit wäre kein glückliches gewesen, wenn auf den bergigen Zügen, die an ein Gebiet vulkanischen Ursprungs erinnerten, nicht gleichzeitig das Bild einer ausgeglichenen, ruhigen Seele geleuchtet hätte.

Der seltsame Herr war in der Tat noch ruhiger, als man sich's vorstellen kann. Er ließ sich durch nichts hinreißen, erhitzte sich niemals, erhob niemals seine Stimme, die nur einen einzigen Ton hatte, lauter und wirkte damit wie der

Generalbaß, der die andern Instrumente eines Musikstückes leitet.

Der hier beschriebene Herr war auf dem Spardeck nicht allein. Er führte oder schleppte vielmehr eine Art wandelnde Festung hinter sich, einen noch größern Mann als er selbst, der auch verhältnismäßig dick und breit war, einen Koloß von überwältigender, aber gutmütiger Erscheinung.

Die beiden Gestalten traten an Robert Morgan heran.

»Haben wir das Vergnügen, Herrn Professor Morgan vor uns zu sehen? fragte der erste mit einer so harmonischen Stimme, als ob er gerade Kieselsteine zerkaut.

– Zu Ihren Diensten, meine Herren, antwortete Morgan mehr maschinenmäßig.

– Den sprachkundigen Begleiter der Reisegesellschaft?

– Wie Sie sagen.

– Ah, sehr angenehm, Herr Professor, versicherte mit eisiger Kälte der Herr, der mit den Fingern durch seinen hochroten Backenbart strich. Mein Name ist Saunders, augenblicklich Passagier.«

Morgan machte eine leichte Verbeugung.

»Da wir uns nun über das Nötigste klar sind, Herr Professor, erlauben Sie mir, Ihnen Herrn Van Piperboom aus Rotterdam vorzustellen, dessen Erscheinen den Reiseunternehmer, Herrn Thompson, ganz besonders in Verlegenheit zu setzen schien.«

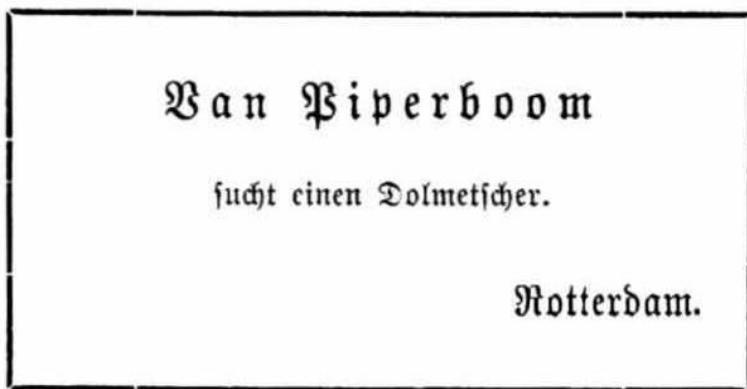
Als er seinen Namen nennen hörte, verneigte sich der Herr Van Piperboom mit größter Höflichkeit.

Morgan sah den Wortführer mit einem gewissen Erstaunen an. Thompson hatte sich jedenfalls »salviert«. Doch weshalb hätte er sich beim Anblick seiner Passagiere beunruhigen sollen, und wie kam dieser Herr Saunders dazu, gegen den Angestellten genannten Thompsons eine solche Bemerkung fallen zu lassen?

Saunders äußerte sich nicht über seine Gründe. Sein Gesicht blieb ernst und kalt wie immer. Nur seine etwas hervorlugende Zungenspitze hätte Morgan bei näherer Kenntnis des Herrn verraten müssen, daß dieser eine recht treffende Bemerkung gemacht zu haben glaubte.

»Herr Van Piperboom, fuhr er fort, kennt ganz und gar keine andre Sprache als die holländische und hat sich bisher vergeblich bemüht, einen Dolmetscher zu finden, wie ich aus dieser Karte erkannt habe, womit er sich vorsichtigerweise versehen hat.«

Saunders brachte bei diesen Worten eine Visitenkarte zum Vorschein, auf der Morgan lesen konnte:



Piperboom glaubte das auf der Karte ausgesprochene Gesuch wohl noch bekräftigen zu müssen, denn er sagte mit einer Flötenstimme, die mit seinen Körpermaßen in grellem Widerspruch stand:

»Inderdaad, Mynheer, ik ken geen woord engelsch...«

– Da hat es Herr Piperboom schlecht getroffen, denn holländisch verstehe ich ebensowenig wie Sie.«

Der dicke Passagier setzte seine Anrede fort:

»...ach zal ik dikwyls Uw raad invinnen op die reis.«

Er begleitete seinen Satz mit einem liebenswürdigen Gruße und einem einnehmenden Lächeln.

»Wie, Sie sprechen nicht holländisch?... Bezieht sich denn das hier nicht auf Sie?« rief Saunders, indem er aus der Tiefe seiner Tasche ein Papier hervorholte, das er Morgan hinhieß.

Dieser ergriff das ihm vorgewiesene Blatt. Darauf stand außer dem Reiseprogramme Wort für Wort der Text der ersten Plakate, und ganz unten auch die auf den begleitenden Dolmetscher bezügliche Bemerkung, doch soweit verändert, daß sie nun lautete:

»Ein Professor der Universität von Frankreich, der alle Sprachen beherrscht, hat sich freundlichst herbeigelassen, sich den geehrten Herren Reiseteilnehmern als sprachkundiger Führer zur Verfügung zu stellen.«

Als Morgan das gelesen hatte, erhob er die Augen zu Saunders, richtete sie dann nochmals auf das Papier und sah sich hierauf überallhin um, als hoffte er auf dem Deck eine Erklärung für die Tatsache zu finden, die ihm unfaßbar vorkam. Da erblickte er Thompson, der sich über das Oberlicht des Maschinenraumes beugte und in die Betrachtung der Bleuelstangen und der Dampfzylinder versunken zu sein schien.

Sofort ließ er Saunders und Piperboom stehen und lief, vielleicht etwas schnell, zu dem Agenten hin, dem er das unglückselige Programm entgegenstreckte.

Thompson schien diesen Überfall vorhergesehen zu haben... der Thompson, der sich immer Rat wußte.

Gemächlich und freundschaftlich schob er seinen Arm unter den Morgans und zog den erzürnten Dolmetscher ruhig, aber entschlossen, mit sich fort. Es sah ganz so aus, als ob sich zwei gute Bekannte friedlich von Regen oder schönem Wetter unterhielten.

Morgan war jedoch nicht der Mann, der sich mit solch leichter Münze abfinden ließ.

»Können Sie mir erklären, Herr Thompson, rief er heftig, was diese Zusicherungen in Ihrem Programm bedeuten sollen? Habe ich wohl je ein Wort davon gesagt, daß ich alle Sprachen spräche?«

Thompson lächelte harmlos.

»Na, na, nur gemach, antwortete er besänftigend, dergleichen bringt das Geschäft nun einmal mit sich, lieber Herr!

– Eine Unwahrheit läßt sich damit aber niemals entschuldigen«, entgegnete Morgan trocken.

Thompson zuckte verächtlich mit den Achseln. »Ach was, was zur Reklame gehört, könnte man doch niemals eine eigentliche Lüge nennen.«

»Sagen Sie mir nur, lieber Herr Morgan, worüber haben Sie sich im Grunde zu beklagen? Jene Bemerkung, behauptete ich, ist ja völlig zutreffend. Sind Sie denn nicht Franzose?... Sind Sie nicht Professor?... Haben Sie nicht auf der Universität von Frankreich studiert und Ihre Diplome nicht von dieser erhalten?«

Thompson schwelgte ordentlich in der Kraft seiner Beweisgründe; er lauschte seinen eignen Worten, er überredete sich selbst.

Morgan war nicht in der Laune, ein so nutzloses Gespräch weiter fortzuführen.

»Ja ja, Sie haben ganz recht, begnügte er sich ironisch zu antworten. Ich kenne natürlich alle Sprachen, das ist ja selbstverständlich.

– Nun also!... Wie, alle Sprachen? wiederholte Thompson. Das heißt natürlich nur, alle ‘nützlichen’ Sprachen. Freilich, das Wort ‘nützliche’ war vergessen worden. Na, wahrlich, das ist doch kaum der Rede wert!«

Morgan wies mit der Hand auf Piperboom hin, der aus einiger Entfernung dem Zwiegespräche in Gesellschaft von Saunders gelauscht hatte. Gegen dieses Beweismittel gab es keinen Widerspruch.

Thompson beurteilte das wahrscheinlich doch etwas anders, denn er knackte nur zerstreut mit den Fingern. Dann kam ein Laut wie »Lappalie« über seine zusammengepreßten Lippen, und darauf ließ er, sich ungezwungen auf den Fersen umdrehend, den jungen Mann einfach stehen.

Morgan hätte die Auseinandersetzung doch vielleicht noch weiter geführt, da bekamen seine Gedanken aber durch einen Zwischenfall eine andre Richtung. Eben trat nämlich ein Passagier aus dem zu den Kabinen führenden Gange und kam geraden Wegs auf ihn zu.

Blond, von hohem Wuchs und von anspruchsloser, doch sorgfältiger Eleganz, hatte dieser Passagier ein bestimmtes Etwas von einem »Nicht-Engländer« an sich, worüber Morgan sich gar nicht täuschen konnte. Er hörte sich auch mit Vergnügen, doch ohne Überraschung, in seiner Muttersprache anreden.

»Herr Professor, begann der Ankömmling mit einer Art ansteckender guter Laune, man hat mir gesagt, daß Sie sich als Dolmetscher an Bord befänden.

– So ist es, mein Herr.

– Und da ich, wenn wir in die Gebiete Spaniens kommen, jedenfalls Ihrer Unterstützung bedürfen werde, wollte ich, als Landsmann, mich Ihrem besondern Wohlwollen empfehlen. Erlauben Sie, mich vorzustellen: Roger de Sorgues, Leutnant im vierten Jägerregiment, gegenwärtig zum Zwecke der Erholung beurlaubt.

– Der Dolmetscher Robert Morgan steht ganz zu Ihren Diensten, Herr Leutnant.«

Die beiden Franzosen verabschiedeten sich voneinander. Während sein Landsmann nach dem Vorderteile ging, wendete sich Morgan wieder der Stelle zu, wo Saunders und der ungeschlachte Holländer gestanden hatten. Er fand sie jedoch nicht mehr: Saunders war verschwunden, und mit ihm der sanftmütige Piperboom.

Saunders war zuerst weggegangen, und augenblicklich seines sperrigen Begleiters ledig, spazierte er um den Kapitän Pip herum, dessen Verhalten ihn zu reizen schien.

Kapitän Pip hatte, das ließ sich nicht leugnen, auch sonderbare Züge und merkwürdige Gewohnheiten an sich.

Wenn ihn irgendetwas, Kummer oder Freude, erregte und er in den »Seelenzustand« kam, wo der Mensch im allgemeinen das Verlangen nach einem Vertrauten empfindet, da blieb der Kapitän bis aufs äußerste zugeknöpft, da kam kein Wort über seine Lippen: erst nach Verlauf einer gewissen Zeit, nachdem sich in seinem Innern eine geheimnisvolle Arbeit abgespielt hatte empfand er das Bedürfnis, eine »verschwisterte Seele« zu finden, in deren Brust er ausschütten konnte, was ihn bedrückte. Hier sei gleich bemerkt, daß er diese »verschwisterte Seele« ohne Schwierigkeit fand, freilich hatte sie vier Füße und hielt sich stets gegen zwanzig Zentimeter hinter den Fersen ihres Herrn.

Von der Rasse der zottigen englischen Griffons, aber von nicht nachweisbarer Abstammung, hörte dieser treue Freund folgsam auf den Namen Artimon. Hatte der Kapitän einen Ärger oder ein Vergnügen, so rief er Artimon zu sich und vertraute seiner Verschwiegenheit die Gedanken, die ihm dabei aufgestiegen waren.

Am heutigen Morgen bedurfte der Kapitän ohne Zweifel notwendig eines Vertrauten, denn kaum war der Herr Bishop weg, als er eiligen Schrittes auf den Besanmast zuging und mit kurz abgerissener Stimme nach seinem Artimon rief.

Vollkommen gewöhnt an eine solche Aufforderung, erschien der abscheuliche schmutziggelbe Kläffer, der ihm auf Schritt und Tritt folgte, sogleich vor ihm, setzte sich auf sein Hintergestell und erhob, mit allen Zeichen gespannter Aufmerksamkeit, die klugen Augen zu seinem Gebieter.

Der Kapitän Pip schwieg aber zunächst noch still. Was in ihm kochte, war noch nicht gar genug, herausgegeben zu werden. Noch eine Zeitlang blieb er stumm und unbeweglich stehen, nur seine Augenbrauen waren gerunzelt, und den Artimon ließ er in einer peinlichen Ungewißheit sitzen.

Jedenfalls wollte er sein Herz von einer Sorge, gewiß von keiner freudigen Erfahrung entlasten. Die verschwisterte Seele konnte sich darüber nicht täuschen, denn der Hund sah das an dem aufgespreizten Schnurrbart seines Freundes und an dem unheimlich leuchtenden Feuer seiner Augen, deren Pupillen vom Unmut weiter auseinandergedrängt erschienen.

Diesen wütenden Blick ließ der Kapitän, während er grausam seine Nasenspitze knetete, von den Kranbalken bis zum Hackbord und vom Hackbord wieder bis zu den Kranbalken hinschweifen. Nachdem er dann kräftig ins Meer hinuntergespuckt hatte, stampfte er mit dem Fuße auf und rief, indem er Artimon dazu gerade ansah, mit zornbebender Stimme:

»Nein, die ganze Geschichte ist der reine Jammer, Herr!«

Artimon neigte wie verzweifelt den Kopf.

»Wenn uns nun so ein richtiges Wetterchen überfiele... wie?... Was denn dann, Master?«

Der Kapitän machte eine Pause und mißhandelte seine Nase von neuem.

»Das würde hübsch werden, Herr!« sagte er mit triumphierendem Nachdruck.

Die vertraulichen Mitteilungen seines Herrn waren niemals lang; Artimon glaubte deshalb, hiermit entlassen zu sein und

hielt sich für berechtigt, nun einige Bewegung zu machen. Die Stimme seines Herrn fesselte ihn jedoch nochmals an seinen Platz. In den Zügen des Kapitäns spielte ein grimmiges Hohnlächeln, während er die Angaben des Prospektes ziemlich vernehmbar vor sich hincurmelte:

»‘Prächtiger Dampfer.’ Ah... ja freilich!... Von ‘ zweitausendfünfhundert Tonnen’!«

Da erhab sich eine hohle Stimme zwei Schritte neben ihm:

»Bordelaiser Tonnen, Herr Kapitän!«

Pip beachtete die Unterbrechung nicht.

»‘... und mit dreitausend Pferdekräften’! fuhr er fort, Herr, das nenn’ ich ‘den Mund vollnehmen’.

– Ponykräfte, Herr Kapitän, dreitausend kleine Ponies,« ertönte dieselbe Stimme.

Diesmal horchte der Kommandant etwas genauer darauf. Er warf dem frechen Störenfried einen zornigen Blick zu und entfernte sich dann, während sein passiver Vertrauter, der nun wieder zur Rolle des Hundes zurückkehrte, sich davonschlich.

Als Saunders – denn der war es, der jene Bemerkungen hingeworfen hatte – den Kapitän sich entfernen sah, überließ er sich einem Ausbruche von Heiterkeit, der sich zwar nicht in der gewöhnlichen Weise zeigte, doch von dem Zucken und Schütteln seiner Glieder deutlich verraten wurde.

Nach dem ersten Frühstück füllte sich das Spardeck bald mit Passagieren, von denen die einen gemächlich auf und ab spazierten und die andern, in Gruppen zusammensitzend, plauderten.

Eine dieser Gruppen erregte besonders die Aufmerksamkeit Morgans. Sie bestand, fern von ihm auf dem Vorderteile des Spardecks, aus drei Personen, unter diesen zwei Damen. In der einen aber, die eben die letzte Nummer der Times durchflog, erkannte er die liebliche Erscheinung von gestern Abend, seine schöne Kabinennachbarin.

Ob verheiratet oder Witwe, jedenfalls war es eine Frau etwa im Alter von zwei- bis dreißig Jahren. Er hatte übrigens recht gehabt, sie reizend zu finden, denn im Sonnenschein machte sie einen ebenso bezaubernden Eindruck wie im künstlichen Lichte.

Ihre Gefährtin war ein junges Mädchen von neunzehn bis zwanzig Jahren, der auffallenden Ähnlichkeit nach jedenfalls ihre Schwester.

Der zu der Gruppe gehörige Herr hatte auf den ersten Blick gerade nichts Anziehendes an sich. Klein, mager, mit herabhängendem Schnurrbart und eingefallener Nase, sowie mit zwei Spürhundangen und doch unbestimmbarem Blicke... die ganze Erscheinung gefiel Morgan nicht im geringsten.

»Na, das ist ja am Ende gleichgültig,« sagte er für sich.

Dennoch konnte er seine Aufmerksamkeit nicht sogleich von dem Manne abwenden. Eine unwillkürliche Ideenverbindung erinnerte ihn beim Anblick dieser unsympathischen Persönlichkeit an den Raucher, der ihn am verflossenen Abend zum Rückzuge vom Salonskylicht genötigt hatte.

»Jedenfalls ein eifersüchtiger Ehemann,« dachte Morgan, die Achseln zuckend.

In diesem Augenblicke verstärkte sich der Wind, der schon vom Morgen an die Neigung aufzufrischen gezeigt hatte, zu einer Art plötzlicher und kurzer Bö. Das Zeitungsblatt, worin die junge Frau las, wurde ihr aus der Hand gerissen und flatterte nach dem Meere zu. Morgan nahm sofort die Verfolgung des Flüchtlings auf und hatte das Glück, ihn gerade noch zu packen, als er für immer verschwinden wollte. Spornstreichs brachte er das Blatt seiner reizenden Nachbarin zurück, die ihm mit einem freundlichen Lächeln dankte.

Nach Verrichtung dieses leichten Ritterdienstes wollte sich Morgan eben feinfühlig zurückziehen, als Thompson ihm den Weg vertrat, nein, richtiger: sich auf ihn stürzte.

»Bravo, Herr Professor!... Bravo! rief er. Frau Lindsay, Fräulein Clarck und Herr Lindsay, gestatten Sie mir, Ihnen Herrn Robert Morgan, Professor der Universität von Frankreich, vorzustellen, der die Güte gehabt hat, für die Reisegesellschaft die undankbare Rolle eines Dolmetschers zu übernehmen, was Ihnen noch einmal den Beweis liefern wird – wenn ein solcher überhaupt noch nötig wäre – daß die Agentur nichts verabsäumt hat, das Vergnügen und die Bequemlichkeit der Reisenden zu sichern.«

Thompson war prächtig, wenn er eine solche Tirade losließ, prächtig in seiner Kühnheit und seiner Überzeugungstreue, Morgan dagegen, was seine Person anging, in großer Verlegenheit. Durch sein Schweigen wurde er ja zum Mitschuldigen an jenen Unwahrheiten. Einen peinlichen Auftritt wollte er anderseits aber auch nicht hervorrufen. Thompsons Erklärung mußte ihm ja zum Vorteil sein. Jedenfalls würde man einem Professor mit mehr Achtung begegnen, als einem einfachen sprachkundigen Führer.

Eine Aufklärung bezüglich der vorliegenden Frage überließ er deshalb der Zukunft und verabschiedete sich einfach mit einer gemessenen höflichen Verbeugung.

»Das ist ja ein recht angenehmer Herr,« sagte Frau Lindsay, die Morgan mit den Blicken folgte, zu Thompson.

Thompson nahm einen vielsagenden Gesichtsausdruck an. Er warf nachdrucksvoll den Kopf in die Höhe, blies die Backen auf und spitzte die Lippen, um damit zu erkennen zu geben, eine wie hervorragende Persönlichkeit der Dolmetscher der »Seamew« wäre.

»Ich bin ihm um so mehr verbunden, mein Journal gerettet zu haben, nahm Frau Lindsay wieder das Wort, weil es eine Mitteilung enthält, die einen unsrer Reisegefährten betrifft, folglich auch uns alle ein wenig angeht. Urteilen Sie selbst,« setzte sie dann hinzu und las mit lauter Stimme:

»Heute, am 11. Mai, wird der vom Reisebureau Thompson und Kompagnie gecharterte Dampfer »Seamew« zu der von der Agentur veranstalteten Rundreise in See stechen. Wir hören, daß sich auch Herr E. T. ein Mitglied des Klubs der Selbstmörder, unter den Passagieren befindet. Das läßt erwarten, daß jedenfalls bald interessante Vorfälle zu berichten sein werden.«

»Wa... was? stieß Thompson hervor. Um Verzeihung, gnädige Frau, wollen Sie mir erlauben?...«

Damit nahm er Frau Lindsay das Zeitungsblatt schon aus der Hand und durchlas den betreffenden Satz mit größter Aufmerksamkeit.

»Wahrlich, das ist ein bißchen stark! rief er endlich. Was hat denn dieses Original hier vor? Und wer von den Reiseteilnehmern mag es wohl sein?

Thompson durchmusterte eilends die Passagierliste.

»Der einzige, erklärte er, auf den die Anfangsbuchstaben E. T. passen, ist ein Herr Edward Tigg, der... Doch Achtung! Den sehen Sie dort ganz allein, die Augen aufs Wasser gerichtet, an den Wanten des Fockmastes stehen. Nur er kann gemeint sein. Er ist es ganz bestimmt. Aufgefallen war er mir ja nicht, und doch hat er ein so finstres, so unheildrohendes Gesicht!...«

Thompson wies dabei auf einen etwa vierzigjährigen Herrn mit gebräuntem Teint, gekräuselten Haaren und spitzem Barte, der übrigens einen recht guten Eindruck machte.

»Was ist denn das überhaupt mit diesem Klub der Selbstmörder? fragte Fräulein Clarck.

– Das wird Ihnen, geehrtes Fräulein Clarck, als Amerikanerin allerdings kaum bekannt sein. Der Verein der Selbstmörder ist eine ganz spezifisch englische Gesellschaft, wie ich zu behaupten wage, antwortete Thompson mit sichtbarer Selbstbefriedigung. Er besteht nur aus Leuten, die des Lebens überdrüssig sind. Ob daran bei ihnen schmerzliche Erfahrungen

schuld sind oder nur die Qual der Langenweile, alle Mitglieder haben die Absicht, sich über kurz oder lang selbst umzubringen. Ihre Gespräche drehen sich nur um diesen heikeln Punkt und ihre Zeit vergeht damit, daß sie nach einer originellen Art und Weise suchen, ihrem Leben ein Ende zu machen. Ohne Zweifel rechnet dieser Herr Tigg nur auf einen unvorhergesehenen Vorfall während der Reise, um sich da auf seltene und aufsehenerregende Weise den Tod zu geben.

– Der arme Mann! riefen beide Schwestern gleichzeitig und mit einem bedauernden Blick auf den Verzweifelten.

– Ach, ich bitte Sie! sagte dazu Thompson, den die Sache weit weniger aufzuregen schien. Für das Weitere lassen Sie mich nur sorgen. Ein Selbstmord an Bord, na wahrlich, das wäre ja gar zu lustig! Erlauben Sie mir, Sie zu verlassen, gnädige Frau. Ich werde die Sache bekannt machen, damit alle auf diesen interessanten Passagier ein Auge haben.

– Es ist doch ein liebenswürdiger Mann, der Herr Thompson! meinte Dolly, als der redselige Manager sich entfernt hatte. Er kann unsren Namen kaum aussprechen, ohne einen schmeichelhaften Zusatz einzuflechten. Da ist die hübsche Miß Dolly hier und die reizende Mistreß Alice Lindsay da. Er erschöpft sich niemals!

– Kleine Närrin, wehrte ihr Alice mit mildem Ernst.

– Brummige Mutter!« gab ihr Dolly mit schalkhaftem Lächeln zurück.

Inzwischen hatten sich, einer nach dem andern, alle Passagiere auf dem Spardeck eingefunden.

Mit dem Wunsche, sich so viel wie möglich über die Reisegefährten, die ihm der Zufall beschert hatte, zu unterrichten, hatte Morgan sich eines Schaukelstuhls bemächtigt und betrachtete, die Passagierliste in der Hand, das Bild, das sich vor ihm aufrollte.

Die Liste enthielt zuerst die Offiziere, die Mannschaft und das sonstige Personal der »Seamew«. In dem Verzeichnisse fand Morgan auch seinen Namen an hervorragender Stelle.

Ehre, dem Ehre gebührt! Thompson machte mit dem Titel »General-Administrator« den Anfang. Dann folgte der Kapitän Pip und diesem unmittelbar der erste Maschinist, Herr Bishop. Gleich nachher aber stand der Herr Professor Robert Morgan aufgezeichnet. Der General-Administrator wollte seinen sprachkundigen Führer offenbar in Ehren gehalten wissen.

Den höchsten Autoritäten an Bord schloß sich dann der Obersteuermann an und diesem endlich die ganze Menge von Matrosen und dienstbaren Geistern. Morgan hätte, wenn's ihm eingefallen wäre, auch die Namen der Betreffenden lesen können: Flyship, Obersteuermann... Brown, Leutnant... Sky, Bootsmann, und dann die Namen der fünfzehn Seeleute und Schiffsjungen, den des zweiten Maschinisten und die der sechs Heizer, ferner die der sechs Stewards, der vier Stewardessen, der beiden Küchenvorsteher und endlich die zweier pechschwarzer Neger, deren einer furchtbar groß, der andre furchtbar mager war, so daß sie von einem Witzbold schon die Namen Mister Rostbeaf und Mister Sandwich bekommen hatten.

Morgan, der sich ja nur für die Passagiere interessierte, die in der Zahl von dreiundsechzig aufgeführt waren, übersprang jene öde Aufzählung. Er bemühte sich, von den Reiseteilnehmern zu erkennen, welche davon Familien bildeten, und den Gesichtern, die bei ihm vorüberkamen, die Namen beizulegen.

Das wäre freilich ein schwieriges und zu vielen Irrtümern Anlaß gebendes Unterfangen gewesen, wenn Thompson jetzt nicht die Rollen getauscht hätte und seinem Dolmetscher als Cicerone zu Hilfe gekommen wäre.

»Aha, ich sehe, was Sie beschäftigt, sagte er, neben ihm Platz nehmend. Wünschen Sie, daß ich Ihnen helfe? Es ist ja gut, daß

Sie einige von den vornehmen Gästen der »Seamew« kennen lernen. Die Familie Lindsay brauche ich nicht besonders zu erwähnen. Ich habe sie Ihnen heute früh vorgestellt.

Sie kennen schon Frau Alice Lindsay, eine steinreiche Amerikanerin, ebenso deren Schwester, Fräulein Dolly Clarck, und auch Herrn Lindsay, den Schwager der schönen Frau...

– Das ist ihr Schwager, sagen Sie? unterbrach ihn Morgan. Die Frau Lindsay ist also nicht verheiratet?

– Nein, sie ist Witwe,« antwortete Thompson.

Morgan wäre sehr in Verlegenheit gekommen, wenn er hätte sagen sollen, warum es ihm angenehm war, das zu erfahren.

»Doch weiter, fuhr Thompson fort, wir wollen mit Ihrer Erlaubnis mit der alten Dame anfangen, die Sie dort, zehn Schritte von uns, sehen. Das ist Lady Heilbuth, ein Original, die keine Reise ohne ihr Dutzend Hunde und Katzen unternimmt. Der hinter ihr steht, der steife Mann mit den Galons, das ist ihr Diener, der, wie gewöhnlich, den gerade bevorzugten Wauwau im Arme hält. Etwas weiterhin, das ist ein mir noch unbekanntes Pärchen. Es gehört aber nicht viel Scharfsinn dazu, zu erraten, daß es ein junges Ehepaar und hier auf der Hochzeitsreise ist. Der große, starke Herr, der alle Welt mit dem Ellbogen stößt, nennt sich Johnson. Der kann einen tüchtigen Schluck vertragen. Wenden Sie sich nun dem hintern Teile des Decks zu. Sehen Sie da den langen Herrn, der in den Falten seines Überrocks fast verschwindet? Das ist Hochehrwürden Cooley, ein hochgeachteter Geistlicher.

– Und die andre, stocksteife Persönlichkeit, die zwischen Frau und Tochter – denn dafür halte ich die beiden – immer hin- und herpendelt?

– Oho, sagte Thompson mit besonderm Nachdruck, das ist der hochvornehme Sir Georges Hamilton, die hochedle Lady Evangelina Hamilton und beider Tochter, Miß Margarett Hamilton. Ja, die verstehen sich auf ihre hohe Rangstellung!

Wie sie schweigsam, ernst und fern von den andern dahinspazieren! Wer wäre hier, vielleicht mit Ausnahme der Lady Heilbuth, auch würdig, zum vertrautern Verkehr mit den Dreien zugelassen zu werden?«

Morgan sah den Agenten mit großem Interesse an. Amüsant war er jedenfalls, der vielseitige Mann; wenn nötig, ein Schmeichler mit gutem Mundwerk.

Nach Abschießung seines Pfeils hatte sich Thompson erhoben. Er liebte es nicht, lange bei einer Sache zu verweilen.

»Ich sehe weiter nichts von Bedeutung, mein lieber Professor, was ich Ihnen noch mitzuteilen hätte, sagte er noch. Die übrigen Passagiere werden Sie ja mit der Zeit selbst kennen lernen. Erlauben Sie also, daß ich mich meinen Obliegenheiten wieder zuwende.

– Doch nur noch der andre große Herr, fragte Morgan weiter, der etwas zu suchen scheint, und den drei Damen und ein halber Knabe begleiten?

– Der dort? versetzte Thompson, nun, wissen Sie, das Vergnügen, dessen Bekanntschaft zu machen, soll Ihnen überlassen bleiben, denn wenn ich nicht irre, hat er es auf Sie abgesehen.«

Der betreffende Herr schien in der Tat plötzlich zu einem Entschlusse gekommen zu sein: er kam geradeswegs auf Morgan zu, vor den er grüßend hintrat, als Thompson sich schleunigst entfernte.

»Sapperment, lieber Herr, begann er, sich die Stirn abtrocknend, das war eine schwere Aufgabe, Sie zu finden. ‘Vielleicht Herr Morgan?’ habe ich einen nach dem andern gefragt. – ‘Herrn Morgan? Kenne ich nicht!’ lautete, Sie können’s mir glauben, ein- und allemal dieselbe Antwort.«

Morgan war etwas erstaunt über die besondere Art der Einleitung eines Gesprächs. Bös durfte er darum nicht werden, denn eine Absicht, zu beleidigen, lag dabei gewiß nicht vor.

Während der Worte ihres Herrn und Gebieters erschöpften sich die drei Frauen in graziösen Verbeugungen, und der Knabe stand mit weitaufgerissenen Augen da, aus denen eine ungeheuchelte Bewunderung hervorleuchtete.

»Darf ich fragen, mein Herr, mit wem ich die Ehre habe zu sprechen?« fragte Morgan ziemlich kalt.

Diese Kälte war nur zu natürlich. Besonders einnehmend sah er nicht aus, der große, etwas gewöhnliche Mann, dessen Äußeres eine Portion Grobheit, doch auch eine sichtbare Selbstüberhebung und große Wertschätzung seiner Familie verriet, die, ohne den Knaben zu zählen, aus einer schon etwas überreifen Frau und zwei dürren, beinahe häßlichen Töchtern bestand, welche wohl dicht an die Dreißig streiften.

»Natürlich!... Das versteht sich ja von allein, antwortete der beleibte Mann, doch ehe er die gewünschte Auskunft gab, sah er sich nach Sitzgelegenheiten für sich und die Seinigen um, und als er einige Stühle aufgeklappt hatte, machte sich's die ganze Familie darauf bequem.

»Setzen Sie sich doch auch,« forderte der noch immer Unbekannte Morgan mit einladender Handbewegung auf.

Dieser folgte, entschlossen, der Sache die beste Seite abzugehen, der kurzen Einladung.

»Es ist doch immer besser, zu sitzen, nicht wahr? rief der dicke Mann, laut lachend. Ah, bald hätte ich's vergessen, Sie fragten ja, wer ich wäre. Mein Name ist Blockhead, überall, und das mit Ehren, bekannt in weiter Nachbarschaft. Die Gewürzhandlung Blockhead von der Trafalgar Street! Echt wie Gold, mein Herr, echt wie reines Gold.«

Morgans Gesichtszüge verrieten, daß er sich um diese Abschweifung nicht kümmerte.

»Jetzt fragen Sie mich vielleicht, wie ich, Blockhead, der geachtete Gewürzhändler, hier auf das Schiff gekommen bin. Da muß ich Ihnen gestehen, daß ich bis gestern das Meer noch

niemals gesehen hatte. Etwas stark... He?... Doch, was glauben Sie, bester Herr, im Handel, da heißt's tüchtig auf dem Damme sein, wenn man nicht im Workhouse (Arbeitshaus, doch nicht Strafanstalt) enden will. Da werden Sie freilich einwenden: Aber der Sonntag, der Sonntag!... Einerlei, in dreißig Jahren sind wir noch mit keinem Schritte aus der Stadt gekommen, bis wir uns endlich, als die Verhältnisse es erlaubten, vom Geschäft zurückgezogen haben.

– Und nun wollen Sie die verlorne Zeit wieder einbringen? fragte Morgan, der sich wenigstens den Anschein eines interessierten Zuhörers gab.

– Na, so schnell geht's nicht weiter. Erst haben wir einmal gründlich ausgeruht, dabei begannen wir uns aber ebenso gründlich zu langweilen. Das Knurren und Murren der Ladendiener, das Bedienen der Kundschaft, alles das fehlte uns gar so sehr. Da habe ich nun schon oft zu Mistreß Blockhead gesagt: Mistreß Blockhead, wir sollten doch einmal eine kleine Reise machen. Sie wollte davon aber nichts hören, Sie verstehen wohl, es war wegen der Unkosten, bis mir endlich vor zehn Tagen eine Ankündigung des Thompsonschen Bureaus in die Augen fiel. Das war genau am einunddreißigsten Jahrestage, wo ich Georgina geheiratet hatte. Mistreß Blockhead heißt nämlich mit dem Vornamen Georgina. Da besorgte ich sofort die Billetts, ohne ein Wort davon zu sagen. Und wer war damit vor allem zufrieden? Das waren meine Töchter, die ich Ihnen hier vorstelle. Beß und Mary, begrüßt den Herrn einmal, wie sich's gebührt. Mistreß Blockhead hat freilich ein bißchen gebrummt; als sie dann aber hörte, daß ich für Abel – Abel ist nämlich mein Sohn, Herr Professor. Nimm hübsch die Mütze ab, Abel, Höflichkeit zierte den gebildeten Menschen!... ja, mein Herr, daß ich für Abel nur den halben Preis bezahlt hatte, da gab sie klein bei. Abel

wird erst am zweiten Juni zehn Jahre alt. Das trifft sich doch herrlich, meinen Sie nicht auch?

– Sind Sie denn nun mit Ihrem Entschlusse zufrieden? fragte Morgan, nur um etwas zu sagen.

– Zufrieden? rief Blockhead. Sagen Sie lieber: entzückt! Das Meer, das Schiff, die Kabinen! Braucht man einen Diener, flugs ist er zur Stelle! Das ist ja alles ausgezeichnet! Ich spreche, wie ich's meine, bester Herr. Echt wie Gold, Blockhead ist echt wie reines Gold, mein Herr Professor.«

Morgan antwortete nochmals mit einer flüchtigen Geste der Zustimmung.

»Das ist aber noch nicht alles, fuhr der unerschöpfliche Schwätzer fort. Als ich hörte, daß ich mit einem französischen Professor fahren würde, schlug mir das Herz gleich stärker; ich habe nämlich mein Lebtag noch keinen französischen Professor gesehen!«

Morgan, der sich zum Wundertier umgeprägt fühlte, verzog leicht das Gesicht.

»Da kam mir gleich der Gedanke, zwei Fliegen mit einem Schlag zu treffen. Nicht wahr, es wird Sie doch nicht belästigen, meinem Sohn ein paar französische Unterrichtsstunden zu erteilen? Die Anfangsgründe kennt er schon.

– Ah, Ihr Sohn hat also bereits...

– Jawohl. Er kennt zwar nur einen Satz, den aber aus dem Fundament. Abel, sage dem Herrn einmal deinen Satz her.«

Abel sprang sofort auf, und mit dem Tone eines Schulbuben, der eine auswendig gelernte Aufgabe, doch ohne alles Verständnis ihres Sinnes, ableiert, begann er französisch: »Daß die ehrbaren Gewürzkrämer lustige Käuze sind, darüber ist doch kein Wort zu verlieren!« Das sprach er wirklich mit französischem, fast mit Pariser Vorstadtakzent aus.

Morgan mußte laut auflachen, erregte damit aber den Unwillen Blockheads und seiner Familie.

»Da ist gar nichts zu lachen, knurrte der Gewürzhändler a. D. Abel kann keine schlechte Aussprache haben, denn es war ein französischer Maler, der ihn den Satz gelehrt hat.«

Um dem lächerlichen Zwischenfalle ein Ende zu machen, erklärte Morgan höflich, aber bestimmt, daß er auf das ihm gemachte Angebot nicht eingehen könne, da ihm seine Verpflichtungen hier keine Zeit dazu ließen, und um jeden Preis wollte er den aufdringlichen Krämer von sich abschütteln, als ihm dabei ein glücklicher Zufall zu Hilfe kam.

Seit einiger Zeit lief Van Piperboom – aus Rotterdam – schon auf dem Spardeck hin und her, unermüdlich auf der Jagd nach dem Dolmetscher. Er hielt alle Reiseteilnehmer an und fragte einen nach dem andern, ohne eine andre Antwort zu erhalten, als eine Geste ohnmächtigen Unverständnisses. Bei jedem mißlungenen Versuch wurde sein Gesicht immer länger und dessen Ausdruck immer verzweifelter.

Einzelne, von dem Unglücklichen ausgestoßene Wörter drangen bis zu Blockhead heran, der dabei sofort die Ohren spitzte.

»Was für ein Herr ist das, fragte er Morgan, und welch drolliges Kauderwelsch spricht er?«

– Ein Holländer, antwortete Morgan maschinenmäßig, und ein Reisegenosse, der sich nicht gerade in angenehmer Lage befindet.«

Auf das Wort »Holländer« hatte sich Blockhead erhoben.

»Komm mit, Abel!« befahl er streng.

Schnellen Schrittes und von seiner ganzen Familie in ehrerbietiger Entfernung begleitet, ging er davon.

Als Piperboom die sich ihm nähernde Gruppe gewahr wurde, ging er ihr entgegen. Kam hier endlich der ersehnte Dolmetscher?

»Mynheer, kunt U my den tolk van het schip wyzen? wendete er sich mit höflicher Verbeugung an Blockhead.

– Mein Herr, erwiderte dieser feierlich, ich hatte bisher noch nie einen Holländer gesehen, nun bin ich glücklich und stolz darüber, daß mein Sohn sich einen Zugehörigen dieses durch seinen Käse berühmten Volks betrachten kann.«

Piperboom machte große Augen; jetzt war ja die Reihe nichts zu verstehen an ihm, doch unbeirrt fuhr er fort:

»Ik verstaan U niet, Mynheer. Ik vraag U, of gjij mij den tolk van het schip wilt...

– ... wyzen,« vollendete Blockhead mit Selbstbefriedigung die Frage des Holländers. Als der dieses Wort vernahm, klärte sich sein Gesicht freudig auf. Endlich? Blockhead fuhr jedoch (englisch) fort:

»Das ist jedenfalls holländisch. Ich bin außerordentlich zufrieden, gleich etwas davon begriffen zu haben. Ja, das ist doch ein Vorteil, den man von einer großen Reise hat,« während seine Familie voll Bewunderung an seinen Lippen hing.

Piperboom sah wieder niedergeschlagen aus: offenbar verstand ihn der hier ebensowenig wie die andern.

Plötzlich aber fing er an zu murren, als er Thompsons ansichtig wurde, den kannte er ja. Er hatte ihn gesehen, als er die Dummheit begangen hatte, sein Billett zur Fahrt zu nehmen. Jetzt mußte er finden, was er suchte, oder der Kuckuck sollte...

Thompson, der ihm noch hätte ebenso ausweichen können, wie er's am Morgen getan hatte, erwartete den Feind stehenden Fußes. Eine Auseinandersetzung mußte ja doch einmal erfolgen, und dann besser jetzt als später.

Piperboom trat mit ausgesuchter Höflichkeit vor ihn hin und begann mit seinem unvermeidlichen Satze: »Mynheer, kunt U

mij den tolk van het schip w yzen?« Durch ein Zeichen deutete Thompson an, daß er ihn nicht verstände.

Piperboom wiederholte halsstarrig seine Worte, nur noch etwas lauter. Kühl abweisend machte Thompson dieselbe Bewegung wie vorher.

Piperboom entschloß sich noch zu einem dritten Versuche, diesmal aber mit so lauter Stimme, daß sich alle Passagiere nach ihm umwandten, sogar bis auf Flyship, der sich von der Kommandobrücke aus für den Vorfall zu interessieren schien.

Nur Thompson regte sich nicht über die Sache auf. Ruhig und stolz bekannte er seine Unwissenheit mit der wiederholten gleichen Bewegung.

Gegenüber dieser Kälte, dieser Nutzlosigkeit seiner Bemühungen, kam nun Piperboom aber außer Rand und Band. Seine Stimme steigerte sich zum Schreien. Mit ärgerlichen Gesten stieß er halb unartikulierte Laute hervor und warf als letztes Argument Thompson das berühmte, von ihm aus Wut zerknitterte Programm vor die Füße, das Programm, das ihm ein Bekannter wohl übersetzt haben mochte und auf dessen Inhalt vertrauend er sich zu der Reise entschlossen hatte.

Unter den vorliegenden Umständen erwies sich Thompson wie immer der Sachlage gewachsen. Ohne eine Miene zu verziehen, hob er das zerknüllte Blatt auf, glättete es sorgfältig, faltete es zusammen und schob es dann ruhig in seine Rocktasche. Erst hiernach richtete er den Blick auf Piperbooms Gesicht, worauf jetzt der Ausdruck unverhüllten Zornes lag.

Thompson erzitterte davor jedoch nicht.

»Mein Herr, sagte er trocknen Tones, obgleich Sie einen ganz unverständlichen Jargon sprechen, habe ich doch begriffen, was Sie denken. Sie entrüsten sich über dieses Programm und glauben sich seinerhalb zu Vorwürfen berechtigt. War das aber Grund genug, sich in einen solchen Zustand zu versetzen? Pfui,

mein Herr, das sind nicht die Manieren eines gebildeten Mannes!«

Piperboom erwiderte kein Wort auf diese herausfordernde Rede; er horchte nur gespannt darauf und erschöpfte sich mit übermenschlicher Anstrengung, etwas davon zu verstehen. Sein zaghafter Blick bewies jedoch, daß er daran verzweifelte.

Thompson triumphierte über die Niederlage seines Gegners, und, kühner geworden, trat er um zwei Schritte weiter vor, während Piperboom um ebensoviel zurückwich.

»Was haben Sie denn auszusetzen an dem Programm, mein Herr? fuhr er in verschärftem Tone fort. Sind Sie mit Ihrer Kabine unzufrieden? Haben Sie sich über die Verpflegung zu beklagen? Hat Ihnen jemand zur Bedienung gefehlt? Sprechen Sie, so sprechen Sie sich doch aus! Nun... also nichts von alledem! Warum erzürnen Sie sich aber dann? Wirklich nur, weil Sie, gerade Sie, keinen Dolmetscher finden?«

Thompson betonte die letzten Worte mit unverhüllter Mißachtung. Er war wirklich bewundernswert, wie er hier so heftige Worte hervorsprudelte, so fieberhaft gestikulierte und seinen offenbar gelähmten Gegner zurückdrängte. Bestürzt, mit weitaufgerissenen Augen und schlaff herabhängenden Armen hörte ihm der erschrockene Holländer zu.

Die Passagiere, die einen Kreis um die kriegsführenden Parteien gebildet hatten, beobachteten voller Spannung den lärmenden Auftritt: die meisten singen schon an, darüber zu lächeln.

»Ist es etwa mein Fehler? polterte Thompson, den Himmel zum Zeugen anrufend. Was?... Wie?... Das sagen Sie?... Das Programm verspricht einen Dolmetscher, der alle Sprachen versteht?... Nun ja, das steht ja deutlich gedruckt zu lesen. Hat sich jemand von Ihnen – er wandte sich an die Um, stehenden – deshalb vielleicht zu beklagen?«

Thompson sah sich mit triumphierender Miene im Kreise um.

»Nein!... Also sind Sie es ganz allein, mein Herr! Ja, alle Sprachen kennt der Dolmetscher, natürlich aber die holländische nicht. Das ist ja überhaupt keine wirkliche Sprache, sondern nur ein Dialekt, höchstens ein Patois, mein Herr, dabei bleibe ich! Wenn ein Holländer verstanden zu werden erwartet, mein Herr, merken Sie sich das... da muß er hübsch zu Hause bleiben!«

Ein donnerndes Gelächter brach in dem Kranze der Zuhörer aus, fand ein Echo bei den Schiffsoffizieren und verbreitete sich dann noch unter der Mannschaft bis hinab zum tiefsten Raume. Zwei Minuten lang wurde der Dampfer von einem wenig teilnahmsvollen, aber ununterdrückbaren Lachkrampfe erschüttert.

Thompson verließ kaltblütig seinen völlig niedergeschmetterten Feind und begab sich wieder auf das Spardeck, wo er, sich mit wichtiger Miene die Stirn abwischend, zwischen den hier verweilenden Passagieren umherspazierte.

Das allgemeine Gelächter war noch nicht verstummt, als die Glocke – es war die Mittagsstunde – zum zweiten Frühstück rief.

Thompson dachte jetzt sogleich wieder an Tigg, den er über dem Zwischenfall mit Piperboom vergessen hatte. Wenn man den Mann von seinem selbstmörderischen Vorhaben abbringen wollte, galt es unbedingt, ihn nach allen Seiten zufrieden zu stellen und ihm jedenfalls an der Tafel einen guten Platz anzuweisen.

Was Thompson jedoch jetzt sah, beruhigte ihn vollständig. Die Geschichte Tiggs trug bereits ihre Früchte. Gefühlvolle Seelen nahmen sich des Verzweifelten an. Von den beiden Töchtern Blockheads begleitet, war Tigg auf dem Wege zum Speisesaale, und zwischen diesen nahm er auch an der Tafel Platz. Es entspann sich ein ordentlicher Wettkampf, wer ihm

ein Kissen unter die Füße schieben, ihm das Brot vorschneiden oder ihm die leckersten Speisen vorlegen sollte. Die beiden Mädchen entwickelten einen wirklich frommen Eifer und vernachlässigten nichts, in ihm wieder die Lust zu leben und vielleicht zu... heiraten zu erwecken.

Thompson setzte sich an der Mitte der Tafel nieder und Kapitän Pip ihm gegenüber. Als Nachbarinnen hatten die beiden Lady Heilbuth, Lady Hamilton und zwei andre vornehme Damen.

Die übrigen Passagiere hatten, wie es der Zufall fügte oder eine schon etwas nähere Bekanntschaft sie zusammenführte, in bunter Reihe Platz genommen. Morgan, der aus Höflichkeit einen Sessel am Ende der Tafel gewählt hatte, saß hier zwischen Roger de Sorgues und Saunders, nicht weit von der Familie Lindsay... ein Zufall, über den er sich nicht beklagte.

Zu Anfang verlief das Mahl unter allgemeinem Schweigen; als aber der erste Appetit befriedigt war, begannen zuerst Gespräche zwischen je zweien, dann folgten solche zwischen einzelnen Gruppen, bis endlich ein allgemeines Geplauder im Gange war.

Nach Austragung des Nachtisches hielt es Thompson für angezeigt, einen der Gelegenheit angepaßten Speech zu halten.

»Meine Damen und Herren, rief er im Rausche selbstgefälligen Triumphes, ist es nicht wirklich herrlich, in dieser Weise zu reisen? Wer von uns würde nicht immer gern die Speisesäle der Hotels auf dem Lande gegen diesen schwimmenden Speisesaal vertauschen?«

Diese Einleitung fand einstimmigen Beifall. Thompson fuhr fort:

»Nun vergleichen Sie gefälligst einmal unsre Lage mit der auf einer Einzelreise. Allein auf die eignen Hilfsmittel angewiesen, darauf beschränkt, nur immer Selbstgespräche zu halten, bewegt man sich doch in bedauernswerter Weise von

einem Orte zum andern. Wir dagegen genießen den Vorzug eines luxuriösen Unterkommens, und jeder findet unter den Reiseteilnehmern gewiß einen liebenswürdigen, passenden Gesellschafter. Wem aber, hochgeehrte Anwesende, wem verdanken wir alles das, wem verdanken wir es, für so verschwindend niedrigen Preis einen unvergleichlichen Ausflug machen zu können, wenn nicht der bewundernswerten Erfindung der Gesellschaftsreisen, die es, in einer neuen Form der Kooperation, jedem ermöglichen, deren Vorzüge mit zu genießen?«

Ermüdet von diesem langen Satze, schöpfte Thompson erst einmal tief Atem. Er wollte dann eben seine Lobrede fortsetzen, als ihm ein Zwischenfall das Konzept verdarb.

Schon seit einigen Minuten erbleichte der junge Abel Blockhead zusehends. Während er in der freien Luft noch verschont geblieben war von den ersten Symptomen der Seekrankheit, dieser so gewöhnlichen Wirkung des Wogenganges, der übrigens allmählich an Stärke zunahm, meldete sich bei ihm das peinliche Übel, sobald er das Deck verlassen hatte. Erst etwas gerötet, sah er nachher weiß aus, und die weiße Farbe verwandelte sich zu einer grünlichen, als eine anschlagende Woge die Krankheit zum Ausbruche brachte: während das Schiff in das Wellental zurück sank, beugte sich der Knabe über seinen Teller nieder.

»Eine tüchtige Dosis Ipekakuanha hätte auch nicht besser wirken können,« erklärte der phlegmatische Saunders unter allgemeinem Stillschweigen.

Der Zwischenfall erregte natürlich eine nicht geringe Störung. Mehrere Passagiere hatten sich voller Widerwillen abgewendet, und für die Familie Blockhead war er das Signal zu schleunigster Flucht. In einer Minute schillerten über die Gesichter ihrer Mitglieder alle Farben des Regenbogens hinweg, dann schnellten die beiden Töchter in die Höhe und

entflohen in größter Eile, indem sie Tigg seinem Schicksale überließen. Die Mutter trug ihren unglücklichen Sprößling auf den Armen davon, und ihren Spuren folgte Absyrthus Blockhead, der sich mit den Händen den auch schon rebellischen Magen hielt.

Als die dienstbaren Geister die Ordnung wiederhergestellt hatten, versuchte Thompson seine dithyrambische Ansprache fortzusetzen. Die Tischgenossen waren aber nicht mehr in der richtigen Stimmung. Mit erschlafften Zügen erhob sich jeden Augenblick einer von den Passagieren und verschwand, um in der freien Luft ein zweifelhaftes Hilfsmittel gegen das grausame und doch komische Leiden zu suchen, das immer mehr Opfer forderte. Bald war die Tafel von zwei Dritteln der Gäste verlassen, und nur die Seefestesten hielten noch auf ihrem Platze aus.

Zu diesen gehörten die Hamiltons. Wie hätte es die Seekrankheit auch wagen können, so hochvornehme Persönlichkeiten zu überfallen? Deren würdigen Ernst hatte nichts stören können. Sie speisten in gemessener Haltung weiter unter vollkommener Nichtbeachtung der Wesen, die sie umgaben.

Lady Heilbuth dagegen hatte zum Rückzug blasen müssen. Der Dame folgte ihr Diener, der, den erwählten vierbeinigen Liebling tragend, auch schon unverkennbare Vorzeichen der Krankheit verriet.

Unter den Überlebenden des Gemetzels befand sich ebenfalls Elias Johnson. Wie die Hamiltons, bekümmerte auch er sich nicht im mindesten um die übrige Welt, obwohl seine Interesselosigkeit keineswegs aus Mißachtung entsprang. Er aß; vor allem trank der Mann. Die Gläser vor ihm füllten und leerten sich wie durch ein Wunder und zum größten Entsetzen seines Nachbarts, des Geistlichen Cooley. Auf Johnson machte

das aber keinen Eindruck, er befriedigte seine Leidenschaft schamlos weiter.

Wenn Johnson dem Getränke huldigte, so hielt sich Van Piperboom – aus Rotterdam – ans Essen, und während das Ellbogengelenk des einen eine große Geschmeidigkeit erkennen ließ, handhabte der andre seine Gabel mit bemerkenswerter Maestria. Jedes Glas, das Johnson trank, beantwortete Piperboom mit dem Verschlucken eines gewaltigen Bissens. Von seiner Wut jetzt völlig geheilt, zeigte er ein ruhiges, zufriedenes Antlitz. Offenbar hatte er sich mit der Sachlage abgefunden und seine Sorgen auf später verschoben... vorläufig ernährte er sich einfach, doch wirklich nicht zu wenig.

Ein Dutzend Passagiere, darunter Morgan, die Lindsays, Roger und Saunders, bekränzten mit den Genannten allein noch die große Tafel, an der Thompson und der Kapitän Pip wie vorher den Vorsitz einnahmen.

Ein recht beschränkter Kreis, doch nach Thompsons Urteile nicht unwürdig, die ihm auf der Zunge brennende, so ungebührlich unterbrochene Rede weiter anzuhören. Das Schicksal war ihm aber feindlich gesinnt. Gerade als er den Mund auftun wollte, ertönte eine scharfe Stimme in dem herrschenden Schweigen.

»Steward! rief Saunders, während er seinen Teller verächtlich zurückschob, kann man denn hier nicht zwei Eier auf den Mann bekommen? So wie hier ist es ja wahrlich kein Wunder, daß wir so viele Seekranke haben! Bei einer so kärglichen Abspeisung bliebe auch der Magen einer alten Teerjacke nicht gesund!«

Das war nun freilich etwas übertrieben. Das Frühstück verdiente zwar nur die Zensur mittelmäßig, es war jedoch leidlich gut gewesen. Was kümmert das aber einen systematischen Unzufriedenen? Der Charakter dieses Saunders

prägte sich ja deutlich genug in seinen Gesichtszügen aus. Was man in denen las, deutete leicht genug auf einen unbelehrbaren Nörgler hin. Eine recht angenehme Natur! Er hatte doch stets – mit oder ohne Veranlassung – vorher verborgene Gründe bei der Hand, sich an Thompson zu reiben und zwischen dem General-Unternehmer und den andern Zwietracht zu säen.

Ein halbersticktes Lachen durchlief die dünne Reihe der Tischgenossen. Thompson allein lachte nicht, und wenn er jetzt im Gesichte grün wurde, so war die Seekrankheit dafür sicherlich nicht verantwortlich zu machen.

Fünftes Kapitel

Aufs hohe Meer

Allmählich nahm das Leben am Bord seinen geordneten Gang an. Um acht Uhr gab es Tee mit Gebäck, dann rief die Glocke die Passagiere um zwölf Uhr zum zweiten Frühstück und abends um sieben zur Hauptmahlzeit.

Thompson hatte, wie man hieraus sieht, die französischen Gewohnheiten unter dem Vorwande angenommen, daß die zahlreichen englischen Mahlzeiten während der geplanten Ausflüge doch nicht eingehalten werden könnten, und deshalb hatte er sie an Bord der »Seamew« von Anfang an nicht eingeführt.

Keiner einzigen war dabei Gnade widerfahren, nicht einmal dem jedem englischen Magen so teuern »five o' clock«. Mit Nachdruck pries er die Nützlichkeit dieser gastronomischen Revolution und behauptete, die Reiseteilnehmer dadurch nur an die Lebensweise gewöhnen zu wollen, die sie bei dem bevorstehenden Besuche der Inseln doch notgedrungen führen müßten. Eine wirklich menschenfreundliche Vorsorge, die gleichzeitig das Verdienst hatte... Kosten zu ersparen.

Das Leben auf einem Schiffe ist zwar immer etwas eintönig, langweilig aber niemals. Immer hat man ja wenigstens das in seiner Erscheinung stets wechselnde Meer vor sich, man begegnet andern Fahrzeugen und erblickt da und dort Land, das den geometrischen Horizont unterbricht.

Was das letztere betrifft, waren die Gäste der »Seamew« freilich etwas schlecht bestellt. Nur am ersten Tage hatte sich

im Süden, von Dünsten halb verhüllt, die französische Küste bei Cherbourg gezeigt; weiterhin aber hatte sich kein fester Punkt mehr über die endlose Wasserfläche erhoben, deren beweglichen Mittelpunkt der Dampfer bildete.

Die Passagiere schienen sich diesen Umständen jedoch recht leidlich anzupassen. Auf und ab wandelnd und ungezwungen plaudernd, vertrieben sie sich die Zeit nach besten Kräften und verließen fast niemals das Spardeck, das ihnen als Salon und öffentlicher Versammlungsplatz diente.

Doch hier handelte es sich – wohl zu merken – nur um die nicht erkrankten Passagiere, deren Zahl sich leider nicht vergrößert hatte, seit die Zuhörerschaft Thompsons so plötzlich arg dezimiert worden war.

Der Dampfer hatte indes keineswegs mit ernstern Schwierigkeiten zu kämpfen. Im Munde eines Seemanns verdiente das Wetter fortwährend das Prädikat: Schön. Eine bescheidne »Landratte« hat freilich das Recht, hierüber anderer Ansicht zu sein. Die »Landratten« der »Seamew« straften diesen Satz auch nicht Lügen und genierten sich nicht im geringsten, über den steifen Wind zu schimpfen, der das Meer zwar nicht aufwühlte, es aber doch spritzend an den Schiffsrumpf klatschen ließ.

Gerechterweise muß man jedoch anerkennen, daß das Schiff diese Neckerei nicht ernst zu nehmen schien. Ob eine Welle von vorn oder von der Seite herandringen mochte, immer erwies es sich als ein gutes, ehrenhaftes Fahrzeug. Kapitän Pip hatte das wiederholt ausgesprochen, und die verschwisterte Seele in hergebrachter Haltung das Geständnis seiner vollen Zufriedenheit ebenso vernommen, wie vorher das seines Unwillens über den Nebel.

Die nautischen Eigenschaften der »Seamew« konnten menschliche Wesen jedoch nicht daran hindern, seekrank zu werden, und der General-Unternehmer konnte das Licht seiner

organisatorischen Talente nur vor einem sehr dünn gesäten Publikum leuchten lassen.

Zu den Widerstandsfähigsten gehörte immer Herr Saunders. Er lief von dem einen zum andern, gern gesehen von allen, die sich über sein witziges Temperament belustigten. Jedesmal, wenn Thompson und er einander kreuzten, wechselten beide einen Blick aus, der einem Degenstich gleichkam. Der General-Unternehmer hatte die abfällige Bemerkung vom ersten Reisetage nicht vergessen, sondern bewahrte davon immer noch ein Gefühl bitterer Kränkung. Saunders tat übrigens nichts, seinen etwas groben Ausfall abzuschwächen, im Gegenteil ergriff er begierig jede Gelegenheit, recht unangenehm zu werden. Wenn zu einer Mahlzeit nicht genau zur bestimmten Minute geläutet wurde, erschien er mit dem Programm in der Hand und überfiel Thompson mit den schwersten Vorwürfen. Der unglückliche General-Unternehmer überlegte sich deshalb schon, ob er nicht ein Mittel suchen sollte, sich des lästigen Passagiers bei der ersten Landung zu entledigen.

Saunders hatte sich vor allem an die Familie Hamilton angeschlossen. Zur Überwindung ihres passiven Widerstandes war ihm die Übereinstimmung im Geschmack und Verhalten ein erfolgreicher Helfer. Ohne jeden Grund zeigte sich Hamilton nämlich ebenso unliebenswürdig wie Saunders. Er gehörte zu den Leuten, die als Nörgler geboren werden und als solche sterben, zu denen, die überall etwas auszusetzen haben und erst dann kurze Zeit zufrieden sind, wenn sie eine Ursache sich zu beklagen entdeckt haben. Bei allen seinen Reklamationen hatte Saunders an ihm einen willigen Sekundanten: Hamilton war stets sein Echo. Wegen nichts und wieder nichts lasteten die beiden, ewig unzufriedenen Männer wie ein Alp auf dem bemitleidenswerten Thompson.

Das Trio Hamilton, das sich durch die Angliederung von Saunders zum Quartett verwandelt hatte, hatte sich schließlich sogar zu einem Quintett erweitert. Der glückliche Bevorzugte war Tigg, dem der vornehme Baronet mit herablassender Freundlichkeit entgegenkam. Ihm gegenüber hatten Vater, Mutter und Tochter ihre Steisleinigkeit abgelegt. Vermutlich war das aber nicht aus freiem Entschluss geschehen, wahrscheinlich hatten sie über Tigg das und jenes erfahren, und die mitanwesende Miß Margarett ließ da ja wohl manche Hypothesen zu.

Wie dem aber auch sein mochte, jedenfalls lief der so behütete Tigg jetzt keinerlei Gefahr. Beß und Mary Blockhead waren ersetzt. Ja, wenn sie zur Stelle gewesen wären! Doch die Misses Blockhead waren ebensowenig wieder aufgetaucht wie deren Vater, Mutter und Bruder. Die interessante Familie laborierte noch immer an allen Qualen der Seekrankheit.

Zwei der gesunden Passagiere bildeten einen symmetrischen Gegensatz zu Saunders und Hamilton... Die beklagten sich niemals, sie schienen vollkommen befriedigt zu sein.

Van Piperboom – aus Rotterdam – war einer dieser Glücklichen. Der kluge Holländer verzichtete auf das, was hier nun einmal unerreichbar war, und suchte sich dafür möglichst gute Tage zu machen. Von Zeit zu Zeit, wie zur Gewissensberuhigung, wiederholte er nur seine berühmte Frage, die die meisten andern Passagiere jetzt schon auswendig wußten. Die übrige Zeit verbrachte er damit, zu essen, zu verdauen, zu rauchen und zu schlafen... alles so gründlich wie möglich. Sein ganzes Leben ging in diesen vier Wörtern auf. Von polizeiwidriger Gesundheit, schleppte er seinen mächtigen Körper von einem Sitzplatze zum andern, stets begleitet von einer gewaltigen Pfeife, aus der ungeheure Rauchwolken aufstiegen.

Johnson bildete das Gegenstück zu diesem Philosophen. Täglich zwei- oder dreimal sah man ihn auf dem Deck erscheinen. Hier lief er, ohne andre anzusehen, schnüffelnd, ausspuckend und fluchend hin und her oder rollte vielmehr dahin wie eine Tonne, um dann wieder im Kaffeesalon zu verschwinden, von wo aus man ihn bald einen Cocktail (versüßten Branntwein) oder Grog verlangen hörte. Wenn auch keine besonders angenehme, war er wenigstens keine lästige Persönlichkeit.

Mitten unter der Gesellschaft führte Robert Morgan eine friedliche Existenz. Zuweilen wechselte er einige Worte mit Saunders, zuweilen auch mit Roger de Sorgues, der seinem Landsmann besonders wohlgewogen zu sein schien. Während Morgan bisher gezögert hatte, die von Thompson bezüglich seiner Person erfundene Sage zu zerstören, bemühte er sich doch, sie nicht über Gebühr auszunutzen. Er verhielt sich etwas verschlossen und gab sich nur keine Blöße.

Der Zufall hatte ihn bis jetzt nicht weiter mit der Familie Lindsay in Berührung gebracht. Des Morgens und des Abends tauschte man wohl einen Gruß aus. Das war aber auch alles. Trotz der sehr unbedeutenden Beziehung interessierte sich Morgan doch auch ferner für diese Familie und empfand sogar etwas wie Eifersucht, als er bemerkte, daß Roger de Sorgues, den Thompson den amerikanischen Damen vorgestellt hatte, mit diesen in vertrautem Verkehr trat.

Fast immer allein und unbeschäftigt, blieb Morgan vom Morgen bis zum Abend auf dem Spardeck und überredete sich, eine Zerstreuung in dem Hin- und Herwandeln der Passagiere zu finden. Einige darunter interessierten ihn auch wirklich, und vor allem folgten seine Blicke, ohne daß er's dachte, der Familie Lindsay. Bemerkte er dann plötzlich selbst seine indirekte Aufmerksamkeit, so wendete er die Augen sofort

weg, doch nur, um sie drei Sekunden später wieder auf die ihn hypnotisierende Gruppe zu richten.

Dadurch, daß er sich soviel mit ihnen beschäftigte, wurde er, sich selbst und diesen unbewußt, zu einer Art Freund der beiden Schwestern. Er erriet schon ihre unausgesprochenen Gedanken und verstand ihre Worte, obwohl er diese nicht hörte. So lebte er aus der Ferne mit der lustigen Dolly, vorzüglich aber mit Alice, deren einnehmendes und ernsteres Wesen er unter ihrem reizenden Gesicht zu erkennen glaubte.

Während er sich aber ganz instinktiv mit den Begleiterinnen Jack Lindsays beschäftigte, bildete dieser für Morgan den Gegenstand eines bewußten Studiums. Der erste Eindruck, den er von dem Mann erhalten hatte, hatte sich nicht im mindesten geändert. Von Tag zu Tag wurde sein Urteil über ihn nur härter. Er verwunderte sich nicht wenig, daß Alice und Dolly eine Reise in Gesellschaft einer solchen Persönlichkeit hatten unternehmen können. Sahen sie denn wirklich nicht, was er doch sah?

Morgan würde freilich noch erstaunter gewesen sein, wenn er gewußt hätte, unter welchen Umständen diese Reise beschlossen worden war.

Die Zwillingsbrüder Jack und William Lindsay waren zwanzig Jahre alt gewesen, als ihr Vater starb, der ihnen ein beträchtliches Vermögen hinterließ. Obwohl von gleichem Alter, waren die beiden Brüder doch von Charakter sehr verschieden. William setzte die Tätigkeit seines Vaters fort und vermehrte dabei sein Vermögen in beträchtlichem Maße, Jack dagegen verschwendete sein Hab und Gut, und kaum nach vier Jahren war er damit so gut wie am Ende.

Jetzt blieb ihm nichts andres übrig, als jedes, selbst jedes zweifelhafte Mittel zu ergreifen, um sich einigermaßen über Wasser zu halten. Man sprach denn auch bald mit halbverhüllten Worten von verdächtigen Manipulationen im

Spiele, von betrügerischen Kniffen bei sportlichen Wettkämpfen und fragwürdigen Geschäften an der Börse. Wenn auch nicht geradezu in Verruf erklärt, haftete an ihm doch ein gewisser Makel, der vorsichtige Familien bestimmte, ihn von sich fernzuhalten.

So lagen die Dinge, als William, damals sechsundzwanzig Jahre alt, Alice Clarck kennen und bald lieben lernte; er heiratete dann auch die achtzehnjährige, vom Hause aus sehr reiche Waise.

Leider sollte ihm ein unglückliches Schicksal beschieden sein. Sechs Monate – fast genau auf den Tag – nach seiner Verehelichung wurde er sterbend nach seinem Hause gebracht. Ein unerwarteter Unfall auf der Jagd machte die junge Frau urplötzlich zur Witwe.

Ehe er jedoch die Augen schloß, hatte William noch seine Angelegenheiten zu ordnen vermocht. Seinen Bruder kannte er ja mehr als genügend. Deshalb bestimmte er testamentarisch, daß sein gesamtes Vermögen seiner Gattin zufallen sollte, der nur die Verpflichtung auferlegt wurde, den elenden Jack durch eine ziemlich große Jahrespension zu unterstützen.

Für Jack war das ein niederschmetternder Schlag. Er schäumte vor Wut und verfluchte fast seinen Bruder. Gegen das Schicksal aufgebracht, ergrimmte er gegen all und jeden. Vom leichtfertigen Bösewicht wurde er zum rachgierigen Wilden.

Eine weitere Überlegung beruhigte ihn aber wieder. Statt sich an dem Hindernisse törichterweise den Schädel einzurennen, beschloß er, es durch eine planmäßige Belagerung zu überwinden. Ein brauchbar erscheinendes Mittel, die Verhältnisse zu seinem Vorteil zu verändern, bot sich ihm dar in der Unerfahrenheit seiner Schwägerin, die er nun selbst zu heiraten gedachte, wodurch ihm ja das Vermögen zugefallen wäre, dessen er sich ungerechterweise beraubt glaubte.

Diesem Plane entsprechend, änderte er auf der Stelle seine bisherige Lebensführung und bemühte sich, die Quellen übler Nachreden über sich zu verstopfen.

Seit dieser Zeit waren nun aber schon fünf Jahre verflossen, ohne daß Jack es gewagt hätte, seine Absichten zu offenbaren. Die kalte Zurückhaltung Alicens war ihm stets eine unübersteigliche Schranke gewesen. Da hielt er die Gelegenheit für günstig, als die junge Witwe – wie es die amerikanische Freiheit ihr ermöglichte – beschloß, mit ihrer Schwester eine Reise nach Europa zu unternehmen, während ihr gleichzeitig eine Ankündigung von Thompson and Co. zu Gesicht kam, die sie veranlaßte, auch an der von dem Reisebüro veranstalteten Gesellschaftsfahrt teilzunehmen. Kühner geworden, bot sich ihr Jack als Reisebegleiter an, was Alice nicht ohne Widerwillen endlich annahm. Jedenfalls mußte sie sich dazu Gewalt antun. Jack schien sich ja aber seit langer Zeit gebessert und ein regelmäßigeres Leben geführt zu haben. Vielleicht war jetzt die Stunde gekommen, ihn selbst eine Familie gründen zu lassen.

Sein Anerbieten hätte sie aber bestimmt abgelehnt, wenn ihr die Pläne ihres Schwagers bekannt gewesen wären, wenn sie ihn hätte vollständig durchschauen und erkennen können, daß Jack derselbe wie früher geblieben, vielleicht gar noch schlechter geworden, daß er ein Mensch war, der zur Erreichung eines Vermögens vor nichts mehr, weder vor leichten Streichen und offensären Gemeinheiten, noch vor einer etwa drohenden gesetzlichen Ahndung zurückschreckte.

Übrigens hatte sich Jack seit der Abfahrt von New York noch keine Andeutung erlaubt auf das, was er unverfroren »seine Liebe« nannte, und auch an Bord der »Seamew« war er aus seiner klugen Zurückhaltung nicht herausgetreten. Schweigsam kettete er nur seine Person an die beiden Schwestern und hütete seine Gedanken in Erwartung einer günstigen Gelegenheit.

Seine Stimmung verdüsterte sich etwas, als Roger de Sorgues den amerikanischen Damen vorgestellt worden war und sich durch seine Heiterkeit und sein weltmännisches Auftreten schnell deren Gunst erworben hatte. Es beruhigte ihn jedoch einigermaßen, als er sah, daß Roger sich bei weitem mehr mit Dolly als mit deren Schwester beschäftigte.

Um die andern Gäste der »Seamew« bekümmerte er sich gar nicht; für ihn waren sie so gut wie nicht vorhanden, und Morgans Anwesenheit übersah er mit völliger Mißachtung.

Alice war weniger hochmütig. Ihre weibliche Scharfsichtigkeit ließ sie das offensbare Mißverhältnis zwischen der untergeordneten Stellung des Dolmetschers und seiner ganzen Erscheinung erkennen, ebenso wie die kühle Höflichkeit, womit er jede Anfreundung gewisser Passagiere, und vorzüglich des Roger de Sorgues, aufnahm.

»Was halten Sie dort von Ihrem Herrn Landsmann? hatte sie eines Tages Roger gefragt, der an Morgan eben einige in gewohnter Weise aufgenommene Worte gerichtet hatte. Er scheint mir von wenig umgänglicher Natur zu sein.

– Ja, er ist etwas stolz und beharrt darauf, sich seiner Stellung anzupassen, antwortete der Franzose, ohne seine offensbare Sympathie für den diskreten Landsmann zu verhehlen.

– Er muß sonst bestimmt eine weit höhere einnehmen, da er hier eine so sichre und würdige Zurückhaltung bewahrt,« erwiederte Alice einfach.

Morgan sollte aber doch bald genötigt sein, seine Zurückhaltung aufzugeben. Die Stunde nahte schon, wo er den von ihm übernommenen Verpflichtungen nachkommen mußte. Die gegenwärtige Ruhe hatte ihn seine wirkliche Stellung bisher fast vergessen lassen. Der unbedeutendste Vorfall mußte ihn aber doch daran erinnern, und dazu sollte es kommen, ehe die »Seamew« zum ersten Male Land angelaufen hatte.

Seit das Schiff über den Ärmelkanal hinausgekommen war, hatte es beständig einen westsüdwestlichen Kurs eingehalten, etwas weniger nach Süden, als es nötig gewesen wäre, um auf die Hauptgruppe der Azoren zu treffen. Der Kapitän Pip steuerte nämlich absichtlich auf deren westlichste Inseln zu, da er seine Passagiere zuerst deren Anblick genießen lassen wollte. Der Gestaltung der Umstände nach schien es freilich nicht so, als ob sie von dieser Aufmerksamkeit Thompsons einen besonderen Vorteil haben sollten.

Einzelne Worte, die ihm hierüber zu Ohren kamen, erregten die Neugier Rogers.

»Können Sie mir wohl sagen, Herr Professor, fragte er Morgan vier Tage nach der Abfahrt, welches die ersten Inseln sind, die die »Seamew« in Sicht bekommen wird?«

Morgan wurde etwas verlegen, darauf wußte er keine Antwort.

»Na na, schon gut, sagte Roger, darüber wird uns ja der Kapitän Auskunft geben. Die Azoren, glaube ich, gehören ja wohl den Portugiesen? fuhr er nach einer kurzen Pause fort.

– Hm, ja, stammelte Morgan, das glaube ich ebenfalls.

– Ich muß Ihnen gestehen, Herr Professor, daß ich von allem, was diesen Archipel betrifft, so gut wie gar nichts weiß, sagte Roger. Glauben Sie überhaupt, daß er uns etwas wirklich Interessantes zu bieten haben wird?

– O, gewiß! versicherte Morgan.

– Und welcher Art dürfte das wohl sein? Vielleicht Naturmerkwürdigkeiten?

– Ja, das versteht sich, beeilte sich Morgan zuzustimmen.

– Und wohl auch sehenswerte Bauwerke?

– Ja freilich, Baudenkmäler auch.«

Roger sah den Dolmetscher etwas erstaunt an. Um seine Lippen spielte ein schalkhaft-spöttisches Lächeln, und noch einmal begann er zu fragen:

»Ein letztes Wort, mein Herr Professor. Dem Programm nach sollen wir drei Inseln, Fayal, Terceira und San Miguel besuchen. Gehören zu der Gruppe nicht auch noch andere? Mistreß Lindsay wünschte zu erfahren, aus wie vielen Inseln diese bestände, und ich habe ihr das nicht sagen können.«

Morgan fühlte sich wie auf die Folter gespannt. Er erkannte etwas spät, daß er ganz und gar nichts von dem wußte, worüber er den Passagieren seinen Obliegenheiten gemäß Auskunft zu erteilen hätte.

»Im ganzen aus fünf, erklärte er aufs Geratewohl.

– Besten Dank, Herr Professor!« sagte endlich Roger etwas höhnisch, während er sich von seinem Landsmann verabschiedete.

Kaum allein, lief dieser spornstreichs nach seiner Koje. Vor der Abreise aus London hatte er sich vorsichtigerweise eine Sammlung Bücher beschafft, die ihn über die im Laufe der Reise zu berührenden Länder belehren konnten, und jetzt ärgerte er sich, diese törichterweise nicht vorher zu Rate gezogen zu haben.

Nun durchflog er den Baedeker für die Azoren. Ach, wie hatte er sich geirrt, dem Archipel nur fünf Inseln zuzuteilen, er zählte deren ja volle neun. Morgan fühlte sich tief gedemütigt und wurde hochrot, obwohl niemand seine Beschämung sehen konnte. Jetzt beeilte er sich, die verlorne Zeit einzubringen. Ganze Tage lang steckte er die Nase in die Bücher, und sein Kabinenfensterchen war schon lange vor dem Dunkelwerden erleuchtet. Roger bemerkte das und machte sich darüber nicht wenig lustig.

»Aha, ein fleißiger, aber unglücklicher Schüler, mein guter Freund da drin, sagte er lachend. Nun ja, der ist ebensogut Professor, wie ich Papst bin!«

Am Morgen des siebenten Tages, d. h. am 17. Mai früh acht Uhr, suchten Saunders und Hamilton den Agenten Thompson

auf, und der erste machte ihm trocknen Tones die Bemerkung, daß die »Seamew« laut Programm in der letzten Nacht hätte vor Horta, der Hauptstadt der Insel Fayal, vor Anker gehen müssen. Thompson entschuldigte sich so gut wie möglich und erklärte die Abweichung vom Programme mit dem Zustande des Meeres, da doch nicht vorauszusehen gewesen sei, daß man hier mit völlig widrigem Winde und mit so schweren Wellen zu kämpfen haben würde. Die beiden Reisegenossen verzichteten auf eine weitere Erörterung der Sache. Sie hatten die vorgekommene Unregelmäßigkeit festgenagelt, das genügte ihnen für den Augenblick. So zogen sie sich denn mit würdiger Miene zurück, und der Baronet ergoß seine Galle in den Schoß seiner Familie.

Man hätte übrigens fast glauben können, daß das Schiff selbst und die Elemente sich von der Unzufriedenheit eines so hochstehenden Reisenden getroffen fühlten. Der Wind, der schon von den ersten Tagesstunden an eine Neigung zum Abflauen gezeigt hatte, nahm allmählich noch weiter ab, und gleichzeitig beruhigte sich damit natürlich auch der Seegang. Der Dampfer kam schneller vorwärts und der Ausschlagswinkel seiner Bewegungen wurde entsprechend kleiner. Bald hatte sich der Wind, wenn er auch die Richtung von vorne beibehielt, zu einer leichten Brise verwandelt, und die Insassen der »Seamew« glaubten sich zurückversetzt auf das friedliche Gewässer der Themse.

Die Folgen dieser günstigen Veränderung traten denn auch bald zutage. Die unglücklichen, seit sechs Tagen fast unsichtbar gebliebenen Passagiere erschienen einer nach dem andern wieder auf dem Verdecke... freilich wachsbleich im Gesichte und mit erschlafften Zügen... beklagenswerte Ruinen alle miteinander.

Ohne diese Wiederauferstehung sonderlich zu beachten, überflog Robert Morgan, an eine Relingstütze gelehnt, mit

forschendem Blicke den Horizont und suchte vergeblich, das nächste Land zu erkennen.

»Entschuldigen Sie, Herr Professor, erklang da plötzlich eine Stimme hinter ihm, sind wir jetzt nicht hier an der Stelle, die einstmals der später versunkne Kontinent Atlantis eingenommen haben soll?«

Als Morgan sich umdrehte, sah er sich Roger de Sorgues, und Alice und Dolly Lindsay gegenüberstehen.

Wenn Roger aber etwa gehofft hatte, seinen Landsmann auf den Leim zu führen, sollte er sich arg getäuscht haben. Die frühere Lektion hatte ihre Früchte getragen: Morgan war jetzt gepanzert gegen derartige Angriffe.

»Ganz richtig, Herr de Sorgues, sagte er.

– Diese Landfeste hat es also wirklich gegeben? fragte darauf Alice.

– Ja, wer kann das wissen? antwortete Morgan. Ob Sage oder Wahrheit, jedenfalls herrscht eine große Ungewißheit bezüglich des einstigen Vorhandenseins dieses Festlandes.

– Gibt es vielleicht, fragte Alice weiter, dennoch Anhaltspunkte, die dafür sprechen?

– Gewiß, mehrere, erklärte Morgan, der nun vortrug, was er aus seinem Bücherschatz gelernt hatte. Ohne von der Meropis zu reden, von der aus Midas, nach Theopompos von Chios, Kenntnis von dem armen und alten Silea erlangt hatte, ist mindestens noch die Schilderung des göttlichen Plato erhalten. Durch Plato wurde die Überlieferung zum Berichte, die Legende zur Geschichte. Ihm ist es zu verdanken, daß es in der Kette der Erinnerung an keinem Gliede fehlt. Er knüpfte Jahr an Jahr, Jahrhundert an Jahrhundert bis zurück ins graueste Altertum. Die Tatsachen, die Plato aufzählt, entnahm er Kritias, der sie wieder, als er sieben Jahre zählte, aus dem Munde seines damals neunzigjährigen Urgroßvaters Dropidas erfahren hatte. Dropidas wieder erzählte da nichts andres, als

was er viele Male von seinem vertrauten Freunde Solon, einem der sieben Weisen Griechenlands und Gesetzgeber von Athen, gehört hatte. Solon aber erzählte ihm, wie er von den Priestern der damals schon achthundert Jahre alten ägyptischen Stadt Saïs gehört hätte, daß deren Denkmäler Inschriften enthielten in bezug auf blutige Kriege, die zwischen einer alten, noch tausend Jahre vor Saïs gegründeten, griechischen Stadt und den zahllosen Scharen geführt worden seien, die von einer sehr großen, jenseits der Säulen des Herkules gelegenen Insel gekommen wären. Wenn diese Überlieferung zuverlässig ist, hätte die verschwundene Rasse der Atlanten also acht- bis zehntausend Jahre vor Christus gelebt, und hier, wo wir jetzt schwimmen, würde ihre Heimat gelegen haben.

– Wie konnte aber, warf Alice nach kurzem Stillschweigen ein, ein so umfänglicher Kontinent überhaupt gänzlich verschwinden?«

Morgan zuckte statt einer Antwort mit den Achseln.

»Und von dem großen Lande wäre nichts, nicht ein Stein übrig geblieben?

– O... doch, versicherte Morgan. Zahlreiche Pics, Berge und Vulkane überragen la die Meeresfläche noch heute. Die Azoren, Madeira, die Kanarischen Inseln und die des Grünen Vorgebirges sind gewiß solche Überreste. Das andre ist verschlungen worden. Auf den einst angebauten Ebenen ist das Schiff an Stelle des Pflugs getreten. Alles sonst, mit Ausnahme der stolzen Gipfel, ist in unergründliche Tiefen versunken, alles verschwunden unter den Fluten... Städte und Einzelgebäude ebenso wie die Menschen, von denen keiner verschont geblieben war, andern von der entsetzlichen Katastrophe zu berichten.«

Das letztere war nicht im Baedeker zu lesen. Morgan hatte seiner Phantasie die Sporen gegeben, er kombinierte frisch darauf los.

Übrigens lohnte ihm ein glücklicher Erfolg, seine Zuhörer schienen tief ergriffen zu sein. Lag das Unglück auch zehntausend Jahre zurück, so war es dennoch über alle Maßen furchtbar und ohne seinesgleichen auf der Erde. Alle drei blickten auf die Wasserwüste hinunter und dachten an die Geheimnisse, die der Abgrund verbergen mochte. Da unten waren dereinst Ernten gereist, hatten sich Blumen erschlossen und die Sonnenstrahlen über Gebieten geleuchtet, die jetzt in ewige Finsternis gehüllt waren. Da unten hatten Vögel gezwitschert, hatten Menschen geatmet, Frauen geliebt und junge Mädchen und Mütter geweint. Und über diesem Geheimnisse des Lebens, der Leidenschaft und des Schmerzes lag jetzt, wie über einem ungeheuern Grabe, das undurchdringliche Leichentuch des Weltmeers ausgebreitet.

»Bitte um Entschuldigung, mein Herr, ließ sich jetzt eine Stimme vernehmen, ich habe von dem, was Sie eben erklärten, nur das Ende gehört. Wenn ich Sie recht verstanden habe, hätte sich an dieser Stelle ein entsetzliches Unglück zugetragen. Da ist es doch etwas auffällig, werter Herr, daß man in den Zeitungen kein Wort davon gelesen hat!«

Als sich die Plaudernden völlig verblüfft über diese Bemerkung umwandten, sahen sie den liebenswürdigen Mr. Blockhead, von seiner Familie begleitet, vor sich stehen. Ach, wie blaß sahen die Gesichter aus, wie stark war die interessante Familie abgemagert!

Roger unterzog sich der Beantwortung jener Worte.

»Ach, Sie sind es, lieber Herr! Endlich wieder genesen! Meinen Glückwunsch! Doch wie, Sie haben in den Tageszeitungen keine Mitteilung über die hier vorgekommene Katastrophe gefunden? Ich kann Ihnen aber versichern, daß davon lange Zeit die Rede gewesen ist.«

Da ertönte die Glocke, die zum Frühstück rief, und schnitt damit eine Antwort Blockheads ab.

»Ah, das ist ein Ton, den ich gern höre!« rief er nur noch.

Schnell trabte er sofort dem Speisesaal zu, und Mrs. Georgina nebst ihrem Sohne Abel eilten ihm nach. Doch seltsam! Miß Beß und Miß Mary zeigten gar nicht eine solche Eile, die nach so langer Fastenzeit nur natürlich erschienen wäre. Nein, sie hatten sich vereint nach dem Hinterdeck begeben. Von da sah man sie mit dem glücklich wieder eroberten Tigg zurückkehren. Auch die Hamiltons machten sich jetzt lächelnd und mit zusammengekniffnen Lippen auf den Weg zum Salon.

Tigg aber ähnelte einem modernen Paris jetzt so sehr, daß sich gewiß die Göttinnen neuern Stils um ihn gestritten hätten. Das Sprichwort sagt ja, daß im Reiche der Blinden der Einäugige König sei, und Miß Margarett war hier wirklich die Venus des himmlischen Trios. Der Miß Mary wäre dann die Rolle der Juno und der Miß Beß, schon wegen ihrer kriegerischen Gestalt, die der Minerva zugefallen. Augenblicklich zeigte es sich deutlich, daß hier, entgegen der allgemein anerkannten Überlieferung, Minerva und Juno triumphierten, Venus aber sah grün vor Wut aus.

Zum ersten Male seit langer Zeit war die Tafel von oben bis unten voll besetzt, und Thompson hatte recht gemischte Gefühle angesichts der großen Zahl von Tischgästen.

Gegen Ende der Mahlzeit richtete Blockhead quer über die Tafel hinweg an ihn folgende Worte:

»Ich habe soeben gehört, werter Herr Thompson, daß diese Segegend der Schauplatz eines furchtbaren Naturereignisses gewesen sein soll, bei dem ein großes Landgebiet völlig versunken wäre. Ich halte es deshalb für angezeigt, unter uns zugunsten der Opfer dieser Katastrophe eine Subskription zu eröffnen, zu der ich gern ein Pfund Sterling zeichnen würde.«

Thompson sah nicht danach aus, als ob er ihn verstände.

»Von welcher Katastrophe sprechen Sie denn, lieber Herr Blockhead? – Zum Kuckuck, ich habe von einer solchen ja keine Silbe gehört!

– Nun, um eine Erfindung von mir handelt es sich nicht, erwiderte Blockhead etwas spitzig. Ich habe die Sache aus dem Munde des Herrn Professors erfahren, und der andre Herr aus Frankreich, der neben ihm sitzt, hat mir bestätigt, daß jenes Unglück in den Zeitungen erwähnt worden ist.

– Ja ja, das stimmt! rief Roger, als er bemerkte, daß von ihm die Rede war. Das ist ganz richtig! Nur hat sich die Katastrophe nicht in der jüngsten Zeit ereignet, es sind schon einige Jahre darüber hingegangen. Es war... erlauben Sie... wohl etwa vor zwei Jahren?... Nein doch, vor weit längerer Zeit. Es war... ja, jetzt erinnere ich mich... es war genau vor achttausend Jahren, wo die Atlantis unter die Fluten versank. Das habe ich, mein Wort darauf, in der Zeitung des alten Athen gelesen!«

Die ganze Tafelrunde brach in ein schallendes Gelächter aus, nur Blockhead stand mit aufgesperrtem Munde da. Vielleicht wollte er böse werden, man hatte ihm ja einen gar so argen Streich gespielt, doch da unterdrückte eine vom Verdeck herabschallende Stimme noch rechtzeitig alles Gelächter und seinen Zorn zugleich.

»Land vor Backbord!« rief ein Matrose.

In einem Augenblicke hatte sich der Salon geleert. Nur der Kapitän Pip blieb an seinem Platze und aß ruhig weiter.

»Die haben alle, wie es scheint, noch niemals ein Land gesehen, nicht wahr?« fragte er einen Nachbar, der getreu bei ihm ausgehalten hatte.

Die Passagiere waren nach dem Spardeck hinausgeeilt und bemühten sich, die Blicke nach Südost gerichtet, das gemeldete Land zu erkennen. Es dauerte aber noch eine volle Viertelstunde, ehe ihre für so etwas nicht geübten Augen einen

Streifen am Horizonte erkennen konnten, der wie eine dort lagernde Wolke aussah.

»Dem von uns eingehaltenen Kurse nach, sagte Morgan zu seinen nächsten Nachbarn, muß das Corvo, das heißt, die nördlichste und zugleich westlichste Insel der Gruppe, sein.

Die Inselgruppe der Azoren besteht aus drei scharf getrennten Teilen. Der mittelste umfaßt fünf Inseln: Fayal, Terceira, San Jorge, Pico und Graciosa; zu dem im Nordwesten gehören die beiden Inseln Corvo und Flores, und zu dem im Südosten ebenfalls zwei: San Miguel und Santa Maria. Außerdem gibt es hier noch das Labyrinth der las Desertas genannten Risse. Die sehr ungleich großen, fünfzehnhundertfünfzig Kilometer vom nächsten Festlande entfernten Inseln, die über eine Strecke von mehr als hundert Seemeilen verstreut liegen, enthalten zusammen kaum achtundvierzigtausend Quadratkilometer Land und beherbergen hundertsiebzigtausend Einwohner. Sie sind durch so breite Meeresarme voneinander getrennt, daß man nur selten eine von der andern aus sehen kann.

Die Entdeckung dieses Archipels wird, wie das gewöhnlich der Fall ist, verschiedenen Nationen zugeschrieben. Wie es um diese, von leerer Eitelkeit diktierten Behauptungen auch stehen mag, jedenfalls waren es zuerst portugiesische Ansiedler, die sich hier, zwischen vierzehnhundertsiebenundzwanzig und vierzehnhundertsechzig niederließen, und von denen die Inseln ihren Namen nach einer damals sehr häufig hier vorkommenden Vogelart erhielten, die die ersten Ansiedler irrtümlicherweise als zu den Gabelweihen oder zu den Habichten gehörend angesehen hatten.«

Diese ausführlichen Mitteilungen gab Morgan auf Thompsons besondern Wunsch, und zwar mit schmeichelhaftem Erfolge. Kaum hatte er den Mund geöffnet, als sich um ihn auch schon die meisten Passagiere sammelten,

alle begierig, dem französischen Professor zu lauschen. Sie zogen dadurch auch noch die übrigen herbei, und bald bildete Morgan den Mittelpunkt eines großen Zuhörerkreises. Dieser konnte sich des improvisierten Vortrages nicht entschlagen, dergleichen gehörte ja zu seinen übernommenen Verpflichtungen. In die erste Reihe der Zuhörer hatte der jetzt wieder milde gestimmte Blockhead seinen Sprößling vorgeschoben. – »Achte gut auf die Worte des Herrn Professors, ermahnte er den Knaben, und merke dir hübsch, was er sagt!« – Ein anderer hier am wenigsten erwarteter Zuhörer war Van Piperboom – aus Rotterdam – denn welches Interesse konnte er an den Erklärungen nehmen, die seinen niederländischen Ohren doch ganz unverständlich blieben?... Doch, das war sein eignes Geheimnis. Jedenfalls war er da, ebenfalls in der innersten Reihe und lauschte mit gespannten Ohren und offenem Munde, sichtlich bemüht, kein Wort zu verlieren. Ob er etwas verstand oder nicht... er wollte für sein Geld jedenfalls etwas haben.

Eine Stunde später verlor die Insel Corvo das Aussehen einer Wolke. Sie stieg nun, freilich in der Entfernung von fünfundzwanzig Seemeilen noch undeutlich, mehr und mehr aus dem Wasser auf. Gleichzeitig zeigte sich noch ein andres Land am Horizonte.

»Flores,« verkündigte Morgan.

Das Schiff fuhr schnell dahin. Nach und nach wurden auch Einzelheiten deutlicher sichtbar, und bald konnte man eine hohe, steil abfallende Uferwand erkennen, die sich dreihundert Meter über die Meeresfläche erhob. Die »Seamew« näherte sich ihr bis auf drei Seemeilen, dann wechselte der Kapitän den Kurs nach Süden und steuerte längs der Küste hin.

Die trostlos öde Uferwand setzte sich in gleicher Höhe weiter fort. Ihrem Fuße waren unzählige Felsen vorgelagert, woran sich die Wellen in schäumender Brandung brachen... ein

schreckliches, wildes Bild. Auf die Reisegesellschaft auf der »Seamew« machte es fast einen beängstigenden Eindruck, und niemand wollte Morgans Aussage so recht glauben, wonach die wenig einladend aussehende Insel fast tausend menschliche Wesen beherbergen und ernähren sollte. Außer einigen Talmulden mit dürftigem Grün, sah man hier nur Kennzeichen von erschreckender Verwilderung... nichts von Leben auf den schwarzen Basalten, oder auf den unfruchtbaren Felsblöcken, die von der Hand einer unermeßlich großen Macht hier durcheinandergeschüttelt lagen.

»Das ist das Werk zahlreicher, verderblicher Erdbeben,« bemerkte Morgan.

Auf dieses Wort hin entstand plötzlich eine Bewegung in der Menge; mit den Ellbogen sich Platz erzwingend, drängte sich flammenden Blickes Johnson in die Mitte des Kreises und pflanzte sich herausfordernd vor dem Dolmetscher der »Seamew« auf.

»Was haben Sie da eben gesagt, Herr! rief er. Haben Sie nicht eben von Erderschütterungen gesprochen? Solche kommen also auf den Azoren vor?

– Wenigstens sind solche vorgekommen, antwortete Morgan.
– Nun, aber jetzt...?

– Jetzt, sagte Morgan, sind auf Flores und Corvo keine mehr beobachtet worden, während man das bezüglich der andern Inseln, vor allem, was San Jorge und San Miguel betrifft, nicht so sicher behaupten kann.«

Als Johnson diese Antwort vernahm, geriet er in helle Wut.

»Das ist eine Erzgemeinheit! platzte er, an Thompson gewendet, heraus. Zum Teufel, so etwas verheimlicht man doch nicht vor den Leuten! Das mußte auf dem Reiseprogramm doch angegeben sein! Nun, mein Herr, Ihnen steht es ja frei, sich, wo Sie wollen, ans Land zu begeben, und ebenso allen, die töricht genug sind, Ihnen zu folgen. Merken

Sie sich aber genau: Ich... ich wer... de... kei... nen Fuß... ans... Land set... zen!«

Nachdem er diese Erklärung mit Nachdruck hervorgepoltert hatte, entfernte sich Johnson ebenso brutal, wie er gekommen war, und bald hörte man seine Stimme aus dem Kaffeesalon herausdonnern.

Eine halbe Stunde später erreichte der Dampfer die Südspitze der verlassenen Insel. Hier wird die steile Uferwand niedriger und die Küste läuft in eine flache Landzunge aus, die Morgan als die Peisqueirospitze bezeichnete. Der Kapitän ließ die »Seamew« nun um zwei Viertel nach Westen abfallen und näherte sich auf geradem Wege der Insel Flores, die durch eine kaum zehn Seemeilen breite Meerenge von Corvo getrennt liegt.

Seit man es zuerst erblickt hatte, war Flores außerordentlich größer geworden. Man konnte jetzt seine allgemeine Gestaltung deutlich überschauen, vorzüglich seinen Gipfel, den neunhundertzweiundvierzig Meter hohen »Morro Grande« nebst seiner Umgebung von ansehnlichen Bergen, und davor eine etagenweise bis zum Meere abfallende Reihe lieblicher Hügel. Flores, das größer als seine Nachbarin ist, umfaßt, bei fünfzehn Meilen Länge und neun Meilen Breite, etwa hundertachtundvierzig Quadratkilometer und hat mindestens eine Bevölkerung von neuntausend Seelen. Auch sein Aussehen macht entschieden einen angenehmeren Eindruck. Die bis an den Ozean herabreichenden Hügel sind mit einem dichten grünen, stellenweise von Baumgruppen durchbrochenen Teppich bedeckt. Auf ihrem oberen Teil glänzen fette Weiden in der Sonne. Darunter liegen noch von Lavamauern umschlossene und gegen Abspülung geschützte Felder. Die Passagiere freuten sich auch sichtlich über dieses einladende Bild.

Als der Kapitän Pip nur noch eine kurze Strecke von der Albernasspitze, dem nordwestlichen Vorsprunge der Insel, entfernt war, ließ er scharf nach Osten steuern. Die »Seamew« glitt dabei durch den die Zwillingssinseln scheidenden Kanal und lief nahe bei dem lachenden Flores hin, während Corvo am Horizonte mehr und mehr emportauchte. Bald wurde dann ein Kurs nach Südosten und zuletzt nach Süden eingeschlagen. Am Nachmittag gegen vier Uhr befand sich die »Seamew« der Hauptstadt Santa Cruz gerade gegenüber, so daß deren von der Sonne erleuchtete Häuser leicht zu unterscheiden waren. Die Geschwindigkeit der Fahrt wurde dann gesteigert, und die »Seamew« bewegte sich, die beiden ersten Azoren hinter sich lassend, mit Volldampf auf Fayal zu.

Von Santa Cruz bis Horta, der Hauptstadt von Fayal, beträgt die Entfernung ungefähr hundertdreißig Seemeilen, die etwa in elf Stunden bequem zurückzulegen sind. Vor sieben Uhr waren die Gipfel von Flores schon kaum noch sichtbar und bald verschwanden sie gänzlich im Dunkel der Nacht.

Da für den nächsten Tag ein reiches Programm entworfen war, wurde das Deck an diesem Abend frühzeitig leer. Auch Morgan wollte es eben verlassen, als Roger de Sorgues an ihn herantrat, um nach einigen Worten ihm freundschaftlich gute Nacht zu wünschen.

»Doch erlauben Sie, lieber Landsmann, sagte er, als beide schon voneinandergehen wollten, halten Sie es für indiskret, wenn ich frage, in welchem Lyzeum Frankreichs Sie eine Professur bekleidet haben?«

Ohne in Verlegenheit zu geraten, fing Morgan an zu lachen.

»O, nur in der Einbildung unsres Herrn Thompson, antwortete er heiter. Ausschließlich ihm verdanke ich die Ernennung zu dieser Würde, ohne daß ich – das können Sie mir glauben – ihn irgendwie dazu veranlaßt hatte.«

Allein zurückbleibend, sah Roger dem andern sinnend nach.

»Nicht Professor, das hat er zugestanden. Nur zeitweilig Dolmetscher, das liegt auf der Hand. Er geht mir im Kopf herum, der junge Mann.«

Vorläufig suchte er sich der Gedanken an die Sache zu entschlagen und ging als letzter vom Deck hinunter. Das Problem reizte ihn aber doch noch immer, und als er sich auf seinem Lager ausgestreckt hatte, murmelte er unwillkürlich:

»Nein, der Gedanke verläßt mich doch nicht, daß ich den Mann schon einmal gesehen habe. Doch wo – tausend Teufel! – wo denn?«

Sechstes Kapitel

Flitterwochen

Als Morgan am nächsten Tage das Deck betrat, lag das Schiff im Hafen von Horta, der Hauptstadt der Insel Fayal, bewegungslos vor Anker. Der Horizont war an allen Seiten von Land begrenzt.

Im Westen erhob sich, von ihren zwei Forts bewacht, amphitheatralisch die hübsche Stadt, in der ein Glockenturm ihrer Kirchen immer den andern überragte, und deren größte Höhe ein umfängliches Bauwerk, ein vormaliges Jesuitenkloster, einnahm.

Nach Norden reichte die Aussicht bis zur Ponta Espalamaca, die sich an der einen Seite der Reede hinzog; im Süden bis zu zwei Felsbergen, die die andre Seite abschlossen, bis zum Monte Queimado (dem »Ausgebrannten Berg«), an den sich die Hafenmole anschließt, und zur Ponta da Guia (der Führerspitze), einem alten Vulkan, in dessen tiefen Krater, den »Kessel der Hölle«, das Meer Eingang gefunden hat und der den Fischern bei stürmischem Wetter als Zufluchtsort dient.

Im Nordosten reichte der Blick unbehindert bis hinaus zu der Nordspitze der ziemlich zwanzig Seemeilen entfernten Insel San Jorge.

Im Osten endlich erhob sich die ungeheure Masse des Pico (Pics). Unter diesem Namen faßt man auch oft Insel und Berg zusammen, die im Grunde auch nur eins sind, denn aus den Fluten erheben sich die Küsten ziemlich schroff und werden

allmählich, in ununterbrochner Steigung und in einer Höhe von zweitausenddreihundert Metern, selbst zum Berggipfel.

Den Gipfel konnte Robert Morgan jetzt nicht sehen; er war in zwölfhundert Meter Höhe durch einen Nebelschleier verhüllt, eine Dunstmasse, die vom Winde unaufhörlich hin- und hergeworfen wurde. Während unten der Passatwind in nordöstlicher Richtung wehte, flatterten in der Höhe abgerissene und ihre Form immer verändernde Wolkensetzen umher und verloren sich endlich, vom Gegenpassat aus Südwesten vertrieben, in entgegengesetzter Richtung.

Unterhalb dieses undurchdringlichen Schleiers, auf der regelmäßig bis zum Meere abfallenden Seite, umrahmten Wiesen, Felder und kleine Gehölze zahlreiche Quintas, wohin die reichern Bewohner Funchals vor der Hitze und den Moskitos des Sommers flüchten.

Morgan war in die Bewunderung des herrlichen Panoramas versunken, als ihn die Stimme Thompsons aus seiner Betrachtung herausriß.

»Ah, guten Morgen, Herr Professor. Ein interessantes Land hier... das will ich meinen!... Wenn es Ihnen gefällig ist, Herr Professor, würde ich heute Ihre Dienste in Anspruch nehmen. Die Passagiere sollen, wie Sie wohl schon wissen, dem Programme gemäß um acht Uhr ans Land gehen, und das macht noch einige Vorbereitungen nötig.«

Der so höflichen Aufforderung folgend, verließ Morgan bald darauf in Begleitung Thompsons den Dampfer. Auf einem Wege längs des Ufers erreichten beide in kurzer Zeit die ersten Häuser von Horta. Da blieb Thompson bald stehen und wies mit der Hand nach einem ziemlich großen Gebäude mit einer Aufschrift in portugiesischer Sprache, die Morgan sofort übersetzte.

»Ein Hotel, sagte er, das Hotel zur Jungfrau Maria.

– Gut, mag es heißen, wie es will. Wir wollen hineingehen, Herr Morgan, und den Besitzer zu sprechen suchen.«

Dieser schien offenbar nicht an einem Überfluß von Reisenden zu leiden. Der Mann war ja noch gar nicht aufgestanden. So verließ denn eine Viertelstunde, ehe er notdürftig angekleidet und noch mit schlaftrunknen Augen vor den beiden Fremden erschien.

Da entspann sich zwischen ihm und Thompson folgendes Gespräch, wobei Morgan Fragen und Antworten übersetzte:

»Können Sie uns ein Frühstück servieren?

– Aber ich bitte Sie, um diese Stunde?...

– O nein, erst um elf Uhr.

– Gewiß. Da war es aber doch unnötig, mich so früh zu stören.

– Erlauben Sie, wir sind unser ziemlich viele.

– Zwei Personen, das sehe ich ja.

– Ganz recht, wir beide, doch auch noch dreiundsechzig andre Personen.

– Diavolo, stieß der Wirt, sich den Kopf krauend, hervor.

– Nun... also...? fragte Thompson drängender.

– Gut, gut! antwortete der Wirt schnell entschlossen, Sie werden um elf Ihre fünfundsechzig Frühstücksportionen haben.

– Zu welchem Preise?«

Der Hotelier dachte einen Augenblick nach.

»Sie werden, sagte er dann, Eier, Schinken, Fisch, Hühnerbraten und eine Nachspeise für dreiundzwanzig Milreis bekommen, Wein und Kaffee inbegriffen.«

Dreiundzwanzig Milreis, d. h. etwa zwei Francs das Kuvert, das war ja zwar ein erstaunlich billiger Preis, Thompson schien aber doch anderer Meinung zu sein, denn unter Vermittlung durch seinen Dolmetscher begann er recht hartnäckig zu feilschen. Endlich kam eine Vereinbarung zu dem Preise von

siebzehn Milreis, d. s. etwa hundert Francs nach französischem Gelde, als Bezahlung für die ganze Reisegesellschaft zustande.

Nach Erledigung dieser Frage folgte eine weitere Verhandlung bezüglich der Beschaffung der nötigen Transportmittel, und nach zehnminütiger Hin- und Widerrede verpflichtete sich der Gastwirt, gegen eine Entschädigung von dreißig Milreis (180 Francs) den Touristen am nächsten Morgen fünfundsechzig Reittiere, Pferde und Maulesel, diese in der Mehrzahl, zur Verfügung zu stellen. An Wagen war nicht zu denken, davon gab es auf der Insel keinen einzigen.

Als Zeuge und Mitwirkender bei diesen Unterhandlungen erkannte Morgan mit einer mit Beunruhigung gemischten Verwunderung, daß Thompson im Vertrauen auf seinen guten Stern vor Antritt der Fahrt rein für gar nichts gesorgt hatte.

»Das kann ja gelegentlich eine hübsche Geschichte werden!« sagte er für sich.

Nachdem hier alles abgemacht war, beeilten sich Thompson und Morgan, die Passagiere aufzusuchen, die auf ihren General-Unternehmer mindestens schon seit einer halben Stunde warteten.

Sie waren wirklich alle zur Stelle... eine dichtgedrängte Masse, die auf dem Kai plaudernd lebhaft gestikulierte. Alle, außer einem. Wie er erklärt hatte, war Elias Johnson an Bord zurückgeblieben... er bekräftigte durch sein strenges Fernbleiben seine Furcht vor den schrecklichen Erdbeben.

Unter der Gruppe der Passagiere herrschte offenbar eine recht üble Laune, sie verschwand jedoch von selbst beim Erscheinen Thompsons und seines Begleiters. Saunders allein glaubte seinem Unmute Luft machen zu müssen, tat das aber mit der äußersten Diskretion. Er zog nur schweigend seine Uhr hervor und wies mit dem Finger so darauf, daß Thompson schon aus einiger Entfernung erkennen mußte, daß der große Zeiger jetzt schon auf etwas über halb neun wies. Das war alles.

Thompson gab sich den Anschein, nichts zu sehen. Beweglich, stets liebenswürdig, trocknete er sich nur die Stirn ab und bemühte sich, in den Passagieren eine Vorstellung von seiner aufreibenden Tätigkeit für sie zu erwecken. Allmählich bildete sich unter seiner Leitung aus der Masse der Passagiere eine sich immer mehr verlängernde Reihe. Der vorherige Wirrwarr ordnete sich zu einem in Gliedern marschierenden Regimente.

Die an diese Art zu reisen gewohnten Engländer fügten sich willig der mehr militärischen Einreihung, die sie so natürlich fanden, daß sie fast von selbst zu sechzehn Gliedern von je vier Mann zusammentraten. Nur Roger de Sorgues kam die Sache etwas sonderlich vor und er hatte Mühe, ein Lächeln darüber zu unterdrücken.

An der Spitze der Kolonne befand sich im ersten Gliede Lady Heilbuth mit Sir Hamilton an ihrer Seite. Diese Ehre mußte man den beiden wohl zugestehen. Das schien auch die persönliche Ansicht des Baronets zu sein, der seine Befriedigung darüber deutlich zu erkennen gab. Die andern Glieder hatten sich nach eigner Wahl oder durch blinden Zufall zusammengefunden. Roger war es leicht gelungen, sich dem der Familie Lindsay einzureihen.

Thompson hatte sich der Reihe natürlich nicht angeschlossen. An der Seite der Truppe lief er, da und dort die Richtungshaltung verbessernd und jede Neigung, die Ordnung zu stören, mit mildem Ernste zügelnd, fleißig hin und her wie ein gestrenger Hauptmann oder – wohl richtiger – wie ein Feldwebel, der eine Abteilung disziplinierter Bauern zu führen hätte.

Auf ein Signal setzte sich das Ganze in Bewegung. In guter Ordnung marschierte die Truppe erst längs des Ufers hin und kam dann am Hotel zur Jungfrau Maria vorüber, dessen Besitzer ihr von seiner Tür aus mit befriedigtem Blicke folgen

konnte. Hundert Schritte weiter hin schwenkte die Kolonne auf eine Aufforderung Morgans hin nach links ab und betrat nun die eigentliche Stadt Horta. Wie viel weniger einladend in der Nähe als aus der Ferne sah aber dieses Horta aus! Es bestand fast ausschließlich aus einer einzigen, sich am Ende gabelförmig teilenden Straße. Steil, eng, unregelmäßig verlaufend und schlecht gepflastert obendrein, bildete diese Straße gerade keine angenehme Promenade. Zur jetzigen Tagesstunde brütete die Sonne darin schon recht heiß von einem Ende bis zum andern, brannte empfindlich auf Nacken und Rücken und rief bald klagende Bemerkungen hervor, die unter dem strengen Blicke Thompsons nur widerwillig verstummt.

Die Häuser, mit denen die Straße von Horta besetzt ist, bieten zu wenig Interesse, für die körperlichen Beschwerden geistig zu entschädigen. Sehr roh und, um den nicht so seltenen Erderschütterungen besser zu widerstehen, aus großen, dicken Lavablöcken errichtet, würden sie nur den allerbanalsten Eindruck machen ohne die Originalität, die ihnen ein außerordentlicher... Schmutz verleiht. Das Erdgeschoß dieser Häuser enthält durchweg Läden und Niederlagsräume oder Ställe und Schuppen. Die darüber gelegenen, als Wohnung dienenden Stockwerke aber sind – dank der Wärme und der Nähe der Viehställe – durch die widerlichsten Gerüche und die lästigsten Insekten verpestet.

Jedes Haus hat einen geräumigen Balkon und eine durch dichtes Gitterwerk abgeschlossene Veranda. In dieser geschützt, verweilen die eingeborenen Frauen den Tag über lange Zeit, um die Straße zu überblicken, Nachbarn und Vorübergehende zu beobachten und das Tun und Lassen aller, die der Zufall ihnen vor Augen führt, tüchtig durchzuhecheln. Jetzt, in früher Tagesstunde, waren die Balkons jedoch leer, da

ihre Insassen der Gewohnheit huldigen, die dem Schlafe geweihten Stunden unglaublich lange auszudehnen.

Beim Vorüberkommen der Kolonne sahen sich die wenigen Fußgänger erstaunt an, die Krämer und Handwerker traten aus ihren Türen und fragten sich kopfschüttelnd, was dieser Aufzug wohl zu bedeuten habe. War die Insel vielleicht gar überfallen worden, wie zur Zeit des Usurpators Don Miguel? Alles in allem erreichte der Zug einen wirklichen Erfolg, worüber Thompson mit Recht stolz war.

Sir Hamilton war das aber noch weit mehr. Wie er so hoch und steif aufgerichtet, den Blick immer auf einen Punkt fünfzehn Schritte voraus gefesselt, dahinschritt, schrien sozusagen alle Poren seiner Haut: »Ja, das bin ich!« Diese stolze Haltung hätte ihm beinahe einen recht übeln Streich gespielt: Da er bei der Richtung seiner Blicke nicht auf die eignen Füße sah, stolperte der vornehme Baronet auf dem sehr unebnen Pflaster und fiel, so lang er war, zu Boden. Ein gewöhnlicher Herr hätte sich ja nicht besonders viel aus dem Unfall gemacht. Während Sir Hamilton dabei aber mit heilen Gliedern weggekommen war, hatte unglücklicherweise ein sehr notwendiges Zubehör seiner Toilette schwer Schaden gelitten: Sir Hamiltons Lorgnon war bei dem Sturze zerbrochen. Grausames Geschick! Welches Vergnügen konnte der Mann hierauf noch genießen, da er vom stark Kurzsichtigen zum halb Blinden geworden war?

Der immer aufmerksame Reiseunternehmer Thompson hatte jedoch alles beobachtet. Er beeilte sich, den Baronet auf einen Uhrenladen hinzuweisen, an dessen Schaufenster man auch einige, übrigens recht minderwertige optische Artikel sah, und unter Morgans Vermittlung wurde mit dem Ladeninhaber bald ein Geschäft abgeschlossen. Für zwei Milreis (ungefähr 12 Francs) übernahm es der Händler, das Instrument bis zum nächsten Morgen zu reparieren.

Im Weiterziehen wurden dann Kirchen und Klöster besucht, die kein besondres Interesse boten. Von Kirchen zu Klöstern und von Klöstern zu Kirchen gehend, erreichte die Gesellschaft endlich die die Stadt beherrschende Höhe, und schwitzend und keuchend, doch immer in guter Ordnung, machte sie vor dem alten, mit der Vorderseite nach dem Meere gerichteten Jesuiten Kloster Halt. Hier lösten sich dann die Glieder der Kolonne auf ein Zeichen Thompsons, und schnell bildete sich ein Kreis um Robert Morgan. Blockhead hatte seinen jungen Sohn Abel wieder in die erste innere Reihe vorgeschoben, und neben dem Knaben stand – eine sperrige, umfängliche Masse – Herr Van Piperboom aus Rotterdam.

»Sie sehen hier, meine Herrschaften, begann Morgan im Tone des berufsmäßigen Fremdenführers, das alte Kloster der Jesuiten, eines der schönsten Bauwerke, die sie auf den Azoren errichtet haben. Sie können es laut unserm Programm besuchen. Ich glaube Ihnen aber bemerken zu müssen, daß dieses Gebäude sich wesentlich nur durch seine Größe auszeichnet, ein künstlerisches Interesse aber nicht bietet.«

Die schon von den vorhergegangenen Besuchen ermüdeten Touristen gaben sich hiermit zufrieden. Nur Hamilton bestand, das Programm in der Hand, auf dessen strenger Durchführung und trat in stolzer Haltung in das Kloster ein. Blockhead bemerkte scharfsinnig, man hätte sich doch wenigstens über die auffälligen Größenverhältnisse des Bauwerkes näher unterrichten können, niemand wollte aber auf die Worte des Ehren-Krämers hören.

»Wir gehen also zum nächsten Punkte des Programmes über,« sagte Morgan.

Und er las:

»Prächtige Aussicht. Fünf Minuten Aufenthalt.«

– Vor uns liegt, erklärte er, die Insel Pico. Im Norden sieht man San Jorge. Auf der Insel Pico bildet eine große Gruppe

von »Quintas« das Quartier »La Magdalena«, wo viele Einwohner von Funchal den Sommer verleben.«

Da Morgan hiermit seine Obliegenheiten erfüllt hatte, ging der Zuhörerkreis auseinander und die Touristen zerstreuten sich nach Gefallen, das vor ihnen ausgebreitete Panorama zu betrachten. Ihnen zu Füßen schien die Stadt Horta fast bis ins Meer hineinzureichen. Gerade gegenüber türmte sich die gewaltige Masse des Pic auf, dessen Gipfel noch immer in wallenden Dunstschleieren verhüllt lag. Der Kanal zwischen den beiden Inseln glänzte jetzt im Scheine der Sonne, und wie in Feuer stehend, warfen die Wellen blendende Reflexe bis hinüber zu dem purpurn schimmernden Ufer von San Jorge.

Als der Baronet von seinem Besuche zurückkam, bildete sich die nun schon eingebügte Kolonne schnell aufs neue. Als sie sich aber in Bewegung setzen wollte, erhob der peinlich strenge Passagier noch einmal seine Stimme. Auf dem Programm stand ja: »Prächtige Aussicht. Fünf Minuten Aufenthalt.« Diese fünf Minuten wollte er sich nicht rauben lassen.

Wohl oder übel mußte man dem Verlangen des originellen Kauzes nachgeben, und die gesamte, in tadelloser Ordnung nach Osten gerichtete Kolonne bequemte sich, freilich nicht ohne wiederholtes und berechtigtes Murren, noch einmal zu einem fünfminütigen Aufenthalte. Die ganze Zeit über stand der durch seine Halbblindheit getäuschte Hamilton unveränderlich nach Westen gewendet da. In dieser Richtung aber lag nur die breite Fassade des alten Jesuitenklosters, die doch wahrlich keine »prächtige Aussicht« bot. Darauf schien's dem Baronet aber nicht anzukommen, er starrte die vorschriftsmäßigen fünf Minuten gewissenhaft die grauen Mauern an... das genügte ihm vollständig.

Endlich zog nun die Kolonne weiter.

Schon nach den ersten Schritten erkannte da das spähende Auge Thompsons, daß sich eines ihrer Glieder um die Hälfte verkleinert hatte. Zwei Passagiere waren davongeschlichen... es waren die beiden Neuvermählten, wie es eine nähere Untersuchung zeigte. Thompson runzelte die Stirn, er war kein Freund solcher Regelwidrigkeiten. Gleichzeitig kam ihm aber der erfreuliche Gedanke, dem Hotelwirt für diese Verminderung der Zahl der Frühstücksgäste eine entsprechende Summe abziehen zu können.

Halb zwölf Uhr hielten die erschöpften Touristen, immer noch in guter Ordnung, ihren Einzug in das Hotel zur Jungfrau Maria. Der hochrote, joviale Wirt empfing sie mit der Mütze in der Hand.

Alle nahmen an der Tafel Platz, Sir Hamilton unmittelbar Thompson gegenüber, was ihm niemand streitig machte. Mary und Beß Blockhead glückte es durch eine List, etwas entfernt von ihrer Familie Stühle zu erobern, so daß sie sich ausschließlich dem eng umzingelten Tigg widmen konnten.

Als der erste Hunger gestillt war, ergriff Thompson das Wort und veranlaßte die Tafelrunde, sich auszusprechen, was sie von der Stadt Horta hielte.

»O, die ist herrlich, rief Blockhead, einfach wundervoll!«.

Es zeigte sich aber bald, daß er mit diesem Urteil allein stand.

»Eine abscheuliche Stadt, sagte der eine.

– Und schmutzig obendrein, sekundierte dem ein zweiter.

– Welch elende Straße!

– Was für erbärmliche Häuser!

– Welch brennende Sonne!

– Und welch entsetzliches Pflaster!«

Natürlich rührte die letzte Bemerkung vom Baronet her.

»Ja, und das hier nennt man ein Hotel! setzte Saunders hinzu, dessen Stimme wie eine Säge knirschte. Ja ja, man sieht's, daß uns Hotels ersten Ranges versprochen waren!«

Saunders hatte hiermit im Grunde nicht unrecht.

Eier, Schinken und Backhühner standen zwar auf der Tafel, das übrige ließ aber sehr viel zu wünschen übrig. Das Tischtuch hatte an vielen Stellen Löcher und die Bestecke waren einfach aus Eisen. Auch die an und für sich zweifelhaft sauberen Teller wurden niemals gewechselt.

Thompson schüttelte etwas kampflustig mit dem Kopfe.

»Muß ich dem Herrn Saunders wirklich erst erklären, sagte er bitter, daß die Worte, Hotels ersten Ranges' nur einen relativen Wert haben können? Eine Herberge in einer Londoner Vorstadt wird in Kamtschatka natürlich zu einem vornehmen Hotel...

– Und im allgemeinen, unterbrach ihn Hamilton, in allen von einem lateinischen, also niedriger stehenden Volke bewohnten Ländern. Ja, wenn wir in einer englischen Kolonie wären!«

Der Baronet konnte seine Gedanken jedoch nicht weiter ausführen. Das Frühstück war zu Ende, alle standen geräuschvoll vom Tische auf. Thompson verließ den Speisesaal als letzter und hatte die Befriedigung, die Kolonne vor dem Hause schon wieder geordnet zu finden. Alle standen an demselben Platze, den sie am Morgen nach eigner Wahl oder zufällig eingenommen hatten. Dabei hatte sich kein Widerspruch erhoben, so leicht gewöhnen sich die Menschen an den Gedanken einer notwendigen Ordnung.

Unter großem Zulauf der Bevölkerung bewegte sich die Gesellschaft zum dritten Male durch die dem Baronet so verhängnisvolle Straße. Als er auf den Schauplatz seines Unfalles kam, warf er einen Blick schräg hinüber nach dem Laden, wo er Abhilfe für den erlittnen Schaden gesucht hatte. Wie die andern Kaufleute und Händler stand auch der Optiker vor seiner. Tür. Auch er hatte seinen zufälligen Kunden wiedererkannt. Er folgte diesem sogar mit dem Blicke, worin Hamilton – doch welche Idee! – einen Ausdruck verächtlichen Tadels zu lesen glaubte.

Vom höchsten Punkte der Straße aus schwenkte die Gesellschaft nach links ab und stieg den Abhang des Hügels weiter empor, wobei sie die letzten, vereinzelten Häuser bald hinter sich ließ. Einige hundert Meter weiterhin begann der Weg die launischen Windungen eines Bergstromes zu begleiten. Die abwechslungsreichen Schönheiten seiner Ufer fanden aber bei den meisten der in strenger Ordnung dahinmarschierenden Touristen nicht die gebührende Beachtung. Ein Landschaftsbild, das im Programm nicht erwähnt war, das zählte nicht, oder richtiger: das gab's überhaupt nicht.

Nach Zurücklegung einer halben Meile schien es, als ob die Straße plötzlich durch eine gewaltige Felsenwand abgeschlossen wäre, von der das Wasser des Bergstromes absatzweise herunterrauschte. Ohne von ihrer bewunderungswürdigen Ordnung abzuweichen, wandte sich die Kolonne nun nach rechts und bewegte sich auf dem aufwärtsführenden Wege weiter.

Obgleich es jetzt die heißeste Stunde des Tages war, herrschte hier doch eine recht erträgliche Temperatur. In dem Hohlwege, den man eben passierte, war ein Überfluß an Bäumen. Zedern, Nußbäume, Pappeln, Kastanien und Buchen verbreiteten einen erquickenden Schatten.

Der Aufstieg hatte wohl eine Stunde gedauert, als der Horizont sich plötzlich erweiterte.

Nach einer scharfen Wendung mündete die Straße an ebneren Stellen der Hügelseite, die ein großes Tal beherrschte, worin der Hohlweg mehr verbreitert weiter verlief.

Thompson gab ein Zeichen, und wiederum bildeten die Touristen einen Kreis um den Cicerone. Die Soldaten hatten sich schon an das Manöver gewöhnt. Morgan empfand zwar lebhaft die Lächerlichkeit dieser ultra-englischen Art zu reisen,

er war aber gutmütig genug, sich das nicht merken zu lassen. So begann er denn ohne Vorrede und trocknen Tones:

»Hier, meine Damen und Herren, befand sich die erste Niederlassung der Flamänder, die diese Insel noch vor den Portugiesen besiedelten. Sie werden noch selbst bemerken können, daß die Bewohner dieses Tales die äußere Erscheinung, die Sitten, die Sprache und die Industrie ihrer Vorfahren ziemlich deutlich bewahrt haben.«

Robert Morgan schwieg ebenso unvermittelt still, wie er seine Erklärung begonnen hatte. Ob die unglücklichen Touristen irgendwie in der Lage waren, etwas von dem zu beobachten, worauf er hingewiesen hatte, das war seines Amtes nicht. Übrigens schienen alle befriedigt zu sein. Sie »beobachteten« – weil das im Programm stand – von weitem, sehr von weitem, eine Reklamation erfolgte aber nicht.

Auf ein Zeichen Thompsons bildete sich die Kolonne nochmals, ganz wie ein gutgedrilltes Regiment, und die Augen wandten sich gehorsam ab von der bezaubernden Landschaft.

Das war wirklich schade. Von Hügeln mit weichen Formen eingerahmt und von klaren Bächen, den Quelladern des weiter unten hinabbrausenden Bergstromes, durchrieselt, zieht sich das Flamändertal in jungfräulicher Schönheit weit dahin. Auf fette Weiden, die von Rinderherden belebt sind, folgen Felder mit Weizen, Mais und Hafer, und unregelmäßig verstreut glänzen weiße Häuschen in den Strahlen der Sonne.

»Eine normändische Schweiz, sagte Roger.

– Ein Ebenbild unsres Vaterlandes,« setzte Morgan, wieder aufbrechend, schwermütig hinzu.

Die Kolonne schlug von hier aus einen nördlich um die Stadt Horta hinführenden Weg ein, wobei sie sich ein wenig nach rechts wendete und das Flamändertal ihren Blicken bald entschwand. Nach dem an die Felder der Normandie erinnernden Landschaftsbilde zog die Gesellschaft jetzt

zwischen Gemüsekulturen hin. Zwiebeln, Kartoffeln, Ignamen, Erbsen... alle verschiedenen Gemüsearten gediehen hier in ebenso reicher Fülle, wie daneben von Obstsorten Pasteken, Flaschenkürbisse, Aprikosen und hundert andre.

In dieser Gartengegend konnte man sich jedoch nicht länger aufhalten. Bei der schon vorgeschrittenen Tagesstunde hielt es Thompson nicht für angezeigt, die Besichtigung des Landes bis zum Ende des Kaps Espalamaca auszudehnen. Er schlug deshalb den ersten, sich nach rechts abzweigenden Weg ein, der schneller nach der Stadt hinunterführte.

Dieser Weg schlängelte sich durch eine ununterbrochene Reihe von Villen mit prächtigen Ziergärten hin, worin die verschiedensten Vertreter des Pflanzenreiches zu sehen waren, exotische Gewächse gemischt mit europäischen, diese meist aber stärker und üppiger entwickelt als in den nördlicheren Ländern. Da erhob sich die schlanke Palme neben der knorrigen Eiche, die Akazie zur Seite des Bananen- und Orangenbaumes. Linden und Pappeln drängten sich um Eukalypten, die Zeder vom Libanon ragte neben der Araukaria von Brasilien empor, und Fuchsien wetteiferten in der Höhe mit unsren Bäumen.

Es war jetzt vier Uhr Nachmittag. Durch den majestätischen Dom der Bäume drangen nur vereinzelt die schieferen Strahlen der schon sinkenden Sonne hindurch... wahrlich, nächst Kanaan war hier das irdische Paradies.

Unwillkürlich hatten die Touristen ihren Schritt verlangsamt. Alle schwiegen wie andächtig still. Im dämmrigen Schatten der Bäume und umfächelt von kühlerem Lufthauche gingen sie, ohne sich zu beeilen, bergabwärts und genossen schweigend diese köstliche Promenade.

Am westlichen Fort angelangt, folgte der Trupp der Brustwehr, die dieses mit dem zentralen Fort verbindet, und es hatte kaum halb fünf geschlagen, als die Touristen am untern

Ende der großen Straße von Horta den Hafen erreichten. Hier löste sich die Kolonne auf. Die einen zogen es vor, an Bord zurückzukehren andre zerstreuten sich auf gut Glück in der Stadt.

Morgan mußte im Hotel zur Jungfrau Maria noch Vorsorge treffen, daß alles für den folgenden Tag bereit wäre. Nach Erledigung seines Auftrags kehrte er nach der »Seamew« zurück, wo er mit Sir Hamilton fast zusammenprallte.

Sir Hamilton war wütend.

»Ah, Sie... Herr Morgan, stieß er hervor, da ist mir eine merkwürdige Sache begegnet. Der Optiker, zu dem Sie mich heute Morgen geführt haben, weigert sich, ich weiß nicht warum, unbedingt, die übernommene Reparatur auszuführen. Da es mir ganz unmöglich ist, ein Wort seiner verwünschten Charabia zu verstehen, würden Sie mich Ihnen verpflichten, wenn Sie mich zu dem Manne begleiten wollten, um von ihm eine Erklärung seines Benehmens zu erhalten.

– Ich stehe ganz zu Ihren Diensten,« antwortete Morgan.

Im Laden des widerhaarigen Händlers führte Morgan mit diesem eine lange und laute, scheinbar aber auch drollige Verhandlung, denn er unterdrückte offenbar nur mit Mühe die Lust zum Lachen. Nach vielem Hin- und Herreden wandte er sich an den Baronet zurück.

»Der Optiker, Señor Luiz Monteiro, den Sie hier vor sich sehen, sagte er, hat es abgelehnt und lehnt es auch jetzt noch ab, für Sie zu arbeiten, weil...

– Nun, weil?...

– Ganz einfach, weil Sie heute Nachmittag es unterlassen haben, ihn zu grüßen.

– Was?... rief Hamilton verblüfft und beleidigt.

– Ja, es ist aber so. Als wir nach dem Frühstück bei ihm vorübergingen, stand der Señor Luiz Monteiro vor seiner Tür. Er hat Sie gesehen und er weiß jedenfalls, daß Sie auch ihn

wieder erkannt hatten. Nun haben Sie ihm aber nicht den flüchtigsten Gruß zugewinkt, das ist in seinen Augen Ihr Verbrechen.

– Hole den Burschen der Teufel!« rief Hamilton wütend.

Er hörte kaum noch auf Morgan, der sich bemühte, ihm die unglaubliche Strenge des auf den Azoren herrschenden Zeremoniells zu erklären. Hier gibt es für all und jedes unbeugsame Vorschriften. Will man einen seiner Freunde besuchen, so muß man sich vorher seiner Zustimmung dazu vergewissern. Wenn der Arzt eingewilligt hatte, einen zu behandeln, der Schuster, einem die Stiefel zu befohlen, der Bäcker, einem seine Waren abzulassen, so schließt das die unverletzliche Bedingung in sich, die Betreffenden bei jeder Begegnung sehr höflich zu grüßen und ihnen zu gewissen, für immer festbestimmten Zeiten ihren Professionen angepaßte Geschenke zu übersenden.

Alles das wollte dem hochmütigen Baronet freilich gar nicht in den Kopf, er mußte sich jedoch wohl oder übel drein fügen. Mit seiner Einwilligung besänftigte Robert Morgan den übelnehmischen Luiz Monteiro durch eindringendste Entschuldigungen, und die Reparatur wurde darauf nochmals versprochen.

Hamilton und Morgan trafen an Bord der »Seamew« gerade in dem Augenblicke ein, wo die Glocke die Nachzügler zur Hauptmahlzeit rief. Diese verlief übrigens recht vergnügt. Unter den Passagieren gab es keinen einzigen, der sich von dem Anfange der Gesellschaftsreise nicht völlig befriedigt gefühlt hätte. Alle rühmten gegenseitig das gute Einvernehmen, das unter den Passagieren bisher ununterbrochen geherrscht hatte, und wünschten einander dessen fernerer Bestand.

Wenn die Stadt Horta die Besucher einigermaßen enttäuscht hatte, so waren doch alle einig, die entzückenden Reize der

Insel anzuerkennen. Nein, die Erinnerung an die Schweiz im Flamändertale, den üppigen Reichtum des Landes in der Umgebung der Ponta Espalamaca und den herrlichen Rückweg längs des Meeres oder unter dem wohligen Schatten der großen Bäume... alles das würde niemand vergessen.

Die im allgemeinen so freudig erhobene Stimmung wurde von Blockhead noch weiter überboten. Mehrmals hatte er seinem Nachbar schon nachdrücklichst versichert, daß er noch niemals – wohlverstanden, noch niemals – etwas so Schönes gesehen habe.

Die etwa vorhandene kleine Opposition war hier zur Ohnmacht verurteilt.

Die erdrückende Majorität des General-Unternehmers zwang Hamilton und Saunders zum Schweigen.

Und doch schien der zweite gerade in recht schlechter Laune zu sein.

Warum aber?... War er wirklich von so bösartiger Natur, daß schon die helle Freude der andern ihn verletzte? Oder litt seine Eigenliebe vielleicht an einer geheimen Wunde, auf die sich die allgemeine Befriedigung wie ein Strahl geschmolzen Bleis ergossen hatte? Das hätte wenigstens der glauben können, der ihn die verächtlichen Bemerkungen hätte brummen hören, mit denen er in grimmiger Wut seine Reisegenossen überschüttete, deren Zufriedenheit einen glänzenden Verlauf der unternommenen Lustfahrt vorauszusagen erlaubte. Das konnte er nicht länger ertragen, und die Tafel verlassend, führte er seine bittern Gedanken auf dem Spardeck spazieren.

Die freie Luft wurde allmählich zum Balsam für sein verwundetes Herz. Auf seinen dünnen, den Rändern eines Schnittes ähnlichen Lippen spielte ein leises Lächeln. Er zuckte mit den Schultern.

»Ja ja, murmelte der Baronet, die Flitterwochen, der süße Honigmond!«

Und auf einem Schaukelstuhle ausgestreckt, betrachtete er den gestirnten Himmel, auf dem seinerzeit, dessen war er sicher, auch noch ein Aprilmond aufgehen würde.

Siebentes Kapitel

Der Himmel bedeckt sich

Kaum erglühte ein schwaches Morgenrot, als ein betäubender Lärm den Schlummer der Gäste der »Seamew« unterbrach. Die Maschine des Schiffes ächzte, und auf das Deck hörte man schwere Körper niederfallen. Auch die hartnäckigsten Schläfer wurden davon wach. Schimpfend und wetternd waren die Passagiere, bis auf den letzten Mann, schon vor sieben Uhr auf dem Spardeck erschienen, das heute nicht einmal, wie sonst gewöhnlich, abgespült worden war.

Längs der Bordwand lagen angeseilt Leichterschiffe, die mit schweren Kohlensäcken beladen waren, welche von einem Krane emporgehoben und in die Bunker entleert wurden.

»Das ist ja reizend! sagte Saunders mit sehr lauter Stimme, als Thompson gerade dicht bei ihm vorüberkam. Als ob man diese Kohlen nicht hätte zwei Stunden später einnehmen können!«

Die zutreffende Bemerkung fand ein lebhaftes Echo.

»Das liegt doch auf der Hand! stimmte ihm Hamilton nachdrücklich zu.

– Ja, das liegt klar auf der Hand!« wiederholte der gewöhnlich weit nachgiebigere Pastor Cooley inmitten des Gemurmels der übrigen Passagiere.

Thompson sah nichts und hörte nichts. Lächelnd durchschritt er die murrenden Gruppen und als der erste lachte er sogar über die den andern ungelegne Zeit. Alles in allem, versicherte er, gäbe es doch gar nichts Besseres, als hübsch zeitig

aufzustehen. Wie hätte einer sich durch diese unzerstörbare Heiterkeit des Mannes nicht entwaffnet fühlen sollen?

Das Programm für den heutigen Tag verkündigte einen Ausflug nach der »Cerdeira«, dem »Dampfkessel«, wie die Vulkane der Azoren gewöhnlich genannt werden. Der Aufbruch dahin erfolgte vorschriftsentsprechend um acht Uhr. Auf dem Kai stand ein Haufen von Maultieren und Treibern für die Reisenden bereit.

Trotz der Versprechungen des Hotelwirtes kränkte kein Pferd durch seine Anwesenheit seine entarteten Vettern. Nichts als Maultiere. Fünfundsechzig Maultiere und fünfundsechzig Treiber oder Führer, ein Mann für jedes Tier. Beim Erblicken der zahlreichen Herde wurden von neuem Proteste unter den Passagieren laut. Auf Eseln – so sagten sie – reiten, immer besser! Viele lehnten das anfänglich entschieden ab. Die einen, wie der Pastor, führten dagegen ihre rheumatischen Beschwerden ins Feld, andre, wie Lady Heilbuth, fanden darin eine Verletzung der Schamhaftigkeit, und noch andre, vorzüglich Sir Hamilton, sprachen von einer Verletzung ihrer persönlichen Würde. Saunders gab gar keinen Grund an, war deshalb aber keineswegs der schüchternste in seinem Widerspruche. Thompson mußte lange Zeit verhandeln. Eine Viertelstunde lang vermischten sich das Geschrei von Frauen, die Flüche der Maultiertreiber, vielerlei Fragen, Rufe und unartikulierte Laute zu einer greulichen Disharmonie.

Im Grunde amüsierte sich aber die Mehrzahl dabei recht herzlich. Sieben Tage eingeschlossen gewesen, am achtten in Reih' und Glied gestellt, sahen die meisten Touristen dieser unerwarteten Promenade im Sattel mit Vergnügen entgegen. Alle die Beamten, Offiziere, Kaufleute, Rentiers usw. aus denen die menschliche Fracht der »Seamew« bestand, infolge ihres Standes und Alters lauter ernsthafte Leute, wurden für einen Tag wieder jung und bestiegen, jünger oder älter,

wohlbeleibt oder hager, lustig die geduldigen, friedlichen Maultiere. Ohne ein Wort zu sprechen, schwang sich Saunders – mit desto finstrerem Gesicht, je mehr die Lustigkeit der andern zunahm – als letzter in den Sattel.

Tigg war der erste gewesen.

Während die Hin- und Herreden noch im Gange waren, hatten Beß und Mary, seine zwei Schutzengel, ihre Zeit nicht vergeudet, sondern nach und nach alle fünfundsechzig Maulesel besichtigt, alle Sättel genau untersucht und sich die drei besten und am bequemsten gesäumten Reittiere gesichert. Wohl oder übel hatte Tigg auf einem dieser Maulesel Platz nehmen müssen, worauf die Misses Blockhead ihn wieder mit ihrer zärtlichen Fürsorge umgaben. Fühlte der Arme sich wohl? Fehlte ihm gar nichts? Ihre weißen Hände hatten seine Steigbügelriemen in der richtigen Länge festgeschnallt, sie hätten ihm auch die Zügel in die Hand gedrückt, wenn das azorische Vierbein ein solches Leitmittel oder etwas dem ähnlichen vertragen hätte.

Auf den Azoren tritt der Führer an die Stelle der Zügel. Ausgerüstet mit einem in einen Stachel auslaufenden Stocke, mit dem er seinem Tiere die Richtung gibt, trabt der Treiber neben diesem her. Läuft Meister Hans einmal zu schnell oder führt der Weg einen zu steilen Abhang hinab, so hält der Treiber ihn einfach am Schwanz zurück.

»Nun ja, eine Sache der geographischen Breite! sagte Roger auflachend, bei uns befindet sich die Trense nur nicht an derselben Seite, das ist der ganze Unterschied!«

Als alle zum Aufbruche fertig waren, bemerkte Thompson, daß drei Maulesel ohne Reiter geblieben waren. Der ängstliche Johnson gehörte, seiner früheren Erklärung entsprechend, zu den Abwesenden. Die beiden andern, das konnte natürlich nur das junge Ehepaar sein, das schon seit dem vorigen Abend unsichtbar geworden war.

Halb neun Uhr setzte sich die Kavalkade – Analkade (d. i. Eselschwadron) wäre richtiger – in Bewegung. An der Spitze ritt Thompson, begleitet von seinem Leutnant Morgan, und hinter beiden folgten die andern in Gliedern zu je zwei Mann.

Als die aus zweiundsechzig Berittnen und zweiundsechzig Führern bestehende Truppe durch die Hauptstraße von Horta kam, erregte sie natürlich einen wirklichen Auflauf. Alle, die sich nicht im süßen Morgenschlummer im Bettuche noch verspätet hatten, erschienen vor den Türen oder an den Fenstern. Zu diesen gehörte auch der zeremoniöse Luiz Monteiro. Vornehm nachlässig in einen weiten Mantel gehüllt und in würdevoller Haltung an die Bekleidung seiner Tür gelehnt, sah er die lange Reihe der Touristen vorüberziehen, ohne daß die geringste Bewegung äußerlich verriet, was dabei in seinem Innern vorging. In einem gewissen Augenblick schien sich dieses Muster der gesellschaftlichen Sitte aber zu beleben, Monteiros Blick leuchtete auf: Sir Hamilton kam unweit von ihm vorüber.

Obgleich der Baronet der Unterstützung durch sein Lorgnon beraubt war, hatte er doch das Glück, seinen unbeugsamen Lehrer der Höflichkeit zu erkennen, und den Tod im Herzen markierte er einen an diesen gerichteten Gruß. Den erwiderte der stolze Luiz Monteiro damit, daß er sich bis zur Erde verneigte, und dann verschwand er sofort in seinem Laden. Jetzt friedlich gestimmt, wollte er jedenfalls gleich die versprochene Reparatur ausführen.

Die Gesellschaft erreichte bald die Stelle, wo die Hauptstraße in zwei Zweige ausläuft. Die Spitze der Kolonne schwenkte eben in den zur Rechten ein, als ein Aufschrei ertönte, dem ein Stampfen mit den Füßen und verworrene Ausrufe folgten. Alle hielten auf der Stelle an und Thompson eilte an der Reihe zurück nach dem Schauplatze der Ursache dieser Störung.

Da lagen aus einem der letzten Glieder zwei Körper auf dem unebnen Pflaster. Der eine der eines Maultieres und der andre – fast ebenso umfängliche – der Van Piperbooms – aus Rotterdam.

Dieser wenigstens war unverletzt. Thompson sah, wie er sich gemächlich erhob und mit trauriger Miene sein unglückliches Reittier betrachtete. Der azorische Maulesel, im Grunde ein recht tüchtiges Tier, war am Ende seiner Kräfte. Dieses Ende hatte Van Piperboom herbeigeführt: infolge des Platzens einer Ader oder aus irgendwelchem andern Grunde war sein Maultier gestorben und richtete sich nicht mehr auf.

Die Bekundung dieser Tatsache ging nicht ohne einen lauten Spektakel ab. Zehn Minuten verstrichen unter dem Lachen der Touristen und den Ausrufen der Treiber, ehe der Tod des Maultieres offiziell anerkannt wurde. Nun galt es, hier einen Ersatz zu finden, wo doch jedes andre Maultier von demselben Schicksal bedroht erschien.

»Ach was, zum Teufel, rief Thompson ungeduldig, wir können doch hier nicht bis zum Abend angenagelt stehen bleiben! Wenn ein einziges Maultier nicht genügt, sapperment, so nehme man zwei solche!«

Als der Treiber den von Morgan getreu übersetzten Vorschlag vernahm, schlug er sich, wie wenn ihm eine Eingebung gekommen wäre, vor die Stirne und verschwand eiligst die Straße hinunter. Wenige Minuten darauf sah man ihn wieder erscheinen, jetzt aber mit drei seiner Kollegen, die mit ihm vier Maulesel führten. Ein seltsames Gestell aus zwei in der Mitte durch Gurte in der Weise verbundenen Stangen, daß das Ganze einen bequemen Sitz bildete, hielt je zwei der Tiere hintereinander zusammen. Unter dem Hallo seiner Reisegenossen wurde Piperboom mit großer Anstrengung in den einen von diesen improvisierten Tragstühlen gehisst, und dann konnte die Karawane ihren Weg endlich fortsetzen.

Auf Veranlassung Thompsons fragte jedoch Morgan noch vorher, wozu die andern beiden miteinander verbundenen Maultiere da wären, die doch unbenutzt mitlaufen würden. Der betreffende Treiber maß mit den Augen die Befürchtungen erweckende Masse des dicken Holländers.

»Ein Relais!« erklärte er trocken.

So schnell man auch allen Folgen des Zwischenfalles abgeholfen hatte, war es doch neun Uhr geworden, ehe die Kolonne weiterzog. Thompson empfahl deshalb dem an der Spitze marschierenden Treiber, sich möglichst zu beeilen. Es war wirklich keine Zeit mehr zu verlieren, wenn man noch vor Anbruch der Nacht hin und zurück die achtzehn Kilometer lange Wegstrecke zurücklegen wollte, die die Caldeira von Horta trennte. Der Treiber schüttelte jedoch den Kopf in wenig versprechender Weise, und die Maultiere trotteten um keinen Schritt schneller dahin. Robert Morgan beruhigte den ungeduldigen Thompson so gut er konnte, indem er ihm erklärte, daß man sich stets vergeblich bemühen würde, die gewohnte Gangart eines azorischen Maulesels zu beschleunigen; das wären nun einmal gemächliche Tiere, und man würde durch übermäßiges Antreiben auf den beschwerlichen Wegen, die bald zu passieren wären, nur die Sicherheit ihres Ganges beeinträchtigen.

»Na, augenblicklich ist die Straße aber noch ganz gut,« brummte Thompson.

Die ziemlich schmale Straße bot vor der Hand tatsächlich keine besondern Schwierigkeiten. Zuerst, gleich von Horta aus, verlief sie zwischen schönen Orangenhainen, und jetzt befand sich die Kolonne in einem breiten Tale mit Feldern, Wiesen und vereinzelten Buchengruppen an beiden Seiten. Die sanfte und regelmäßige Steigung des Weges bot den Hufen der Tiere einen sichern Stützpunkt; je weiter sich die Touristen aber vom Meere entfernten, desto auffallender veränderte sich der

Charakter der Landschaft. Auf die Buchen folgten zunächst dicht aneinandergedrängte Pinien, dann hörte nach und nach alle Kultur auf, und der zum schmalen Pfade zusammengeschrumpfte Weg machte einen Haken nach links und stieg in Serpentinen an der Seite des stark verschmälerten Tales empor.

Hier zeigten nun die Maultiere, was sie leisten konnten. Gut unterstützt von ihren Führern, die sie mit Zurufen und dem Stachelstocke antrieben, trotteten die braven Tiere anderthalb Stunden lang bergauf, ohne auf dem steilen, kieselbedeckten, holprigen Wege auch nur einen einzigen Fehlritt zu tun.

Bei diesem Aufstieg kam Van Piperboom wiederholt in eine recht verfängliche Lage. Wenn der Weg eine scharfe Biegung machte, schwebte seine Tragbahre mehr als einmal außerhalb des gebahnten Pfades. Man muß ihm aber nachsagen, daß ihn das nicht zu bekümmern schien, und wenn ihn doch vielleicht eine geheime Furcht beschlich, so tat diese wenigstens dem Brande seiner Pfeife keinen Augenblick Eintrag.

Über den beschwerlichen Pfad hin auf der Höhe angelangt, sahen sich die Touristen vor einem zweiten, viel breiteren Tale, das mehr eine Art eines von Hügeln umrahmten Plateaus bildete. Hier wechselte Piperboom seinen Fauteuil, um den acht Beinen seiner Träger einmal die wohlverdiente Ruhe zu gewähren.

Der erste Blick, den die Touristen hier umherwarf, hätte sie fast zu dem Glauben verleiten können, in ein ganz andres Land versetzt zu sein. An die Stelle der Dürftigkeit trat hier der Überfluß, überall sah man die Zeichen natürlichen Reichtums und menschlicher Sorglosigkeit. Auf allen Seiten lag fruchtbare Land, das die gleichgültigen Einwohner von Unkraut überwuchern ließen; nur da und dort sah man kleine Felder mit Lupinen, Maniok (eßbarer Kassawa) oder mit Yamswurzeln, doch gleich umgeben von vernachlässigtem

Lande. Auf die Flächen mit unnützen Grasarten folgten andre mit Gebüschen, die aus Myrten, Wacholdersträuchen, Buchsbaum und verkrüppelten Zedern bestanden, durch welche oder um die herum der Weg führte. In weiten Abständen sah man einzelne Häuschen, eigentlich mehr halbverfallene Hütten. Erst halb zwölf Uhr traf die Gesellschaft auf ein vereinsamtes Dorf, durch dessen Scharen von Schweinen und Hunden sie sich nur mühsam hindurchdrängen konnte. Die wenigen, hier sichtbar werdenden Einwohner – meist waren es Frauen – gingen ernst und schweigsam vorüber, alle eingehüllt in die Falten eines weiten Mantels und das Gesicht halb verdeckt von dem herabfallenden Teile einer ungeheuer Kapuze. Alles sprach von dem auf diesen Inseln herrschenden Elend, wo das Leben sich infolge des Mangels an Straßen auf dem Küstensaume konzentriert hat.

Es hatte eben ein Uhr geschlagen, als der Trupp in 1021 Metern Höhe den äußersten Rand der Caldeira erreichte. Erschöpft und völlig ausgehungert, ergingen sich die Reisenden in Klagen und Vorwürfen aller Art. Hamilton und Saunders waren nicht mehr die einzigen, die sich über die Ungeniertheit beschwerten, womit das Programm verachtet und vernachlässigt wurde. Da die besten Magen gewöhnlich die besten Charaktere erzeugen, war es nicht zu verwundern, daß gerade die sonst friedlichsten Leute jetzt am heftigsten protestierten.

Plötzlich waren aber auch die berechtigsten Klagen vergessen...

Die Reisenden standen nun am höchsten Punkte der Caldeira. So »englisch zugeknöpft«, d. h. so blasiert sie auch waren, hier konnten sie von dem herrlichen, vor ihren Augen ausgebreiteten Bilde nicht unberührt bleiben.

Unter dem endlosen Azurblau des Himmels und inmitten des in der siegreichen Sonne erglühenden Meeres lag die ganze

Insel zu ihren Füßen ausgebreitet. Sie war nach allen Seiten klar zu übersehen mit ihren scharfen Linien, ihren Spitzbergen zweiten Ranges, mit ihren Vorbergen, kleineren Tälern und Wasserrädern und mit den von schneeeigem Schaum umbrandeten Rissen. Im Nordosten hob sich in weiter Ferne der Gipfel von Graciosa vom Himmel ab. Näher und mehr im Osten schien sich die lange Insel San Jorge auf den Wogen des Ozeans zu wiegen, und jenseits ihrer Berge und Ebenen deutete ein unbestimmter Dunstvorhang die Stelle an, wo Terceira an der Grenze zwischen Himmel und Wasser lag. Im Norden, Westen und Süden sah man nichts als das unendliche Meer, erst wenn man den Blick nach den genannten Himmelsgegenden und in derselben Reihenfolge hinwandern ließ, traf man plötzlich, wieder im Osten, auf die überwältigende Masse von Pico.

Durch einen seltnen Zufall begünstigt, konnten die Reisenden den völlig dunstfreien Pic in all seiner leuchtenden Schönheit bewundern. Einem Könige gleich erhob er sich tausend Meter höher über die ihn umgebenden bescheideneren Berge, stolz und beherrschend in dem glänzenden Frieden dieses schönen Tages.

Fünf Minuten wurden der Betrachtung des herrlichen Bildes gewidmet, dann zog die Gesellschaft weiter. Kaum zweihundert Meter von hier entrollte sich vor ihr eine Aussicht anderer Art: vor den Touristen, die in langer Linie an seinem, einen sechs Kilometer langen Bogen bildenden Rande standen, öffnete sich der alte Krater des Vulkans. An dieser Stelle stürzte der Boden schroff und ohne Unterbrechung ebenso tief ab, wie die Höhe betrug, die man mit so großer Beschwerde erklimmen hatte. An den Wänden des sechshundert Meter tiefen Abgrundes sprangen nur launenhaft geformte Spitzen und Grate vor und bildeten zwischen sich schmale, kleine, von undurchdringlicher Vegetation angefüllte Täler.

Ganz unten glänzte in den Strahlen der Sonne ein kleiner See, den ein Engländer unlängst aus... Langerweile mit gold- und silberschuppigen Karpfen bevölkert hatte. Um diesen See weideten Schafe, die wie weiße Flecke auf dem Hellgrün des Grases und neben dem Dunkelgrün dichteren Buschwerkes aussahen.

Das Programm hatte zwar einen Abstieg in den Krater vorgesehen, bei der schon vorgesetzten Tagesstunde wagte Thompson jedoch eine Abweichung davon vorzuschlagen. Kaum könnte man's glauben: einzelne erhoben doch dagegen Einspruch; die andern, und zwar die große Mehrzahl, stimmte jedoch für eine unmittelbare Rückkehr. Wunderbarerweise war gerade Sir Hamilton der entschiedenste Vertreter der Verächter des geschriebenen Gesetzes. Tatsächlich befand er sich auch in wirklich bedauernswerter Lage: vergeblich hatte er in der von Morgans Finger bezeichneten Richtung hinausgeblickt, vergebens sich getreulich nach Pico, San Jorge, Graciosa und Terceira hin gewendet und nach dem in der Tiefe des Berges gelegnen See hinuntergestarrt... seines unentbehrlichen Lorgnons beraubt, hatte er nichts von all diesen Naturwundern gesehen, und übrigens konnte die Befriedigung darüber ebensowenig bei den andern wie bei ihm die Leiden des knurrenden Magens ausgleichen.

Die Majorität siegte also, wie das ja gewöhnlich der Fall ist, und die Gesellschaft schlug nun rückwärts den vorher zurückgelegten Weg ein. Für diesen brauchte sie nur eine kürzere Zeit. Ein viertel drei Uhr kamen die Touristen in das schon einmal passierte Dörfchen. Hier sollte, nach der Bestimmung Thompsons, gefrühstückt werden.

Selbst die Unerschrockensten fühlten sich aber beunruhigt, als sie das elende, kaum ein Dutzend Hütten zählende Dorf betraten. Man fragte sich, wie Thompson nur habe hoffen können, hier ein Frühstück für hundertsiebenundzwanzig

Kinnladen zu finden, die nach so langem Fasten alle auf Arbeit warteten. Übrigens zeigte es sich bald, daß Thompson diese Frage auch selbst nicht hätte beantworten können und daß er zur Lösung des schwierigen Problems nur auf seinen guten Stern gerechnet hatte.

Die Karawane hatte in der Mitte des hier zur Dorfstraße verbreiterten Pfades Halt gemacht. Maultiere, Treiber und Touristen warteten gespannt der weitern Dinge, umgeben von einem Auflauf von Schweinen und Hunden, und dazwischen von stumpfsinnig erscheinenden Kindern, deren Zahl der legendären Fruchtbarkeit der azorischen Frauen alle Ehre machte.

Nachdem sich Thompson längere Zeit recht ängstlich überallhin umgesehen hatte, kam er endlich zu einem Beschlusse. Er rief nun Morgan zu Hilfe und ging stracks auf die geräumigste Hütte zu, an deren Tür ein Mann von Räuberaussehen lehnte, der das ihm ungewohnte Schauspiel der englischen Karawane betrachtete. Nur mit Mühe konnte Morgan das barbarische Patois dieses Bauern verstehen. Das gelang ihm schließlich doch, und Thompson konnte verkündigen, daß das Frühstück nach einer halben Stunde aufgetragen sein werde.

Daraufhin entstand wieder ein unwilliges Gemurmel. Das hieß doch, alle Grenzen überschreiten. Thompson mußte alle seine Begabung zum Friedenstiften entwickeln. Von dem einen zum andern gehend, überbot er sich in Liebenswürdigkeiten und verschwendete die schmeichelhaftesten Komplimente. Man möge ihm nur für diese halbe Stunde Absolution erteilen; er habe ja angekündigt, daß das Frühstück halb drei Uhr bereit sein werde, und darauf könne man mit Sicherheit rechnen. Das sollte sich auch bestätigen.

Der Bauer hatte sich schnell entfernt. Bald kam er mit zwei männlichen Eingeborenen und mit fünf oder sechs Frauen

zurück. Alle führten Tiere heran, die die Kosten der Mahlzeit bestreiten sollten, und darunter eine Kuh mit schön geschwungenen Hörnern, die aber nur achtzig Zentimeter hoch, also etwa so hoch wie ein großer Hund war.

»Das ist eine Kuh von Corvo, erklärte Morgan, nur auf dieser Insel wird diese wohlgebaute, doch auffallend kleine Rasse gezüchtet.«

Die kleine Herde und ihre Führer verschwanden in der Hütte. Eine Stunde später konnte Thompson melden, daß das Frühstück bereit sei.

Das war freilich ein merkwürdiges Essen.

Nur wenigen von den Touristen war es gelungen, in dem Häuschen einen Platz zu erobern. Die andern hatten sich, so gut es gerade anging, in der freien Luft niedergelassen, die einen auf einer Türschwelle, die andern auf einem großen Steine. Auf den Knien hielt jeder einen durchschnittenen Flaschenkürbis, der die Stelle des fehlenden Tellers vertreten mußte; an Löffel und Gabel war gleich gar nicht zu denken.

Als Saunders diese Vorbereitungen sah, wurde er ordentlich aufgeheizt. War es denn möglich, daß anständige Leute sich die unglaubliche Rücksichtslosigkeit gefallen ließen, womit dieser Thompson sie behandelte? Das mußte doch Proteste, Zwistigkeiten und heftige Auftritte zur Folge haben. Saunders wurde durch diesen Gedanken in die prächtigste Laune versetzt.

In der Tat schien es so, als ob der Zorn im Herzen der Passagiere schon aufquölle. Sie sprachen sehr wenig. Keinerlei Vorsorge bezüglich der Ausflüge, ein völliger Mangel an Organisation... nein, eine derartige Nachlässigkeit gegenüber seiner Reisegesellschaft nahm man dem General-Unternehmer allmählich übel.

Morgan fühlte, ebenso wie Saunders, recht gut heraus, auf welch harte Probe Thompson durch seinen Mangel an

Vorsorge die stellte, die sich ihm vertrauensvoll angeschlossen hatten. Welch ein Essen für diese behäbigen, an Bequemlichkeit gewöhnten Bürger, für die eleganten, reichen Frauen! Im Gegensatz zu Saunders erschien ihm die Situation hier aber gar nicht zum Lachen, er bemühte sich vielmehr, soweit es in seinen Kräften stand, die Fehler seines hierarchischen Chefs zu verbessern und zu vertuschen.

Die Hütten des Dorfes eiligst absuchend, entdeckte er noch einen kleinen, halbwegs brauchbaren Tisch und zwei ziemlich vollständige Schemel. Mit Rogers Hilfe schaffte er diese Beute, die er den Lindsayschen Damen anbot, in den Schatten einer Zeder. Bei der Fortsetzung ihrer Jagd machten die jungen Leute noch andre Funde, wie Servietten, einiges Tischgerät, Messer und – welch ein Luxus! – Gabeln und drei zinnerne Löffel. In wenigen Minuten hatten die beiden Amerikanerinnen eine Tafel von verlockendstem Aussehen vor sich stehen.

Wenn die zwei Franzosen eines Lohnes bedurft hätten, so würden sie sich durch den Blick, womit das Schwesternpaar ihnen dankte, reichlich befriedigt gefühlt haben. Dadurch, daß sie ihnen erspart hatten, mit den Fingern zu essen, hatten sie ihnen mehr als das Leben gerettet. Jeder Lohn wäre hier aber ein wucherisches Verlangen gewesen: die abwechslungsreiche Jagd hatte ihnen schon Vergnügen genug gemacht. In seiner heitern Stimmung gab Robert Morgan auch seine gewohnte Zurückhaltung auf; er lachte und scherzte und ließ sich gar nicht lange nötigen, an der durch seinen erfinderischen Eifer hergezauberten Tafel mit Platz zu nehmen.

Inzwischen begann man das Frühstück – wenn dieser Euphemismus hier am Platze ist – aufzutragen. Die improvisierten Köche hatten sich hierzu zu malerischen Tafelmeistern verwandelt. Sie trugen durch die da und dort verstreuten Gruppen eine mächtige irdene Schüssel, aus der sie die Calebassen (Flaschenkürbisse) mit einer Art unerkennbaren

Ragouts füllten, das stark gepfeffert war, um den dickflüssigen Wein des Landes leichter trinkbar zu machen.

Andre bäuerische Diener legten jedem Tischgaste Brotstücke hin, die bei ihrer kolossalen Größe auch dem robustesten Magen einen gelinden Schrecken einjagen mußten.

»Das hiesige Landbrot, erklärte Morgan als Antwort auf einen Ausruf Alicens. Jeder Bauer hier verzehrt davon täglich mindestens zwei Pfund. Eins ihrer Sprichwörter lautet: 'Grobes Brot macht gesund und Wangen rot.'«

Es blieb freilich zweifelhaft, ob die europäischen Magen eine ebensogroße Kapazität haben würden. Alle Reisenden verzogen auch das Gesicht, wenn sie die Zähne in die aus Maismehl hergestellte, zähe und grobe Masse einsenkten.

Die Geschwister Lindsay und ihre Tischgenossen fanden sich in heitner Laune mit der ungewöhnlichen Mahlzeit ab. Der dank den nebeneinander ausgebreiteten Servietten ganz weiß bedeckte Tisch verlieh dem Abenteuer fast das Aussehen eines ländlichen Festes, bei dem man dem jugendlichen Übermute die Zügel schießen ließ. Morgan vergaß völlig, daß er hier nur der Dolmetscher der »Seamew« war. Für eine Stunde wurde er wieder ein Mensch wie die andern, und er zeigte sich auch ganz wie er war, d. h. liebenswürdig und von anregendem Frohsinn. Doch während er unbewußterweise die Bürde seiner Stellung einmal abschüttelte, ließ ihn diese leider nicht frei. Eine an sich unbedeutende Sache rief ihn zur Wirklichkeit zurück.

Dem Ragout war ein Salat gefolgt. Jetzt war aber wirklich nicht der Augenblick, sich wählerisch zu zeigen, dann trotz des scharfen Essigs, womit er reichlich angemacht war, veranlaßte der entsetzliche Salat doch alle, die ihn kosteten, laut aufzuschreien. Morgan mußte da, auf Thompsons Veranlassung, den Bauer darüber fragen.

»Das sind Lupinen, Exzellenz, antwortete dieser.

– Mag sein, sagte dazu Morgan, aber lederhart sind Eure Lupinen.

– Lederhart? wiederholte der Bauer.

– Ja, hart und zähe wie Sohlenleder.

– Na... ich weiß nicht, erwiderte der stumpfsinnig aussehende Eingeborne, mir kommen sie nicht hart vor.

– Was? Die finden Sie nicht hart, und derb gesalzen wohl auch nicht?

– Ah, gesalzen, ja, gesalzen sind sie. Das kommt vom Seewasser, Exzellenz; die Lupinen werden zu lange darin gelegen haben.

– Nun gut, sagte Robert. Doch warum haben Sie diese Lupinen erst ins Meer versenkt?

– Um ihnen ihre Bitterkeit zu nehmen, Exzellenz.

– Na, lieber Freund, da bedaure ich, Ihnen sagen zu müssen, daß die Bitterkeit auch jetzt noch zurückgeblieben ist.

– Dann werden sie, meinte der Bauer.... ja, dann werden sie wohl in der See nicht lange genug eingeweicht worden sein.«

Aus dem Bauerntöpel war offenbar nichts Gescheites herauszulocken. Es blieb nichts andres übrig, als mit dem Gebotenen schweigend vorlieb zu nehmen. Die Reisenden fielen also über das Maisbrot her, dessen vorhandne Menge mehr als ein britischer Magen, entgegen der ersten Vermutung, für unzureichend fand.

Morgan machte es wie die andern. Sein Frohsinn aber war verschwunden und er nahm auch nicht wieder an dem heitern Tische Platz. Allein sitzend, verzehrte er seine Mahlzeit und in bescheidner Zurückhaltung, aus der er einen Augenblick herausgetreten zu sein jetzt schon bedauerte.

Ungefähr ein viertel fünf Uhr setzte sich die Karawane wieder in Bewegung. Da die Zeit nun drängte, mußten die Maultiere sich um jeden Preis zu schnellerm Ausschreiten bequemen. Der Abstieg längs des Serpentineweges gestaltete

sich recht lebhaft. Am Schwanz ihrer Tiere anpackend, ließen sich die Treiber den steilen und zuweilen schlüpfrigen Abhang mehr hinunterschleppen. Die Frauen, und selbst die Männer, gaben manchmal einen ängstlichen Ausruf von sich. Nur Piperboom zeigte wie immer noch eine heitere Stirn. Nachdem er, ohne ein Zeichen übeln Bekommens, eine ungeheure Menge Lupinensalat gegessen hatte, ließ er sich gemütsruhig von seinen zwei Trageseln schaukeln. Auf seinem bequemen Sitze verachtete er die Schwierigkeiten des Weges, und friedfertig umhüllte er sich mit der ewigen Rauchwolke, durch die er sich einer fortduernden Ruhe erfreute.

In der Straße von Horta beeilte sich Hamilton, begleitet von Robert Morgan, sein Lorgnon in Empfang zu nehmen, das ihm jetzt mit den gesuchtesten, von ihm aber nicht erwiderten Höflichkeitsbezeugungen übergeben wurde. Nach Befriedigung seiner Wünsche verfiel er sofort wieder seiner natürlichen Überhebung.

Nachdem die Maulesel bezahlt und heimgeschickt waren, fanden sich die Reisenden, die nur schnell etwas Toilette gemacht hatten, ermüdet und tüchtig hungrig an der Tafel der »Seamew« zusammen, und noch niemals fand die Kunst des Küchenchefs eine so warme Anerkennung wie heute.

Die jungen Eheleute, die wenige Minuten früher zurückgekommen waren, hatten sich ebenfalls an der gemeinschaftlichen Tafel eingefunden. Wo mochten sie aber die zwei letzten Tage verbracht haben? Das wußten sie vielleicht selbst nicht. Offenbar hatten sie nichts gesehen und... sahen auch jetzt nichts als eines den andern.

Saunders hatte nicht dieselbe Ursache zerstreut zu sein, und was er entdeckte, erfüllte den liebenswürdigen Herrn mit großer Befriedigung. Welch ein Unterschied zwischen diesem Diner und dem gestrigen! Gestern plauderte man heiter, war man freudig erregt. Heute zeigten die Tischgäste finstre

Gesichter und verzehrten schweigend ihre Mahlzeit. Jedenfalls vergaßen sie das kaum genießbare Frühstück nicht so schnell, wie Thompson es gehofft hatte. Saunders konnte seine glückliche Stimmung nicht bis zum Ende allein für sich bewahren, Thompson mußte auch sein Teil davon abbekommen.

»Steward, rief er mit lautschallender Stimme, ich bitte noch um ein Stück Rumpsteak!«

Dann wendete er sich quer über die Tafel an seinen guten Freund, den Baronet.

»Die Speisen der hiesigen Hotels ersten Ranges, setzte er mit Nachdruck ironisch hinzu, haben doch wenigstens das Gute, daß sie die an Bord erträglich machen!«

Thompson schnellte von seinem Stuhle auf wie von der Tarantel gestochen. Er erwiderte aber nichts. Und wahrlich, was hätte er auch dagegen sagen können? Diesmal hatte jener versteckte Vorwurf die öffentliche Meinung für sich.

Achtes Kapitel

Das Pfingstfest

Ermüdet von dem anstrengenden Ausfluge, schliefen die Passagiere der »Seamew« die nächste Nacht sehr lange. Als die ersten von ihnen, am 20. Mai früh neun Uhr, das Spardeck betrat, waren sie von Fayal schon weit weg.

Von Horta halb acht Uhr abgedampft, folgte die »Seamew«, um nun Terceira anzulaufen, einem vielgewundnen Wege, damit die Touristen wenigstens einen flüchtigen Blick auf die Inseln werfen könnten, die nicht betreten werden sollten.

Als Roger, der die beiden amerikanischen Damen begleitete, das Spardeck betrat, befand sich das Schiff, das längs der Südküste von Pico hinfuhr, fast dessen Berg gegenüber, der in Gestalt einer Treppe von immer niedrigern Höhen ins Meer abfällt. Gleichzeitig war Lagens, die Hauptstadt der Insel, sichtbar, hinter ihr emporragend ein imposantes Kloster der Franziskaner, und in der Umgebung bemerkte man verstreut liegende Hütten, deren konische, aus miteinander verflochtnem Schilf hergestellte Dächer den Eindruck von Felsstücken machten.

Die Küste erscheint überall rauh und ernst, weiter drin aber wird das Land allmählich freundlicher. Die Höhen, die den mittlern Grat der Insel bilden, senken sich in sanfter Neigung hernieder und sind mit üppigen Weiden bedeckt.

Halb elf Uhr glitt der Dampfer an dem Flecken Calhea vorüber. Eine halbe Stunde später war die Ostspitze von Pico

umschifft, und die Insel San Jorge tauchte gerade in der Minute auf, wo die Glocke zum Frühstück rief.

Den ganzen Morgen war Morgan in seiner Kabine eingeschlossen geblieben. Roger erwähnte seine Abwesenheit gegenüber der Mistreß Lindsay.

»Der studiert jetzt Terceira, sagte er lachend. Ja, es ist ein merkwürdiger Cicerone, den wir da haben.«

Auf einen fragenden Blick der Frau Alice hin, drückte er sich deutlicher aus. Seine Bemerkung enthielt keineswegs eine verdeckte, verletzende Spitze; im Gegenteil. Außer, daß das elegante, weltmännische Auftreten des Herrn Morgan recht auffallend mit seiner so bescheidenen Stellung kontrastierte, war er auch – das glaubte Roger sicher erkannt zu haben – völlig ununterrichtet von allem und unerfahren in allem, was zu seinem scheinbaren Berufe gehörte. Dieses Urteil stimmte übrigens in allen Stücken mit dem überein, das Alice schon früher über den Dolmetscher der »Seamew« ausgesprochen hatte.

»Überdies, schloß Roger, erinnere ich mich bestimmt, mit ihm irgendwo schon einmal zusammengetroffen zu sein. Ja, ich weiß nur nicht, wann und wo; doch das wird mir schon wieder einfallen, und dann gleichzeitig klar werden, warum dieser junge Welt- und Lebemann sich hier in die Haut eines Professors gesteckt hat.«

Was sie hier eben gehört hatte, erregte lebhaft das Interesse Alice Lindsays, und als Robert Morgan nach dem Frühstück auf das Deck kam, sprach sie ihn an mit dem Vorsatze, den jungen Mann mit ihren Fragen aufs Eis zu führen.

Die »Seamew« fuhr jetzt zwischen Pico und San Jorge hin. Sie lag dabei immer in der Nähe dieser Insel, einer Art dreißig Meilen langen und nur fünf Meilen breiten Deiches oder Dammes, den eine Laune der Natur hier aufgeschüttet zu haben scheint.

»Welche Stadt ist das?« fragte Alice den Dolmetscher, als die »Seamew« nahe an einer Menge hintereinander aufragender Häuser vorüberkam.

Morgan aber hatte seinen Azoren-Baedeker gründlich durchstudiert.

»Urzolina, antwortete er ohne Zögern. Hier war im Jahre achtzehnhundertacht die Stätte des letzten und furchtbarsten Vulkanausbruches, der diese Gegenden verwüstet hat und die Bewohner Picos und die von Fayal in Todesschrecken setzte. Damals hatten sich fünfzehn Krater, darunter ein besonders großer, gebildet, die fünfundzwanzig Tage lang Flammen und Lava spien. Die Stadt wäre unfehlbar zerstört worden, wenn sich der Lavastrom nicht wie durch ein Wunder von ihr abgewendet und dem Meere zugekehrt hätte.

– Nun, und dann?«

Es war Johnson, der diese Frage stellte. Man möchte glauben, daß die Erwähnung der vulkanischen Erscheinungen ihn wie durch unbekannte Wahlverwandtschaft herbeigelockt hatte, denn er war gerade in dem Augenblicke herangetreten, wo er noch den Anfang der Erklärungen Morgans mit anhören konnte. Sofort hatte er seine Promenade unterbrochen, um aufmerksam zu lauschen. Morgan wendete sich ihm zu.

»Dann, sagte er, ist kein eigentlicher Ausbruch mehr vorgekommen, es ist aber nur einige Jahre her, daß die Insel wieder mehr oder weniger erschüttert wurde. San Jorge ist übrigens neuern Ursprungs als die andern Azoren, und es ist, nebst dem westlichen Teile von San Miguel, derartigen Naturereignissen am meisten ausgesetzt.

– All right!« sagte Johnson völlig befriedigt, indem er seinen Marsch ohne weitre Förmlichkeit wieder aufnahm.

Warum war er denn jetzt zufrieden? Weil Robert Morgans Antwort seinen Beschuß, das Land hier nirgends zu betreten, weiter bestätigte. Der originelle Kauz schien sich dazu

besonders Glück zu wünschen. Das auf das Schiff beschränkte Leben mochte seinem Geschmacke vollkommen entsprechen, und seit der Abfahrt hatte er in seinen Gewohnheiten auch nichts geändert. Am Morgen, am Mittag und am Abend sah man ihn je fünf Minuten lang auf dem Deck von einem Ende zum andern spazieren, wobei er sich, wenn nötig, mit dem Ellbogen Bahn brach, sich drängte, rauchte, ausspuckte und unverständliche Worte murmelte; dann hörte man nichts mehr von ihm. Was die Beschäftigung betraf, die den übrigen Teil seiner Zeit ausfüllte, so konnte man die leicht genug erraten: seine Gesichtsfarbe leuchtete zu Mittag röter als am Morgen, des Abends noch röter als zu Mittag, und da sie Tag für Tag noch um eine Nuance zunahm, konnte man sich über die Ursache dieses Intensitätswechsels in Rot ja kaum täuschen.

Nachmittag zwei Uhr umschiffte die »Seamew« die Rosales-Spitze, in die San Jorge nach Nordwesten hin ausläuft, und näherte sich nun im Nordwesten schnell der Insel Graciosa. Die Passagiere konnten dabei die nördliche Küste von San Jorge sehen, die von einer nackten, sechshundert Meter hohen Felswand gebildet wird, während gleichzeitig der bescheidnere Gipfel von Graciosa auftauchte. Gegen vier Uhr lag die »Seamew« kaum noch drei Seemeilen von dieser Insel entfernt, die sich durch ihre weichern Formen von den andern Ländern der Gruppe so auffallend unterscheidet, als das Schiff auf ein Signal des Kapitäns Pip wendete und schnell auf Terceira zusteerte, dessen hohe Ufer schon in der Entfernung von fünfundzwanzig Seemeilen am Horizonte sichtbar wurden.

In diesem Augenblicke erschien Piperboom auf dem Deck und ihm folgte der vor Erregung erhitzte Thompson. Der winkte Morgan herbei, welcher den Kreis einiger Zuhörer seiner orientierenden Mitteilungen sofort verließ und auf den General-Unternehmer zukam.

»Ist es denn auf keine Weise möglich, Herr Professor, sagte dieser, auf den wohlbeleibten und wie gewöhnlich in eine Rauchwolke eingehüllten Holländer hinweisend, sich mit dieser Dampf-Pachyderme zu verständigen?«

Morgan deutete durch eine Geste an, daß daran nicht zu denken sei.

»Das ist recht ärgerlich! rief Thompson. Können Sie sich vorstellen, daß der edle Herr es unbedingt ablehnt, für die Nebenspesen, die er verursacht hat, aufzukommen?

– Für welche Nebenspesen? fragte Morgan.

– Welche Nebenspesen? – Nun, für ein getötetes Maultier, und dann für die Benützung vier anderer und der dazugehörigen Treiber.

– Und dessen weigert er sich?

– Mit Händen und Beinen! Ich habe mir die erdenklichste Mühe gegeben, ihm den Sachverhalt mit Worten und mit Gesten zu erklären. Da könnte man aber ebensogut auf einen Kieselstein losreden. Da, sehen Sie nur: als ob ihn die Sache gar nichts anginge.«

Piperboom lag in der Tat höchst behaglich auf einem Schaukelstuhle ausgestreckt und schien sich in die weichen Wolken eines Traumes versenkt zu haben. Die Augen gen Himmel gerichtet, sog er an seiner Pfeife mit der Regelmäßigkeit eines Dampfmaschinenkolbens und hatte offenbar die niedern Sorgen dieser Welt ganz von sich abgeschüttelt. Morgan verglich ironisch lächelnd die erregte Miene Thompsons mit dem friedlichen Antlitz seines Reisenden.

»Ja, Fortuna hat so ihre Launen!« sagte er mit einer unbestimmten Handbewegung, und Thompson mußte sich wohl oder übel mit dieser nichtssagenden Antwort begnügen.

Halb sieben Uhr war die »Seamew« nicht mehr weiter als drei Meilen von der Ostküste Terceiras entfernt. Der Gipfel

ihres über tausend Meter hohen Kesselberges war schon deutlich sichtbar. Gegen Mittag erschien der Bergabhang ziemlich sanft und er reichte bis ans Meer heran, wo das Land in Gestalt einer Steilküste endete. Überall aber erkannte man die Zeichen unterirdischer Tätigkeit. Erstarre Lavaströme stachen dunkel gegen das saftige Grün der Täler ab, und da und dort erhoben sich Aschen- und Bimssteinkegel, lockere Gebilde, die vom Regen und Winde langsam abgenagt werden.

Um sieben Uhr trat ein abschüssiges Vorgebirge, der Mont Brazil, ins Gesichtsfeld, der den Weg völlig abzusperren schien. Eine halbe Stunde später war aber dieses wilde Kap umschifft und die Stadt Angra tauchte vor den Passagieren auf. Vor acht Uhr bohrten sich die Anker in den Grund der Reede und der Kapitän konnte die Worte »Achtung!... Stopp!« dem Maschinenmeister Bishop zurufen, der dann sofort die Kesselfeuer dämpfte, ohne sie jedoch wirklich zu löschen.

Von dem besonders glücklichen Platze des Schiffes in der Mitte der Reede von Angra aus konnten die Passagiere der »Seamew« eines der schönsten Panoramen bewundern, mit denen Mutter Erde ihre Kinder erfreut hat. Hinter ihnen lag das weite Meer, nur unterbrochen von vier Eilanden, den Fadres und den Cabras; rechts und links düstre, drohende Steilküsten, die sich von beiden Seiten her senkten, als wollten sie ein weites, bequemes Lager bilden, auf dem sich die Stadt Angra harmonisch ausdehnte. Im Norden und im Süden von ihren Forts begrenzt, erhob sie im Scheine des hinsterbenden Tages in Form eines Amphitheaters ihre weißen Häuser, Glockentürme und Kuppeln. Weiter draußen stiegen – im Rahmen des schönen Bildes – mit Quintos, Orangenwäldern und Weingärten geschmückte Hügel in sanfter Steigung empor bis zu der grünen, fruchtbaren Feldmark, die die äußersten Gipfel krönte. Die Luft war mild, das Wetter prächtig und eine duftgeschwängerte Brise wehte vom nahen Lande her. An die

Reling des Spardecks gelehnt, bewunderten die Passagiere dieses Rundgemälde, das nur seiner geringen Ausdehnung wegen dem von der Bai von Neapel gebotenen etwas nachsteht, bis alles im zunehmenden Dunkel des Abends verschwand. Unempfänglich für die Reize dieses Gestades, wollte sich der Kapitän Pip in seine Kabine zurückziehen, als ein Matrose ihm einen eben an Bord gekommenen Fremden zuführte.

»Herr Kapitän, begann der Mann, als ich von Ihrem Eintreffen auf der Reede von Angra hörte, kam mir der Gedanke, mich Ihren Passagieren anzuschließen, wenn es überhaupt...

– Das sind Fragen, die mich nichts angehen, mein Herr, unterbrach ihn der Kapitän. Bistow, setzte er an den Matrosen gewendet hinzu, führt diesen Herrn zu unserm Herrn Thompson.«

Dieser besprach in seiner Kabine mit Robert Morgan eben das Programm für den nächsten Tag, als der Fremde hereingeführt wurde.

»Ganz zu Ihren Diensten, mein Herr, antwortete er auf die ersten Worte des neuen Ankömmlings. Die Zahl der Plätze, über die wir verfügen, ist zwar beschränkt, es wird jedoch noch möglich sein... Sie kennen, vermute ich, schon die Reisebedingungen?

– Nein, mein Herr,« erwiederte der Fremde.

Thompson sann einen Augenblick nach. Erschien es nicht recht und billig, den ursprünglichen Preis um eine gewisse, dem schon zurückgelegten Teil der Reise entsprechende Summe zu vermindern?... Er glaubte das, jedenfalls nicht, denn er sagte schließlich, wenn auch etwas zögernd:

»Der Preis, mein Herr, ist bisher vierzig Pfund gewesen...

– Schön, schön, sagte der Fremdling. Da wir unser drei sind...

– Ah, Sie sind drei Personen?...

– Jawohl, meine zwei Brüder und ich. Das macht also im ganzen hundertzwanzig Pfund. Hier... bitte...«

Damit entnahm er einem Taschenbuche ein Bündel Banknoten und zählte sie auf dem Tische auf.

»O, das hatte ja keine solche Eile, bemerkte Thompson sehr höflich, der die Scheine, nachdem er sie nachgezählt hatte, einstrich und sich anschickte, darüber eine Quittung auszustellen.

– Erhalten von Herrn...? fragte er, die Feder etwas aufhebend.

– Don Hygino Rodrigues da Veiga,« antwortete der Fremde, während Thompson seine Feder wieder in Bewegung setzte.

Inzwischen beobachtete Morgan schweigend den neuesten Touristen, der ihm trotz seines vornehmen Auftretens, wie man sagt, nicht recht passen wollte. Groß, mit mächtigen Schultern, schwarzem Bart, ebenso schwarzen Haaren und tiefgebräunter Haut, konnte man sich über seine Nationalität gar nicht täuschen: er war Portugiese. Diese Annahme wurde noch weiter bestätigt durch den fremdländischen Akzent, womit er englisch sprach.

Als Don Hygino seine Quittung aus den Händen Thompsons in Empfang genommen hatte, faltete er sie sauber zusammen und steckte sie an Stelle der Banknoten in das Taschenbuch; darauf blieb er aber schweigend, wie unentschlossen, noch einen Augenblick stehen. Er wollte ohne Zweifel noch etwas, und nach dem ernsten Gesichtsausdruck des neuen Passagiers zu urteilen, jedenfalls etwas Wichtiges sagen.

»Noch ein Wort, begann er endlich. Würden Sie mir gefälligst mitteilen, Herr... Herr... (der Agent nannte seinen Namen) Thompson, wann Sie Terceira zu verlassen gedenken?

– Schon morgen, antwortete Thompson.

– Doch. zu... zu welcher Stunde?«

Don Hygino stieß diese Frage mit etwas nervöser Stimme hervor; offenbar legte er der erwarteten Antwort eine besondere Bedeutung bei.

»Morgen Abend gegen zehn Uhr,« erklärte Thompson.

Don Hygino seufzte sichtlich befriedigt auf, und auf der Stelle verlor er auch die bisher bewahrte stolze und steife Haltung.

»Da haben Sie also wahrscheinlich die Absicht, fuhr er weit vertraulicher fort, diesen Tag einem Besuch Angras zu widmen?

– Ja, das beabsichtigte ich.

– In diesem Fall könnte ich Ihnen einigermaßen behilflich sein. Ich kenne diese Stadt gründlich, da ich fast seit einem Monate darin gewohnt habe, und ich stelle mich Ihnen zur Verfügung, meinen neuen Reisegegenossen als kundiger Führer zu dienen.«

Thompson machte eine leichte Verbeugung.

»Ich nehme Ihr Anerbieten dankend an, erwiderte er, um so lieber, als Ihre Gefälligkeit unserm Herrn Professor Morgan, den ich Ihnen hier vorstelle, gestatten wird, sich einige Ruhe zu gönnen.«

Don Hygino und Robert Morgan wechselten einen kurzen Gruß aus.

»Ich werde also morgen früh acht Uhr am Kai sein, um mich gänzlich zur Verfügung zu stellen,« sagte noch der erstere, als er sich verabschiedete und wieder in sein Boot hinunterstieg.

Don Hygino Rodrigues da Veiga hatte sich zum Stelldichein pünktlich eingefunden. Als Thompson Sonntag den 21. Mai an der Spitze seiner Passagiere ans Land stieg, fand er ihn am Kai. Unter dem wachsamen Auge des General-Unternehmers setzte sich die Kolonne sofort in tadelloser Ordnung in Bewegung.

Don Hygino war dabei eine schätzbare Hilfe. Er loottste die Gesellschaft durch ganz Angra so sicher, wie es Morgan gar

nicht möglich gewesen wäre. Dabei kam man durch die Straßen der Stadt, die zahlreicher und alle breiter, regelmäßiger und besser bebaut waren, als die von Horta; ebenso wurden die zu dieser Stunde von vielen Andächtigen besuchten Kirchen besichtigt.

Die ganze Zeit über heftete sich der Baronet an die Ferse des neuen Führers.

Seit seiner Einschiffung auf der »Seamew« hatte er sich eigentlich recht allein gehalten, wenn er zur Abwechslung auch einmal mit Saunders verkehrte. Das war aber keine ernsthaftere Verbindung, wenigstens keine, die seiner gesellschaftlichen Stellung angepaßt war. Bisher hatte er sich freilich damit begnügen müssen, denn in der Passagierliste fand sich kein Höherstehender verzeichnet, außer vielleicht Lady Heilbuth. Diese würdige Dame beschäftigte sich aber nur mit ihren Katzen und Hunden, die gleichsam ihre Familie bildeten... die nahmen allein ihr Herz und ihren Geist in Anspruch. Einmal eingeweiht in die Gewohnheiten Cäsars, Jobs, Alexanders, Blacks, Phanns, Punchs, Foolichs und der andern, spürte der Baronet kein Verlangen, sich nach dieser Seite noch weiter zu unterrichten, und vermied es nachher soviel wie möglich, mit der alten Dame – die ein respektloser Franzose kurzweg eine unerträgliche »Bartschererin« genannt hatte – wieder zusammenzutreffen.

Alles in allem stand Sir Hamilton also allein da.

Als er heute aber die aristokratischen Silben hörte, die den Namen des neuen Passagiers bildeten, begriff er, daß der Himmel ihm einen wirklichen Edelmann beigesellt hatte, und er ließ sich deshalb von Thompson dem neuen Passagier sofort vorstellen, worauf der vornehme Engländer und der vornehme Portugiese einen höflichen Händedruck gewechselt hatten. Wie deutlich sah man da an dem Vertrauen und der Natürlichkeit,

womit sie diese Begrüßung austauschten, daß die beiden Herren einander völlig erkannt und verstanden hatten.

Von diesem Augenblicke an ging der Baronet sozusagen vollständig in dem neuen Führer auf. Er hatte endlich eine verwandte Seele gefunden! Bei dem an Bord stattfindenden Frühstück, woran Don Hygino nun teilnahm, nahm er diesen gleich in Beschlag und drängte ihn auf einen Platz neben sich. Don Hygino ließ den Baronet mit vornehmem Gleichmut schalten und walten.

Die Tafel war vollzählig, wenn man von dem jungen Ehepaare absah, dessen Fernbleiben von den gemeinschaftlichen Mahlzeiten schon niemand mehr auffiel.

Gleich zu Anfang nahm Thompson das Wort.

»Ich glaube, sagte er, der Dolmetsch aller geehrten Anwesenden zu sein, wenn ich Don Hygino da Veiga den wärmsten Dank ausspreche für die Mühewaltung, die er diesen Morgen freiwillig auf sich genommen hat.«

Don Hygino markierte eine Geste höflicher Ablehnung.

»Ja, es ist so, es ist doch so! versicherte Thompson. Ohne Sie, Señor, hätten wir Angra weder so schnell noch so genüßreich besichtigen können Ich frage mich nur, was wir nun beginnen sollen, auch den Nachmittag passend auszufüllen.

– Den heutigen Nachmittag? rief Don Hygino. Das hat doch gar keine Schwierigkeiten. Haben Sie denn nicht daran gedacht, daß heute Pfingsten gefeiert wird?

– Wie?... Pfingsten? wiederholte Thompson.

– Jawohl, Pfingsten, fuhr Don Hygino fort, eines der größten katholischen Feste, das hier mit besonderer Feierlichkeit begangen wird. Ich habe bereits dafür gesorgt, einen Platz für Sie freihalten zu lassen, von wo aus sie die glänzende Prozession sehen können, bei der ein Kruzifix mitgeführt wird, das ich Ihrer besondern Aufmerksamkeit empfehlen möchte.

– Was ist denn Besondres daran, an diesem Kruzifix, lieber Hygino? fragte der Baronet.

– Vor allem seine Kostbarkeit, antwortete der Portugiese. Künstlerisches Interesse bietet es zwar nicht viel, dagegen beträgt der Wert der prächtigen Edelsteine, womit es buchstäblich überdeckt ist, angeblich mehr als zehntausend Milreis (6,000.000 Francs).«

Thompson war entzückt von seinem so unerwarteten neuen Gaste. Sir Hamilton spielte jetzt nur noch die Rolle des fünften Rades am Wagen.

Don Hygino hielt sein Versprechen nach allen Seiten.

Beim Verlassen der »Seamew« glaubte er aber noch eine Bemerkung machen zu müssen, bei der mehr als einer der weiblichen Passagiere etwas kopfscheu wurde.

»Verehrte Reisegenossen, sagte er, noch einen guten Rat, ehe wir in die Stadt gehen.

– Und der wäre...? fragte Thompson.

– Der Menschenmenge so viel wie möglich aus dem Wege zu gehen.

– Das wird nicht leicht sein, bemerkte Thompson, wobei er auf die überfüllten Straßen hinwies.

– Zugegeben, stimmte ihm Don Hygino bei. Tun Sie immerhin, was Sie können, eine unmittelbare Berühring mit den Einwohnern zu vermeiden.

– Warum aber diese auffällige Warnung? fragte Hamilton.

– Mein Gott, lieber Baronet, der Grund dafür läßt sich nicht gut angeben. Die Sache liegt nämlich so, daß... nun ja... daß die Bewohner dieser Insel sehr unreinliche Leute und infolgedessen vor allem zwei Krankheiten ausgesetzt sind, die das Gemeinschaftliche haben, daß sie mit unerträglichem Jucken einhergehen. Schon der Name der einen dieser Plagen ist häßlich genug, denn es handelt sich dabei um die – bitte um

Verzeihung – um die widerliche... Krätze. Doch die andre erst...«

Don Hygino unterbrach seine Rede, als ob er keinen Ausdruck fände, dessen er sich hier bedienen könnte. Thompson aber, der vor keiner Schwierigkeit zurückschreckte, kam ihm zu Hilfe. Er nahm seine Zuflucht zur Pantomime, lüftete den Hut und kratzte sich, mit einem fragenden Blicke auf Don Hygino, tüchtig auf dem Kopfe.

»Ja ja, ganz richtig!« rief dieser lachend, während die Damen, die den Zwischenfall höchst »shocking« fanden, sich entsetzt umdrehten.

Unter der Führung Don Hyginos ging die Gesellschaft darauf durch Nebenstraßen und fast ganz verlassene Gäßchen, während sich die Volksmenge in den Hauptstraßen angestaut hatte, durch die die Prozession kommen sollte. Einzelne Menschen zeigten sich jedoch auch in den kleinen Gassen, zerlumpte Gestalten von schmutzigem, düsterm Aussehen, die die Bemerkungen reichlich bestätigten, welche viele der Touristen über sie fallen ließen.

»Die reinen Straßenräuber! sagte Alice Lindsay.

– Ja... wahrhaftig! bestätigte Thompson. Wissen Sie vielleicht, was für Leute das sind? fragte er Don Hygino.

– Nicht mehr als Sie.

– Sollten das nicht etwa verkleidete Polizisten sein? meinte Thompson.

– Dann müßte man zugeben, daß die Verkleidung gelungen ist!« rief Dolly lustig.

Bald war man am Ziele. Die Kolonne lenkte auf einen großen Platz ein, wo es von Neugierigen unter brennender Sonne wimmelte. Dem vornehmen Portugiesen gelang es durch ein geschicktes Manöver die Reisegesellschaft nach einer kleinen Anhöhe am Fuße eines sehr umfänglichen Gebäudes zu

geleiten. Einige Polizisten sperrten den Raum ab, der die Fremden von der Volksmenge trennte.

»Hier ist Ihr Platz, meine Damen und Herren, sagte Hygino. Durch meine Beziehungen zu dem Gouverneur von Terceira ist es mir gelungen, Ihnen diesen Raum vor seinem Palais reservieren zu lassen.«

Alle erschöpften sich in Danksagungen für diese liebenswürdige Vorsorge.

»Jetzt aber, fuhr Don Hygino fort, müssen Sie entschuldigen, wenn ich Sie verlasse. Vor der Abreise habe ich noch verschiedenes abzumachen; Sie brauchen mich ja auch weiter nicht. Beschützt von diesen zuverlässigen Polizisten, können Sie alles vorzüglich sehen, und ich denke, Sie werden einem unvergeßlichen Schauspiele beiwohnen.«

Gleich nach diesen Worten grüßte Don Hygino noch mit vornehmem Anstand und verlor sich schnell unter der Menge. Er fürchtete sich offenbar vor einer Ansteckung nicht. Die Touristen hatten ihn bald vergessen. Die Prozession erschien unter Entfaltung des glänzendsten kirchlichen Prunkes.

Am Ausgang der an dem Platze ausmündenden Straße sah man in dem Raume, den ein Polizeiaufgebot vor dem Zuge frei hielt, Banner aus Gold und Seide, auf den Schultern getragne Statuen, Oriflammen, Kronen und Baldachine, die sich in süßlichen Weihrauchwolken dahinbewegten. In der Sonne glänzten Uniformen mitten unter Gruppen weißgekleideter Mädchen.

Dazu ertönten, unterstützt von einem Orchester von Blechinstrumenten, recht gute Stimmen, die das Gebet von zehntausend Erdenwesen gen Himmel trugen, während von allen Kirchen, den Ruhm des Höchsten verkündend, der Glocken metallner Ton herabdrang.

Plötzlich ergriff die Menge eine mächtige Bewegung. Einstimmig riefen alle:

»O Christo!... O Christo!«

Das Schauspiel hatte etwas Feierliches an sich. In violettem Ornate, das von seinem goldstrotzenden Baldachin scharf abstach, wurde der Bischof sichtbar. Er ging langsam, wobei er mit beiden Händen die ver ehrungswürdige, prachtvolle Monstranz in die Höhe hielt. Und vor ihm schimmerte ein Kruzifix, in dessen Edelsteinen sich die Sonnenstrahlen in unzähligen Blitzen brachen. Geblendet von dem Glanze, sank die Volksmenge davor andächtig in die Knie.

Da störte plötzlich eine ungewöhnliche Bewegung den Aufzug in unmittelbarer Nähe des Bischofs. Ohne zu wissen, worum es sich handelte, nur von lebhafter Neugier getrieben, sprang die Volksmenge wieder auf die Füße.

Übrigens sah man nichts. Selbst die Engländer, die einen so vorzüglichen Platz inne hatten, konnten nicht erkennen, was da vorging. Ein furchtbare Hin- und Herwogen, ein Wanken und Schwanken des Baldachins, wie das eines Schiffes, dann dessen Verschwinden samt dem prächtigen Kruzifice in der Volksmenge, wie in einem Meere, darauf ein Schreien, mehr ein Geheul, das ganze Volk wie irrsinnig entflihend, die Polizeimannschaft vergeblich bemüht, die Woge der Flüchtigen aufzuhalten, das war alles, was sie sahen, ohne sich die Veranlassung dazu erklären zu können.

In einem Augenblicke wurde die Kette der Polizisten, die sie beschützte, gesprengt, und nun selbst ein integrierender Teil des wahnwitzigen Haufens, wurden sie von dem furchtbaren Strome wie Strohhalme mit fortgerissen.

Sich aneinander haltend, war es Roger, Jack und Morgan wenigstens gelungen, Alice und Dolly vor dem Schlimmsten zu schützen. Ein einspringender Mauerwinkel diente ihnen als rettende Zufluchtsstätte.

Urplötzlich nahm das erstaunliche Schauspiel ein Ende. Fast ohne Übergang lag der Platz still und öde da.

Nahe an der Straßenmündung, an der Stelle, wo, wie in einen brausenden Wirbel, der Baldachin des Bischofs und das Kruzifix verschwunden waren, drängte sich noch ein Hause Menschen, darunter fast in der Mehrzahl die Polizisten, die vorher an der Spitze der Prozession marschiert und, wie das ja gewöhnlich der Fall ist, hierher zu spät gekommen waren. Die Leute bückten und erhoben sich wieder und trugen die Opfer dieser unerklärlichen Panik in benachbarte Häuser.

»Jetzt scheint mir jede Gefahr vorüber zu sein, sagte Morgan nach einiger Zeit. Ich glaube, wir dürften wohl gut tun, unsre Reisegefährten zu suchen.

– Wo denn? ließ sich Jack vernehmen.

– Auf jeden Fall an Bord der »Seamew«. Was hier vorgefallen ist, geht ja uns nichts an, und meiner Ansicht nach werden wir, was auch kommen möge, unter dem Schutze der englischen Flagge am besten in Sicherheit sein.«

Die andern mußten die Richtigkeit dieser Bemerkung anerkennen. Alle fünf eilten also nach dem Kai und sofort auf das Schiff, wo sich die meisten der Passagiere schon befanden, und hier besprachen alle mit großer Lebhaftigkeit die Vorgänge bei dem merkwürdigen Abenteuer. Mehrere ergingen sich in bittern Klagen. Einzelne sprachen davon, vom portugiesischen Kabinett eine entsprechende Schadloshaltung zu verlangen, und daß zu diesen in erster Reihe Sir Hamilton gehörte, das versteht sich ja von selbst.

»Es ist eine Schande... eine wahre Schande! wetterte er in allen Tonarten. Ja freilich... Portugiesen! Wenn England mir glauben wollte, müßte es die Azoren 'zivilisieren', dann würden derartige Skandale aufhören!«

Saunders sagte zwar nichts, sein Gesichtsausdruck sprach aber bereit genug. Und wenn er Thompson jemals unangenehme Zwischenfälle gewünscht hätte, einen bessern als den eben erlebten hätte er sich nicht wünschen können, denn

das war ein solcher »erster Sorte«. Aller Wahrscheinlichkeit nach würden von den Passagieren jetzt mindestens zehn ausbleiben, und das bedingte, nach einem solchen Erlebnis, die Sprengung der Karawane und eine klägliche Rückkehr nach England. Das Eintreffen der ersten Überlebenden tat der Befriedigung dieser scharmanten Natur noch keinen Abbruch; er hätte ja vernünftigerweise nicht annehmen können, daß die ganze Karawane bei dem unheilvollen Vorfalle zugrunde ging. Seine Stirn umdüsterte sich aber, als auch von einer Minute zur andern die letzten Passagiere an Bord eintrafen, was er diesen fast als einen recht schlechten Spaß anrechnete.

Beim Mittagsmahl zählte Thompson die Anwesenden und fand, daß von der ganzen Reisegesellschaft nur zwei fehlten. Fast sofort erschienen aber auch die beiden Nachzügler im Salon – natürlich war es das junge Ehepaar – und da Saunders sich nun überzeugt hatte, daß sich alle Insassen der »Seamew« wieder eingefunden hatten, nahm er unverzüglich sein wenig Gutes versprechendes Doggengesicht wieder an. Die Neuvermählten machten auch heute auf die andern den gewohnten Eindruck, d. h. sie legten für die übrige Welt eine ebenso amüsante, wie für alle belustigende Teilnahmslosigkeit an den Tag. Offenbar ahnte weder der Mann noch die Frau das Geringste von den ernsten Ereignissen des heutigen Nachmittags. Seite an Seite geschmiegt, beschränkten sie sich wie immer nur auf einander, ein leises Zwiegespräch, das weniger mit dem Munde, als mit den Augen geführt wurde, und die allgemeine Unterhaltung berührte die beiden nicht im geringsten.

Einer, der sich vielleicht ebenso glücklich fühlte wie dieses zärtliche Pärchen, war der durstige Johnson. Heute hatte er sich besonders gehen lassen: noch einige Schlucke mehr, und er wäre völlig berauscht gewesen. Soweit sein Zustand ihm erlaubte, die hinüber und herüber fliegenden Bemerkungen zu

verstehen, schätzte er sich glücklich wegen seiner halsstarrigen Weigerung, den Boden der Azoren auch nur mit einem Fuße zu betreten, und schwebte hocherfreut in dem schwankenden Himmel des Alkohols.

Tigg war die vierte vollkommen glückliche Person der zahlreichen Gesellschaft. Als er, wie alle übrigen, von der wütenden Menge mit fortgerissen worden war, hatten seine beiden Leibwächterinnen einen Augenblick der tödlichsten Angst ausgestanden. Welch bessere Gelegenheit, mit dem verhaßten Leben ein Ende zu machen, hätte sich dieser von Selbstmordgedanken und Sucht nach Originalität erfüllten Persönlichkeit darbieten können? Um den Preis einer wahrhaft heroischen Anstrengung war es Beß und Mary jedoch gelungen, Tigg zwischen einander zu halten und ihn mit einer Ergebenheit zu schützen, die ihre eckigen Glieder besonders erfolgreich machten. Tigg war also heil und gesund aus jenem Getümmel herausgekommen, von dem er meinte, daß seine Begleiterinnen dessen Bedeutung stark übertrieben.

Leider traf das nicht ebenso auf das unglückliche Schwesternpaar Beß und Mary zu. Geschlagen und gestoßen, am Körper mit vielen blauen Flecken bedeckt, hatten sie alle Ursache, das Pfingstfest auf Terceira niemals zu vergessen.

Obendrein mußte ihr Vater, der ehrenwerte Blockhead, wenn auch von einem ganz andern Pech betroffen, heut in seiner Kabine allein speisen. Verletzt war er ja nicht, schon von Beginn der Mahlzeit an hatte Thompson, weil er bemerkte, daß sein Passagier mit beunruhigendem Jucken kämpfte, es für angezeigt gehalten, ihm – selbst wenn seine Vermutung falsch wäre – eine schützende Isolierung zu empfehlen. Blockhead hatte sich auch dieser Unannehmlichkeit mit vollendetem Anstande gefügt, wenn er es nicht gar als eine besondere Auszeichnung betrachtete, mit der das Schicksal ihn begnadigte.

»Ich glaube, ich habe mir eine der hierzulande vorherrschenden Krankheiten zugezogen, sagte er wichtigtuend zu seinen Töchtern, indem er sich tüchtig kratzte. Ja, ich bin wirklich der einzige, dem das... gelungen ist.«

Don Hygino erschien auf dem Dampfer erst, als Sandweach den Braten herumreichte. Er brachte jetzt seine Brüder mit.

Da Hygino die beiden ausdrücklich als solche bezeichnet hatte, konnte man ja nicht daran zweifeln, daß alle drei dieselben Eltern gehabt hätten. Erraten hätte diese nahe Blutsverwandtschaft freilich niemand, denn unähnlicher einander konnten die drei gar nicht sein. So ausgesprochen Don Hygino alle Merkmale einer höhern Rasse zeigte, so ordinär, fast gemein sahen seine Brüder aus. Der eine groß und stark, der andre unersetzt, dick und vierschrötig, wären sie, ihrer Erscheinung nach zu urteilen, in einer Ringkämpferbude gewiß nicht am unrechten Platze gewesen.

Ein sonderbarer Umstand war es ferner, daß beide vor kurzem verwundet zu sein schienen. Die linke Hand des Größern war mit Leinentüchern umhüllt, während sich eine tiefe Schramme, deren Ränder durch Heftpflasterstreifen aneinander gehalten wurden, über die rechte Wange des Kleinern hinzog.

»Erlauben Sie, mein Herr, sagte Don Hygino zu Thompson mit einem Hinweis auf seine Begleiter, um mit dem Größern zu beginnen, hier meine beiden Brüder, Don Jacobo, und hier Don Christopho.

– Ich heiße die Herren an Bord der »Seamew« willkommen, antwortete Thompson, sehe aber mit Bedauern, fuhr er fort, als Jacobo und Christopho sich gesetzt hatten, daß diese Herren sich verletzt haben...

– Ja, durch einen unglücklichen Fall in ein Treppenfenster beim Hin- und Herlaufen gelegentlich unsres Aufbruchs, unterbrach ihn Don Hygino.

– Ah, sagte Thompson, Sie kommen da einer Frage, die ich an Sie stellen wollte, zuvor, der Frage nämlich, ob den beiden Herren im Laufe des schrecklichen Getümmels heute Nachmittag so schlimm mitgespielt worden sei.«

Robert Morgan, der unwillkürlich Jacobo und Christopho im Auge hatte, glaubte diese etwas erzittern zu sehen. Er mußte sich aber doch wohl getäuscht haben, denn die beiden Brüder wußten gar nichts von dem ihnen unbegreiflichen Vorgange, auf den Thompson angespielt hatte, und Don Hygino antwortete auf der Stelle mit dem Tone aufrichtigster Verwunderung:

»Von welchem Getümmel sprechen Sie denn? Sollte Ihnen etwas Unangenehmes zugestoßen sein?«

Die ganze Tafelrunde stieß einen lauten Ausruf aus. Wie: Die Herren da Veiga sollten von einem wilden Auflaufe nichts gehört haben, der in eine richtige Empörung auszuarten gedroht hatte?

»Mein Gott, das ist sehr einfach, erklärte Don Hygino. Den ganzen Tag sind wir nicht aus unserm Hause gekommen; außerdem übertreiben Sie wahrscheinlich, ohne es zu wollen, die Bedeutung der ganzen Geschichte.«

Das rief allgemeinen Widerspruch hervor, und Thompson berichtete nun Don Hygino ausführlicher, was am Nachmittage vorgefallen war. Der Portugiese schien davon außerordentlich überrascht zu sein.

»Ich kann mir gar nicht vorstellen, sagte er, wie die fromme Bevölkerung dieser Insel es gewagt haben soll, sich angesichts einer Prozession so zu benehmen. Überlassen wir es getrost der Zukunft, uns die Lösung dieses Rätsels zu bringen. Sie fahren ja doch wohl noch diesen Abend ab? setzte er an Thompson gewendet hinzu.

– Gewiß, heute Abend,« bestätigte dieser.

Kaum waren diese Worte gefallen, als die Fensterscheiben des Salons unter dem dumpfen Krachen eines fernen Kanonenschusses schwach erzitterten. Wenige mochten die Detonation, die hier wie ein verhallendes Echo klang, gehört, noch wenigere ihr eine besondere Bedeutung beigelegt haben.

»Fühlen Sie sich unwohl, lieber Freund? fragte Sir Hamilton, da er Don Hygino plötzlich erbleichen sah.

– Ein leichtes Fieber, das ich mir in Praya geholt habe. Diese Stadt ist, wie bekannt, sehr ungesund,« antwortete der Portugiese, dessen Gesicht schon wieder Farbe bekam.

Da hörte man vom Deck her die Stimme des Kapitäns Pip.

»Ans Ankerspill! Hurtig!«

Gleich darauf vernahm man das trockne und regelmäßige Geräusch des in eine Verzahnung einfallenden Sperrhakens.

Die Passagiere begaben sich nach dem Spardeck, um der Ankerlichtung beizuwollen.

Der Himmel hatte sich während der Mahlzeit bezogen. In der pechschwarzen Nacht sah man nichts als die Lichter Angras, von wo wirre Geräusche bis zum Schiffe herausdrangen.

Auf dem Vorderteile ertönte jetzt die Stimme Flyships:

»Fertig, Herr Kapitän!

– Fest dranhalten! Zur Abfahrt fertig machen!« antwortete dieser von der Kommandostraße aus.

Auf diesen Befehl hin strömte der Dampf in die Zylinder, die Maschine wurde geprobt, die Schraube durchwühlte einige Sekunden das Wasser.

»Den Anker ganz aufwinden lassen, Flyship!« kommandierte der Kapitän.

Von neuem wurde das Einfallen des Sperrhakens hörbar und der Anker brach aus dem Grunde los, als eine laute Stimme durch die Nacht aus zwei Kabellängen Entfernung den Dampfer anrief.

Hier wurden die Vorbereitungen zum Abdampfen zunächst unbirrt fortgesetzt.

Da trat aus dem Dunkel ein von zwei Rudern getriebnes Boot hervor und legte an der Schiffswand an.

»Ich möchte den Kapitän sprechen,« sagte portugiesisch einer der Insassen, den man bei der Finsternis nicht deutlich erkennen konnte.

Robert Morgan übersetzte seine Worte.

»Hier bin ich, sagte der Kapitän Pip, indem er von der Kommandobrücke herunterstieg und sich über das Spardeck hinauslehnte.

– Der Mann da unten, Herr Kapitän, übersetzte Morgan weiter, verlangt, daß ihm die Bordstreppe hinuntergelassen werde, um aufs Schiff kommen zu können.«

Dem Verlangen wurde entsprochen, und bald erschien auf dem Deck ein Mann, an dessen Uniform alle erkannten, daß sie ihn diesen Nachmittag schon einmal gesehen hatten, und zwar als einen ihrer schließlich nutzlosen Beschützer. Nach den Goldborten zu urteilen, die an seinem Ärmelausschlag glänzten, mußte es ein höherer Polizeibeamter sein. Zwischen ihm und dem Kapitän entwickelte sich dann unter Vermittlung Morgans folgendes Gespräch:

»Ich habe doch wohl die Ehre, den Kapitän der »Seamew« vor mir zu sehen?

– Ganz recht.

– Der gestern Abend hier eingetroffen ist.

– Ja, gestern Abend.

– Mir scheint, Sie rüsten sich schon wieder zur Abfahrt?

– Wie Sie sagen.

– Sie haben also den Kanonenschuß wohl nicht gehört?«

Der Kapitän Pip wendete sich nach seinem Artimon um.

»Habt Ihr einen Kanonenschuß gehört Master? Ich begreife nur nicht inwiefern dieser Kanonenschuß uns etwas angehen soll, mein Herr?

– Der Kapitän fragt, übersetzte Morgan etwas frei, was jener Kanonenschuß mit unsrer Abfahrt zu tun haben soll.«

Der Polizeiinspektor schien erstaunt.

»Ist Ihnen denn nicht bekannt, daß der Hafen geschlossen und Embargo auf alle auf der Reede ankernden Schiffe gelegt ist? Hier ist der Befehl des Gouverneurs, antwortete er, während er vor Morgans Augen ein Blatt Papier entfaltete.

– Na gut, erklärte philosophisch Kapitän Pip, wenn der Hafen geschlossen ist, dann fahren wir eben nicht ab. Lassen Sie die Kette schießen, Flyship! rief er nach dem Vorderteile hin.

– Halt, halt! Bitte um Verzeihung... nur einen Augenblick! meldete sich Thompson, wir können uns vielleicht verständigen. Herr Professor, wollen Sie den Herrn gefälligst fragen, warum der Hafen überhaupt geschlossen worden ist.«

Der Vertreter der hohen Obrigkeit gab Morgan aber keine Antwort. Er ließ ihn ohne weiteres stehen und trat plötzlich auf einen der Passagiere zu.

»Ah, ich täusche mich nicht! rief er. Don Hygino an Bord der »Seamew«?

– Wie Sie sehen, antwortete dieser ruhig.

– Sie wollen uns also verlassen?

– Oh, mit der Hoffnung, hierher zurückzukehren.«

Zwischen den beiden Portugiesen entwickelte sich ein lebhaftes Gespräch, dessen Hauptinhalt Don Hygino sogleich der Reisegesellschaft mitteilte.

Im Laufe des Getümmels am Nachmittage hatten Übeltäter die durch ihren Überfall der Prozession entstandne Verwirrung benutzt, sich des berühmten Kruzifixes zu bemächtigen. In einer entlegnen Gasse war nur das hölzerne Gestell, aber beraubt seiner auf sechs Millionen Francs geschätzten

Edelsteine, wiedergefunden worden. Der Gouverneur hatte infolgedessen alle an der Insel liegenden Schiffe für so lange mit Beschlag belegen lassen, bis man der kirchenschänderischen Räuberbande habhaft geworden wäre.

»Und wie lange kann das dauern?« fragte Thompson.

Der Inspektor machte eine zweideutige Bewegung, die Thompson mit einem schiefen Gesicht beantwortete. Im ganzen hundertvier Personen ernähren zu müssen, das konnte schon eine mehrtägige Verzögerung recht kostspielig machen.

Auf sein Betreiben erhob Morgan gegen die Verordnung Einspruch... vergeblich: der amtliche Befehl des Gouverneurs lag nun einmal unzweideutig vor.

So wütend Thompson darüber auch war, Saunders war es noch viel mehr. Eine weitere Verletzung des Programmes... das brachte ihn außer sich.

»Mit welchem Rechte wagt man es, uns hier zurückzuhalten? rief er mit Nachdruck. Unter der Flagge, die uns deckt, haben wir meiner Ansicht nach von den Portugiesen keine Befehle anzunehmen.

– Ganz meine Meinung, stimmte der Baronet ihm zu. Was zwingt uns übrigens, diesem Polizeibeamten zu gehorchen? Er wird sich doch nicht einbilden, allein ein Schiff mit sechsundsechzig Passagieren, außer den Offizieren und der Mannschaft, mit Gewalt aufhalten zu wollen?«

Thompson wies mit der Hand nach den Forts hin, deren düstre Massen in der Dunkelheit eben noch erkennbar waren, und diese stumme Antwort erschien dem Baronet sehr deutlich, denn er fand darauf keine Erwiderung. Doch da sollte ihm eine unerwartete Hilfe kommen.

»Sind es die Festungswerke, die Ihnen Respekt einflößen? flüsterte Don Hygino Thompson ins Ohr. Die sind nicht gefährlich. Pulver und Geschütze haben sie zwar, doch Geschosse... das ist ein ander Ding.

– Wie, sie hätten dort keine Kugeln? sagte Thompson ungläubig.

– Vielleicht haben sie noch einige, die taugen aber zu nichts, versicherte Don Hygino halblaut. Glauben Sie etwa, es paßte davon eine einzige in die Geschützrohre? Ich sage Ihnen, hier so wenig wie in den andern Forts der Inselgruppe!

– Sieh da, lieber Hygino, rief der Baronet verwundert, Sie als Portugiese nehmen bei dieser Sache unsre Partei!

– Augenblicklich bin ich nur ein Reisender, der es eilig hat,« antwortete Don Hygino trocken.

Thompson war unentschieden. Er zögerte noch. Ein solches Abenteuer zu wagen, war denn doch kein leichtes Ding. Anderseits war es höchst ärgerlich, die Reise zur allgemeinen Unzufriedenheit der Passagiere und zum großen Schaden der Agentur zu unterbrechen. Ein Knurren des cholerischen Saunders, ein höhnisches Lächeln Hamiltons und eine weitere beruhigende Versicherung Don Hyginos brachten ihn aber dahin, sich für das Wagesstück zu entscheiden. Er rief nach dem Kapitän Pip.

»Kapitän, redete er diesen an, das Schiff soll, wie Sie wohl wissen, auf Befehl der portugiesischen Behörde hier zurückgehalten bleiben.«

Der Kapitän gab durch ein Kopfnicken zu erkennen, daß er das wüßte.

»Wenn ich, Thompson, von Ihnen nun verlangte, abzufahren, würden Sie das tun?

– Das versteht sich. Augenblicklich, Herr Thompson.

– Es ist Ihnen aber doch wohl nicht unbekannt, daß Sie sich im Schußbereich der Forts von Angra befinden?«

Der Kapitän sah sich den Himmel an, dann das Meer, hierauf Don Hygino und schließlich rümpfte er die Nase als Ausdruck souveräner Verachtung. In Worten hätte das geheißen, daß er sich bei der finstern Nacht und dem ruhigen Meere so wenig

wie ein Fisch um einen Apfel den Teufel um die Kugeln geschert hätte, die ihm portugiesische Kanoniere etwa nachsenden könnten.

»In diesem Falle, Herr Kapitän, fuhr Thompson fort, erteile ich Ihnen den Befehl, abzufahren.

– Wenn's so liegt, antwortete Pip mit größter Seelenruhe, könnten Sie da nicht den Mann hier für fünf Minuten in den Salon hinunterbugsieren? Er wird etwas hungrig sein.«

Dem so bestimmt ausgesprochenen Wunsche nachgebend, nötigte Thompson den Inspektor dringend, eine kleine Erfrischung anzunehmen.

Kaum war er mit dem Gaste verschwunden, da beorderte der Kapitän die Mannschaften schon an das Spill. Hier gebrauchte man die Vorsicht, den Sperrhaken festzulegen, um dessen verräterisches Einfallen in die Zähne des Getriebes zu verhindern. Nach wenigen Minuten war der Anker losgebrochen, aufgegattet und gekippt... alles ohne das geringste Geräusch. Die Mannschaft verrichtete mit Feuereifer ihre Arbeit.

Schon als der Anker vom Grunde frei war, begann das Schiff zu treiben. Seine im Verhältnis zu den Lichtern der Stadt veränderte Lage war bereits leicht bemerkbar, als der Inspektor in Begleitung Thompsons wieder auf dem Deck erschien.

»Herr Kommandant, was fällt Ihnen denn ein? rief er von hier aus dem Kapitän auf der Kommandobrücke zu.

– Was belieben Sie, mein Herr? fragte dieser höflich dagegen, während er sich über die Brüstung beugte.

– Der Herr Inspektor, sagte Morgan, glaubt, daß der Dampfer vor Anker trieb.

– So? Glaubt er das?« lautete die gemütliche Antwort.

Der Inspektor erwies sich jedoch der Lage gewachsen. Mit einem Blicke streifte er die schweigende Mannschaft und begriff sogleich, was hier vorging. Da zog er aus der Tasche

eine lange Pfeife und entlockte dieser einen merkwürdig schwirrenden Ton, der in der Stille der Nacht sehr weithin hörbar sein mußte. Bald zeigte es sich auch, daß es so war. Auf der Brustwehr der Forts bewegten sich Lichter hin und her.

Angra wird durch zwei Forts verteidigt, durch das »Morro do Brazil« im Süden und das Fort »San João Baptista« im Norden. Die »Seamew« wurde, den Bug voran, von der Strömung dem zweiten zugetrieben, als die Pfeife den Alarmruf gab.

»Herr, erklärte der Kapitän kaltblütig, noch ein zweiter Pfiff, und ich lasse Sie ohne Federlesen über Bord werfen.«

Der Inspektor erkannte an der drohenden Stimme, daß die Sache ernsthaft werden könnte, und als Morgan ihm Pips Worte übersetzt hatte, gab er klein bei.

Schon seit das Spill gedreht worden war, spie der Schornstein Rauch und sogar Flammen. Das paßte ganz vortrefflich für die Pläne des Kapitäns, der damit einen Vorrat an Dampf bekam, welchen er später vielleicht recht gut brauchen konnte. Schon zischte es aus den Sicherheitsventilen, obgleich sie etwas überlastet waren, während der Feuerschein über dem Schornstein allmählich abnahm. Bald war er auch ganz erloschen.

Denselben Augenblick krachten aber gleichzeitig zwei Kanonenschüsse, und zwei Projektilen, die von den beiden Forts kamen, schlugen rikoschettierend je fünfhundert Meter von jeder Schiffsseite ein. Das war eine Warnung.

Bei diesem unerwarteten Zwischenfalle sah man Thompson erbleichen. Don Hygino mußte ja gefaselt haben.

»Stopp, Kapitän, stopp!« rief er mit erschreckter Stimme.

Es ist wohl nicht zu verwundern, daß sich mehr als ein Passagier diesem Verlangen anschloß. Immerhin gab es auch wenigstens einen, der ein wahrhaft heroisches Stillschweigen bewahrte, und das war der hochehrenwerte Gewürzkrämer. Er erschien ja aufgeregt... gewiß... er zitterte sogar, das muß man

offen gestehen, um nichts in der Welt aber hätte er auf die Freude verzichtet, zum ersten Male in seinem Leben einer Bataille beizuwohnen. Man bedenke nur: etwas derartiges hatte er ja noch niemals gesehen!

Auch Roger de Sorgues hätte seinen Platz um keinen Preis verlassen. Durch eine wunderliche Ideenverbindung erinnerte ihn der Kanonendonner an das possenhafte Frühstück auf Fayal, und er amüsierte sich über die Sache vortrefflich.

»Nun auch noch bombardiert! dachte er sich, die Seiten haltend. Mehr kann einer doch gar nicht verlangen!«

Bei Thompsons Anruf hatte sich der Kapitän halb umgedreht.

»Ich bedaure, Herr Thompson, Ihnen diesmal nicht gehorchen zu können, sagte er mit so herrischer Stimme, wie man sie von ihm gar nicht gewöhnt war. Nachdem ich auf Anordnung meines Reeders einmal abgefahren bin, bin ich allein der einzige Herr an Bord. Ich werde, wenn es Gott gefällt, das Schiff hinaus aufs hohe Meer führen. Beim Barte meiner Mutter: ein englischer Kapitän kennt kein Zurückweichen!«

In seinem Leben hatte der brave Seebär noch keine so lange Rede gehalten.

Seinen Anordnungen entsprechend, glitt der Dampfer mäßig schnell weiter. Überraschenderweise wendete er sich aber nicht dem Meere zu. Während er, dank seinen Lichtern, die der Kapitän zu aller Verwunderung nicht hatte abblenden lassen, ein deutliches und leicht zu treffendes Ziel bildete, fuhr er in gerader Linie auf das Fort San João Baptista zu.

Bald zeigte es sich jedoch, daß diese List ganz am Platze gewesen war. Durch den jetzt eingehaltenen Kurs getäuscht, stellten die Forts ihr Feuer ein.

»Ruder scharf nach Backbord!« kommandierte da der Kapitän.

Und die »Seamew« drehte sich, noch immer beleuchtet, unter Volldampf nach dem Meere zu.

Plötzlich krachten aber schnell nacheinander drei Geschütze, doch alle drei, ohne Schaden anzurichten. Eins von den Projektilen, das von San João Baptista her kam, sauste über die Toppen der Masten hinweg. Der Kapitän knipp sich vergnüglich in die Nase. Sein Manöver war gelungen. Das Fort war schon zur Ohnmacht verurteilt, und weiterhin wurde das Schiff vom Lande gegen eine nochmalige Beschießung gedeckt. Was die beiden andern, von Morro do Brazil aus abgefeuerten Geschosse betraf, fiel das erste hinter der »Seamew« nieder, und das zweite streifte das Wasser zwei Kabellängen weit vom Vordersteven des Dampfers.

Kaum war der fünfte Kanonenschuß verhallt, als auf Befehl des Kapitäns alle Lichter auf der »Seamew«, auch die beiden Positionslichter, erloschen. Presenninge bedeckten die Glaskappe des Maschinenraumes. Gleichzeitig drehte sich das Schiff, vom Steuermann gewendet, um sich selbst und fuhr unter vollem Dampfdruck nach dem Lande zurück.

So steuerte es um die Reede an deren Grenze, wo schon die Lichter der Stadt verschwanden. Schwarz in der schwarzen Nacht, mußte es unbemerkt davonkommen und kam auch unbelästigt davon.

Nach Durchschiffung der Reede in ihrer ganzen Breite glitt die »Seamew« tollkühn längs der Felsenwände des Morro do Brazil hin. Hier wäre ein neuer Pfiff unheilschwanger gewesen. Seit Beginn dieses Manövers hatte der Kapitän aber den Inspektor klugerweise in eine Kabine verwiesen, wo er ihn, samt den beiden Leuten aus dessen Boote, von einigen handfesten Matrosen bewachen ließ.

Übrigens schien jede Gefahr schon jetzt abgewendet zu sein.

Das Fort San João Baptista, das, ohne es zu wissen, jetzt noch der einzige gefährliche Gegner war, feuerte nicht mehr,

während man vom Morro do Brazil aus fortfuhr, sein Pulver durch Schüsse ins Blaue zu verpuffen.

Die »Seamew« glitt schnell im pechdunkeln Schatten der Felsenwand hin. An die äußerste Landspitze gelangt, umschiffte sie diese und schlug von hier aus einen Kurs gerade nach Süden ein, während die beiden Forts, die sich nun dafür entschieden hatten, ihr nutzloses Duett wieder aufzunehmen, ihre überflüssigen Geschosse nach Osten hinausschleuderten.

Als er drei Seemeilen weit draußen war, erlaubte sich der Kapitän Pip, an Bord glänzend zu illuminieren. Dann ließ er den Inspektor herausholen und forderte ihn auf, in seinem Boote zurückzukehren. Höflich geleitete er ihn bis an den Ausschnitt der Schanzkleidung und sagte dann, die Mütze in der Hand und über die Reling gebeugt:

»Sie sehen, mein Herr, wie ein englischer Seemann mit portugiesischen Kanonenkugeln Verstecken spielt. Nicht wahr, das nennt man eine kleine Überraschung? – Ich habe die Ehre, werter Herr, mich Ihnen bestens zu empfehlen!«

Leider war der Inspektor, der nicht ein Sterbenswörtchen englisch verstand, nicht in der Lage, den Sinn der hübschen Bemerkung zu verstehen.

Nachdem er die angeführten Worte gesprochen hatte, schnitt der Kapitän die Leine, woran das Boot im Kielwasser des Dampfers schaukelte, mit seinem eignen Messer entzwei, bestieg wieder die Kommandobrücke und befahl einen Kurs nach Südosten. Und während er nachher die Blicke über den Himmel, das Meer und endlich über Terceira schweifen ließ, das in der Nacht schon als dunkle Masse verschwand, spuckte er noch einmal befriedigt und stolz in das ruhige Meer.

Neuntes Kapitel

Eine Rechtsfrage

Am 22. ankerte die »Seamew« früh am Morgen vor Ponta-Delgada, der Hauptstadt von San Miguel, und dem letzten Halteplatz vor den Azoren.

Die siebenhundertsiebzig Quadratkilometer große und hundertsiebenundzwanzigtausend Einwohner zählende Insel ist die bedeutendste des ganzen Archipels, und ihre Hauptstadt mit siebzehntausend Seelen ist die viertgrößte Stadt des Königreichs Portugal. Von zwei Vorgebirgen, im Osten von der Ponta-Delgada, von der die Stadt ihren Namen hat, und im Westen von der Ponta-Galé geschützt, macht noch eine achthundertfünfzig Meter lange Mole die für hundert Schiffe bequem ausreichende Reede zu einem sehr sicheren Ankerplatze.

Zwischen dieser Mole und dem Ufer und inmitten einer großen Menge anderer Segelschiffe und Dampfer hatte sich die »Seamew« festgelegt. Nach Norden zu erhob sich terrassenförmig aufsteigend Ponta-Delgada, das mit seinen glänzend weißen Häusern einen entzückenden Anblick bot. Nach allen Seiten liefen die Straßen in ein Meer prächtiger Gärten aus, die um die Stadt einen Rahmen von üppigem Grün bildeten.

Da die meisten Passagiere heute besonders lange der Ruhe pflegten, wurde der Besuch des Landes bis zum Nachmittag verschoben. Da für die Insel San Miguel drei volle Tage vorgesehen waren und vier bis fünf Stunden völlig hinreichen

mußten, Ponta-Delgada zu besichtigen, brauchte man sich ja nicht zu beeilen.

Diese Entscheidung wurde aber nicht ohne heftigen Widerspruch hingenommen. Einzelne gaben ihrer Mißbilligung den lebhaftesten Ausdruck. Daß Saunders und Hamilton zu den Mürrischsten gehörten, versteht sich ja von selbst. Wiederum eine gräßliche Verletzung des Programmes... nein, das wurde allgemach unerträglich! Sie zögerten auch gar nicht, ihre Beschwerden bei dem Reiseunternehmer vorzubringen. Der Agent antwortete darauf nur, es stehe ja den Herren frei, ans Land zu gehen, wenn es sie gar zu sehr danach verlangte. Saunders erwiederte darauf, es müßten unbedingt alle, Thompson und der Dolmetscher eingeschlossen, und natürlich auf Kosten des Reisebüros, ans Land gesetzt werden. Thompson erklärte ihnen darauf, sie möchten nur ihre Reisegenossen dazu zu bereden versuchen, und so endigte die Verhandlung in einem recht bittern Tone.

Schließlich ließen sich nur zwei Passagiere frühzeitig ausschiffen: das leutescheue junge Ehepaar, das nun einmal auf seine Weise zu reisen beliebte. Thompson glaubte auch, darauf rechnen zu können, daß er diese zwei vor der Stunde der Abfahrt nicht wiedersehen würde.

Saunders und Hamilton mußten ihren Ingram wohl oder übel verbeißen. Mit vier oder fünf fast ebenso unangenehmen Reiseteilnehmern, wie sie selbst, füllten sie ihre gezwungene Muße durch den Austausch murrender Bemerkungen aus.

Die oppositionelle Gruppe war zwar nicht eben zahlreich, Thompson mußte sich aber gestehen, daß seine Peiniger nach und nach Proselyten machten. Zum ersten Male trennte eine leichte, aber doch vorhandne Scheidewand die Gäste der »Seamew« in zwei, glücklicherweise sehr ungleich große Lager. Die Veranlassung war ja im Grunde recht unbedeutend, es gewann jedoch den Anschein, als ob dadurch den

Passagieren alle früheren kleinen Unannehmlichkeiten wieder ins Gedächtnis kämen und dem heutigen Vorfalle eine unangemessene Wichtigkeit verliehen.

Thompson meinte freilich, das würde nicht lange anhalten.

Und in der Tat, als nach Einnahme des Frühstücks die Boote alle Welt, außer dem unversöhnlichen Johnson und dem pestbefleckten Blockhead, am Kai von Ponta-Delgada abgesetzt hatten, da war aller Mißmut vergessen, und in Reihen, deren Ordnung das ungestörte Einvernehmen verriet, begannen alle unter Morgans Führung den Besuch der Stadt.

Hier besichtigte man die Kirchen und die in Ponta-Delgada vorhandenen Klöster, und unter dem Klange der fortgesetzt läutenden Glocken durchwanderte die Gesellschaft bis zum Abend die schmalen, ziemlich schmutzigen Straßen.

Doch zu welcher Enttäuschung! Die von der Ferne so weiß und schmuck aussehenden Häuser erschienen in der Nähe plump und massiv. Auf dem Straßendamme tummelten sich in aller Ungezwungenheit Schweine, und die meisten recht große, durch die man sich Bahn brechen mußte. Und die grünenden Gärten?... Hohe Mauern verhinderten jeden Einblick. Kaum gewahrte man da und dort über der Mauerkrönung einen der Weißen Rosenbäume oder der Kamelien, die auf San Miguel gewöhnlich die Höhe unsrer mittlern Waldbäume erreichen.

Die etwas widerwärtige Promenade verstimmte die Touristen sichtlich, und die Ankündigung der Rückkehr wurde beifällig aufgenommen.

Beim Abstieg bewahrte die Kolonne nicht mehr die musterhafte Ordnung, die sie vorher eingehalten hatte. Immerhin war die Achtung vor der Disziplin bei diesen etwas phlegmatischen Engländern noch so groß, daß es keiner von ihnen gleich von Anfang an wagte, sie gänzlich aus den Augen zu setzen; eine gewisse Lässigkeit trat aber doch deutlich genug zutage. Die Glieder zogen sich unregelmäßig

auseinander und zählten verschiedentlich auch mehr Personen, die dann an andern fehlten. Es gab auch einzelne Nachzügler. Thompson bemerkte es und seufzte still für sich.

Am Rande des Wassers angekommen, erwartete die Touristen eine unangenehme Überraschung. Auf dem Kai drängte sich eine zahlreiche Menge, aus deren Mitte gereizte Ausrufe hörbar wurden. Drohend fuchtelten nicht wenige Fäuste über den Köpfen des Volkes in der Luft umher. Offenbar standen sich hier zwei Parteien gegenüber, die sich vorläufig beleidigende Redensarten an den Kopf warfen, aber beide bereit waren, zu Handgreiflichkeiten überzugehen. Es sah wirklich aus wie eine neue Auflage des Aufstandes von Terceira.

Thompson war, die Touristenschar hinter ihm, unentschlossen stehen geblieben. Durch die Menschenmenge, die jeden Zugang versperrte, konnte man nicht zu den Booten gelangen. Nun gab es hier zwar noch landesübliche Boote und diese auch in ausreichender Zahl, was dazu aber fehlte, waren die Ruderer und Führer. Rings um die Touristen keine Seele. Alle schoben und drängten sich gegenüber der »Seamew« zusammen, scheinbar nahe daran, einen seiner Ursache nach unbekannten Streit auszufechten.

Plötzlich stieß Thompson einen Schrei aus. Sechs Boote waren vom Kai abgefahren, und begleitet vom Geheul der Menge, glitten sie, von kräftigen Ruderschlägen getrieben, in zwei Gruppen, je drei die andern verfolgend, hinaus. Man erkannte klar, daß sie sich auf die »Seamew« zu bewegten, und nach der auf Terceira mit der Gewalttätigkeit der Azorenbewohner gemachten Erfahrung konnte man ernstlich um den Dampfer besorgt sein. Höchst aufgeregt, ging Thompson auf dem Kai ein Stück hin und her.

Endlich kam er zu einer Entscheidung. Er zog eins der zunächstliegenden Boote heran und sprang entschlossen,

Morgan mit sich schleppend, hinein. Roger und die Lindsays folgten ihm freiwillig nach. Sofort wurde das Halteseil losgeworfen, der kleine Anker eingezogen, und unter dem Druck von vier Riemen schoß das Boot auf das bedrohte Schiff zu.

Durch dieses Beispiel angefeuert, beeilten sich die andern Passagiere, es nachzuahmen. Schnell füllten sich verschiedene Boote, die Männer packten die ja den meisten Engländern vertrauten Riemen, und fünf Minuten später glitt eine kleine Flottille unter taktmäßigen Ruderschlägen über das Wasser des Hafens hin.

Als Thompson die »Seamew« erreichte, war er schon wieder etwas ruhiger. Die sechs verdächtigen Boote gehörten augenscheinlich zwei einander feindlichen Parteien an, und ihr Antagonismus gewährte den »Belagerten« eine unerwartete Hilfe. Alle mal wenn eines davon eine Bewegung nach vorwärts machen wollte, legte sich ihm eins von der andern Partei quer in den Weg und verhinderte damit jede Annäherung an die Schiffstreppe, die übrigens von einem Dutzend Matrosen bewacht wurde.

»Was ist denn hier los, Kapitän? fragte Thompson, als er atemlos auf das Deck sprang.

– Ja, das weiß ich selbst nicht, Herr Thompson, antwortete Pip phlegmatisch.

– Wie, Kapitän, Sie wissen nicht, was eine solche Ruhestörung veranlaßt haben kann?

– Ich habe davon keine Ahnung. Ich befand mich in meiner Kammer, als Mr. Flyship zu mir mit der Meldung eintrat, es sei ein junges Mädchen an Bord gekommen und auf dem Kai sammelten sich Leute in drohender Haltung an. Ich weiß nicht, ob diese Dinge miteinander in Zusammenhang stehen, denn es ist mir unmöglich gewesen, auch nur ein Wort von dem verdammten Kauderwelsch der Kleinen zu verstehen.

– Und was haben Sie mit dem Kinde angefangen, Herr Kapitän?

– Das Mädchen befindet sich jetzt im Salon.

– Ich werde die Kleine aufsuchen, sagte Thompson mit Nachdruck, als ob er einen Weg zum Tode einschläge. Inzwischen wachen Sie über das Schiff, Herr Kapitän; Sie sind für dessen Sicherheit verantwortlich.«

Statt aller Antwort lächelte der Kapitän sich nur verächtlich in den Bart.

Die Sachlage schien ja keineswegs kritischer Art zu sein. Die Passagiere hatten die Linie der Kriegführenden ohne Schwierigkeit passiert. Einer nach dem andern stiegen sie an Bord. Die »Seamew« konnte eine so schlecht durchgeführte Blockade lange aushalten.

Sicherlich hatte der Dampfer auf dem Lande von San Miguel – Gott weiß, warum – eine Anzahl Feinde und ebenso aus unbekannten Gründen ebensoviele kräftige Bundesgenossen, was zu seiner Verteidigung zweifellos hinreichte.

Thompson und Robert Morgan hatten sich in den Salon begeben. Wie der Kapitän gesagt hatte, fanden sie hier ein junges Mädchen, das völlig zusammengebrochen auf einem Divan lag. Von schmerzlichem Schluchzen geschüttelt, hatte sie das Gesicht in den Händen vergraben. Als sie die beiden Männer kommen hörte, erhob sie sich schnell, grüßte bescheiden und zeigte dabei ein liebreizendes Gesicht, worauf sich augenblicklich eine grausame Verlegenheit spiegelte.

»Mein Fräulein, begann Morgan, eine lärmende Menge schwärmt um unser Schiff. Können Sie vielleicht angeben, ob dieser Aufstand etwas mit Ihrer Gegenwart hier zu tun hat?

– Ach, mein Herr, ich glaube, ja, antwortete das junge Mädchen weinend.

– Dann bitte, mein Fräulein, sprechen Sie sich etwas näher darüber aus. Ihr Name?

- Thargela Lobato.
- Und warum, Fräulein Lobato, sind Sie hierher gekommen?
- Um Schutz zu finden gegen meine Mutter, erklärte die junge Azorerin ohne Zögern.
- Gegen Ihre Mutter?
- Ja, das ist eine schlechte Frau. Und dann...
- Und dann? wiederholte Morgan.
- Und dann, murmelte die junge Thargela, deren Wangen sich etwas röteten, wegen Joachimo Salazars.
- Wegen Joachimo Salazars? fragte Robert. Was ist es mit diesem Joachimo Salazar?
- Das ist mein Verlobter,« bekannte Thargela, indem sie schämig das Gesicht in den Händen verbarg.

Morgan drehte etwas gelangweilt an seinem Schnurrbart. Die Geschichte schien sich ins Gebiet der Lächerlichkeit zu verlieren. Was sollte man mit diesem halben Kinde anfangen? Wie Thompson entschieden erklärte, wäre er nicht nach San Miguel gekommen, um hier den Schutzgeist für junge Mädchen zu spielen, deren Herzensangelegenheit etwas in die Quere gekommen sei. Morgan meinte, einiges gütliche Zureden werde ja dem verwirrten Köpfchen seine Ruhe wiedergeben.

»Nun nun, liebes Kind, sagte er im Tone eines teilnehmenden Biedermannes, Sie werden doch wohl nach Hause zurückkehren müssen. Jedenfalls haben Sie sich nicht überlegt, daß es immer unrecht ist, sich gegen seine leibliche Mutter aufzulehnen.«

Thargela richtete sich lebhaft auf.

»Sie ist gar nicht meine leibliche Mutter! rief sie mit heiserer Stimme, während ihre Wangen unter aufflammendem Zorne erblaßten. Ich bin ein verlassenes Kind und jener elenden Frau, deren Namen ich trage, nur übergeben, ich hatte keinen andern

Namen als Thargela. Doch auch wenn sie meine Mutter wäre, hätte sie kein Recht, mich von Joachimo zu trennen.«

Unter einem neuen Tränenstrome sank Thargela wieder auf der Bank zusammen.

»Alles das ist ja recht hübsch, lieber Herr Morgan, sagte jetzt Thompson. Wie traurig die Lage für dieses arme Kind aber auch sein mag, uns geht das doch ebensowenig etwas an, wie wir etwas für sie tun können. Machen Sie ihr das verständlich. Es ist Zeit, daß diese Komödie ein Ende nimmt.«

Bei den ersten Worten aber, die Morgan aussprach, ihr begreiflich zu machen, daß sie hier keine Hilfe finden könne, er hob Thargela das Gesicht, worauf jetzt ein Ausdruck von Freude thronte.

»O doch, Sie können... ja, Sie können mir helfen. Das sagt das Gesetz!

– Das Gesetz?« rief Morgan dem ihre letzten Worte ganz unverständlich waren.

Er konnte darüber aber Fragen stellen, so viel er wollte... alles vorläufig vergebens. Das Gesetz war für sie, Thargela wußte das, aber auch nichts weiter andres. Wenn die englischen Herren darüber aber nähere Belehrung wünschten, warum ließen sie nicht Joachimo Salazar holen? Er wäre nicht weit von hier, er wußte alles und würde auf jede Frage Antwort geben.

Ohne eine weitere Rede abzuwarten, zog Thargela Morgan mit nach dem Verdeck hinauf, führte ihn an die Schanzkleidung und zeigte ihm mit einem Lächeln, das ihr frisches Gesichtchen erhellt, einen großen, jungen Mann, der am Steuer eines der kriegsführenden Boote stand.

»Joachimo! Joachimo!« rief Thargela.

Laute Ausrufe erschallten als Antwort. Der junge Mann warf das Steuer seines Bootes geschickt um, legte an der »Seamew«

an und sprang an Bord, während sein Boot zu den übrigen zurückkehrte.

Es war ein wirklich hübscher Bursche von freimütigem, entschlossenem Aussehen. Seine erste Sorge war, Thargela in die Arme zu schließen und ihr vor Gott und der Welt zwei laute Küsse zu geben, die im Lager seiner Gegner ein noch wütenderes Geheul hervorriefen. Nach Erfüllung dieser Pflicht entspann sich zwischen den Verlobten ein lebhaftes Gespräch, worauf sich Joachimo den Passagieren zuwendete, die diesen Auftritt neugierig beobachtet hatten, und ihnen mit gewählten Worten seinen Dank aussprach für die Hilfe, die sie seiner geliebten Thargela gewähren wollten.

Morgan übersetzte getreulich seine Worte. Thompson machte dazu ein schiefes Gesicht. Welch geriebener Diplomat, dieser Bursche! Hatte der junge Mann ihm nicht angesichts der Mannschaft und der Passagiere eine gewisse ritterliche Verpflichtung auferlegt?

Joachimo setzte seine Ansprache inzwischen fort. Was Thargela gesagt hätte, wäre ganz richtig. Das Gesetz der Azoren gestattet den jungen Leuten, sich mit Hilfe der Weise, wie das junge Mädchen es getan hatte, nach eigner Wahl zu verheiraten. Es genügte dazu, die Wohnung der Eltern zu verlassen, um sich tatsächlich ihrer Autorität zu entziehen und sich unter die des Richters zu flüchten, der, wenn er dazu aufgefordert wurde, verpflichtet war, die Eheschließung zu genehmigen. Zwar kannte Joachimo den Wortlaut des betreffenden Gesetzes nicht, man könnte sich ja aber auf der Stelle zum Corregidor begeben, der die englischen Herren ebenso über den moralischen Wert der Frau Lobato aufklären würde, wie über die Rechte ihrer Pflegetochter Thargela und die ihres Verlobten, des genannten Joachimo. Wenn man etwa fragte, warum Thargela die »Seamew« als Zufluchtsstätte gewählt hätte, und nicht das Haus eines Freundes, so läge das

einfach daran, daß die Armen gewöhnlich keine Freunde haben. Übrigens hätte Frau Lobato, halb eine Wahrsagerin und halb eine Pfänderwucherin, halb aus Furcht, halb aus Interesse die halbe Bevölkerung der Stadt gleichsam am Gängelbande, was ja auch die vorliegende Kundgebung ihrer Anhänger bezeugte. Auf dem Lande wäre Thargela also Gefahr gelaufen, wieder nach Hause zurückgebracht zu werden. An Bord der »Seamew« und unter dem Schutze der Flagge des edelmütigen Englands würde das nicht der Fall sein.

Damit schloß der gewandte Redner seine Worte.

Die zuletzt eingeflochtene Bemerkung hatte besondere Wirkung; der junge Azorer sah das in der veränderten Haltung Sir Hamiltons. Ohne ihn zu kennen, hatte er sich's gerade angelegen sein lassen, diese Persönlichkeit, deren steife Haltung ihn als den unfreundlichsten aller Zuhörer verriet, für sich zu gewinnen. Unbestreitbar war Hamilton auch aufgetaut, er hatte den Schluß der Rede sogar durch ein zustimmendes Kopfnicken gebilligt.

Thompson, der noch unschlüssig war, was er tun sollte, warf einen verstohlenen Blick nach der linken und der rechten Seite.

»Was denken Sie hierüber, Kapitän? fragte er.

– Hm... weiß nicht,« gab Pip, sich bescheiden abwendend, zur Antwort.

Hinter ihm war aber der getreue Artimon auf seinem Posten.

»Du bist ja so gut wie ein englischer Gentleman, sagte er zu dem vierbeinigen alten Freunde. Würdest du in diesem Falle einer Frau deine Hilfe verweigern?

– Hm! murmelte jetzt Thompson mit einem unsicheren Blicke auf die Passagiere.

– Nun wahrlich, verehrter Herr, meldete sich da Alice Lindsay, die entschlossen aus dem Kreise ihrer Gefährten hervortrat, ich meine – ohne damit Ihrer Entscheidung vorgreifen zu wollen – man könnte wenigstens tun, was dieser

junge Mann vorgeschlagen hat, das heißtt, den Corregidor aufsuchen, der uns sagen wird, was wir zu tun oder zu lassen haben.

– Bravo, es geschehe nach Ihrem Wunsche, Mistreß Lindsay, rief Thompson erleichtert. Die Agentur darf und wird ihren Passagieren nichts abschlagen.«

Alle stimmten freudig ein. Das junge Paar hatte offenbar die Insassen der »Seamew« erobert. Nur Hamilton schloß sich dem lauten Beifalle nicht an. Merkwürdig! Seine Haltung war, wenn sie auch korrekt blieb, plötzlich wieder eisig geworden. Da eine amerikanische Bürgerin gleichsam die Führung in dieser Angelegenheit genommen hatte, war sein Interesse dafür schnell abgekühlt. Jetzt mochte die Sache zwischen den zwei niedriger stehenden Völkern, den Portugiesen und den Amerikanern, zum Austrag gebracht werden. Das in ihm personifizierte England hatte damit nichts mehr zu tun.

»Jedenfalls, nahm Thompson weiter das Wort, kann ein solcher Schritt erst nach unserm Diner unternommen werden, denn der Zeitpunkt dafür ist schon lange versäumt. Dann werden wir wieder die Linie der feindlichen Parteien passieren müssen. Wollen Sie, lieber Professor, den jungen Mann darauf aufmerksam machen?

– Dafür lassen Sie mich sorgen,« erklärte Joachimo.

Er trat sofort an die Schanzkleidung, rief die Insassen der Boote an und machte ihnen von dem gefaßten Entschlusse Mitteilung. Diese wurde zwar verschieden aufgenommen, da es sich aber doch nicht mehr um eine Entführung, um einen Menschenraub durch Fremde, handelte, und die Sache eine regelrechte Lösung finden sollte, blieb nichts übrig, als sich zu fügen, und man fügte sich auch, wobei es ja noch jeder Partei freistand, sich den Sieg zuzuschreiben. Die Boote entfernten sich von dem Dampfer, und als Thompson und Morgan in

Begleitung Joachimos nach dem Essen am Kai landeten, fanden sie diesen verhältnismäßig ruhig.

Immerhin gelangten die Drei nur umschwärmt von einem ansehnlichen Volkshaufen nach dem Bureau des Beamten. Der Corregidor war hier nicht anwesend; ein Polizist mußte nach ihm geschickt werden. Er kam übrigens bald. Es war ein kahlköpfiger Mann von mittlern Jahren, mit einem Teint wie gebrannter Ziegelstein, der ein reizbares, galliges Temperament verriet. Ohne Zweifel ärgerlich über die unerwartete Störung, fragte er barsch, was die späten Gäste wünschten.

Morgan schilderte ihm, was sich eben zugetragen hatte, und ersuchte ihn um seine Anweisung, was dabei zu tun sei. So schnell er aber auch das Anliegen der Drei vorgetragen hatte, dem ungeduldigen Corregidor mußte das doch noch zu weitschweifig erschienen sein, denn auf dem Tische, hinter dem er saß, trommelte er immer einen Sturmmarsch mit den knochigen Fingern.

»Frau Lobato, antwortete er dann im Telegrammstil, sehr schlechter Ruf. Joachimo Salazar und Tochter Thargela, vortreffliche Menschen. Thargela unbedingt berechtigt, sich zu flüchten, wohin es ihr beliebt, und zu ehelichen, wen sie wünscht, nachdem ich, der Corregidor, dazu Genehmigung erteilt. So lautet das Gesetz. Meine Genehmigung kann aber nur erfolgen, nachdem Thargela – entweder persönlich und mündlich oder durch ein beglaubigtes Schriftstück – darum nachgesucht hat.

– Hier ist das verlangte Schriftstück, sagte Joachimo lebhaft, während er dem Corregidor ein Blatt Papier übergab.

– Gut,« knurrte der Beamte. Dann ergriff er eine Feder und kritzelte einen seltsamen Schnörkel unter seinen Namen auf ein gedrucktes Formular. »Heute am 22, Trauung am 25. – Ich bestimme dazu Don Pablo Terraro an der Kirche San Antonio.«

Der Corregidor erhob sich und zog heftig an einer Klingelschnur. Auf dieses Signal traten zwei Polizisten in das Bureau des Beamten.

»Meine Herren... Guten Abend! sagte er noch kurz, und gleich darauf befanden sich die Drei wieder auf der Straße.

– Na, diese Angelegenheit wäre ja geordnet, mein wackrer Joachimo, sagte Morgan zu diesem. In drei Tagen heiratet Ihr Eure Thargela!

– O, meine Herren, meine Herren, wie kann ich Ihnen danken? rief Joachimo, der den hilfreichen Freunden mit herzlicher Wärme die Hände drückte.

– Indem Ihr Eure Frau glücklich macht, erwiderte Morgan lachend. Was werdet Ihr aber nun bis zum Trauungstage beginnen?

– Ich? fragte Joachimo verwundert.

– Ja, Ihr. Habt Ihr denn nichts von den Besessenen des heutigen Nachmittags zu fürchten?

– Bah! rief sorglos der junge Mann, indem er seine beiden Arme zeigte, ich habe ja noch die hier!«

Und eine muntere Tanzmelodie pfeifend, verlor er sich in den dunkeln Straßen der Hauptstadt von San Miguel.

Zehntes Kapitel

Worin sich's zeigt, daß Johnson klug und weise war

Die Insel San Miguel hat im großen und ganzen die Gestalt einer sehr verlängerten Kürbisflasche. In der Mitte, an den beiden Buchten, die den eingeschnürten Teil der Flasche bespülen, liegen zwei Städte: Ponta-Delgada im Süden und Ribeira-Grande im Norden. Eine gute und bequem fahrbare Straße, die nicht über zweihundert Meter Höhe hinausführt, verbindet die beiden, an Einwohnerzahl fast gleichen Städte, die etwa achtzehn Kilometer weit voneinander entfernt sind.

Der übrige Teil der Insel, rechts und links von dieser Depression, erhebt sich zu höhern Spitzen und Bergkämmen. Nach einer in Ribeira-Grande zu verbringenden Nacht war der zweite Tag zu einem Ausfluge nach Westen bestimmt worden. Die nötigen Reittiere sollten von Ponta-Delgada nach Ribeira-Grande gebracht werden. Der vorhergehende Tag mußte zu einem Besuche der Ostseite ausreichen.

Mit Einrechnung der Biegungen des Weges ergab das für jeden Tag eine zurückzulegende Strecke etwa von vierzig Kilometern, gewiß eine ziemlich beschwerliche Aufgabe. Thompson zog von Morgan und den Treibern hierüber Erkundigungen ein und glaubte danach den im Programm auf acht Uhr festgesetzten Aufbruch auf die sechste Morgenstunde verlegen zu müssen.

Diese Verschiebung brachte ihm einen schrecklichen Auftritt mit Hamilton und Saunders ein. Die beiden Akoluthen

beklagten sich nachdrücklichst über die ewigen Änderungen des Programmes, das doch hier als Gesetz dienen sollte.

»Und das eine merken Sie sich, mein Herr, schnarrte Saunders, die Worte zu Einzelsilben zerreibend, ich – wer – de – vor – halb – sie – ben – nicht – auf – bre – chen!

– Und ich ebenfalls nicht, setzte der Baronet hinzu, der es seinem Modell natürlich gleich tun mußte, Lady Hamilton ebensowenig wie ich, und Miß Hamilton nicht früher als ihre Mutter. Wir werden, wie es Ihr Programm verlangt, pünktlich um acht Uhr auf dem Kai sein und rechnen darauf, dort die Transportmittel vorzufinden, die im Reiseprogramme versprochen sind. Lassen Sie sich das ein- für allemal gesagt sein!«

Die Einwendungen der Herren Hamilton und Saunders waren vielleicht nicht unbegründet; trotz seines Wunsches, alle Passagiere nach Möglichkeit zufriedenzustellen, fühlte Thompson doch den Zweien gegenüber seine Geduld zu Ende gehen. Er begnügte sich mit einem trocknen Gruße, ohne sie der geringsten Antwort zu würdigen.

Während die junge Thargela an Bord zurückblieb, trabte die der früheren in Fayal ganz gleiche Kavalkade am Morgen um sieben Uhr auf ein Zeichen Thompsons von dannen.

Freilich zeigte sie manche Lücken. Da fehlte das junge Ehepaar, ebenso wie Johnson, der sich noch immer vor den Erdbeben fürchtete.

»O, die Erde wird sich doch nicht gerade heute auf ihrer Unterlage schaukeln wollen!« erlaubte sich Roger zu bemerken.

Ferner fehlten alle Hamiltons nebst Saunders, und endlich zwei oder drei weibliche Passagiere, deren Jahre ihnen einen so anstrengenden Ausflug verboten.

Die Kolonne zählte im ganzen vierundfünfzig Touristen mit Einschluß Don Hyginos da Vaiga, dessen zwei Brüder es vorgezogen hatten, an Bord zurückzubleiben.

Dank dem Don Hygino befand sich Blockhead mit unter den Ausflüglern. Thompson würde ihn unerbittlich ausgeschlossen haben, wenn der Portugiese sich nicht ins Mittel gelegt und versprochen hätte, den interessanten Kranken an diesem Tage zu kurieren. Daraufhin war der Ehren-Gewürzkrämer mit zugelassen worden, doch nur unter der Bedingung, daß er sich jederzeit hundert Meter hinter dem letzten Gliede der Kolonne hielte. Er ritt also seines Weges allein, nur in Gesellschaft seines Maulesels und dessen Treibers; er schien aber über diese abnorme Lage gar nicht böse zu sein. Blockhead gehörte zu den Leuten, die sich für alles zu interessieren wissen und die die Dinge immer von der besten Seite nehmen. Glückliche Charaktere gegenüber solchen Antipoden wie dem störrischen Hamilton!

Die Touristen, die die Ostgrenze der Stadt bald nach acht Uhr überschritten hatten, kamen nun aufs Land. Sie hätten da glauben können, in die Umgebung von Horta zurückversetzt zu sein. Dieselben Felder mit Getreide und Gemüsen. Im Hintergrund dieselben Baumarten in grünenden Massen. Ein wesentlicher Unterschied zeigte sich aber doch zwischen Fayal und San Miguel, der sehr zugunsten der zweiten Insel ausfiel. Hier gab es zwar mehr öde Flächen, dagegen keinen Zoll breit ertragfähiges Land, der nicht angebaut gewesen wäre; mehr verkrüppeltes Buschholz auf den Höhen, das man von den Talöffnungen aus sehen konnte, aber prächtige Gehölze von Tannen, die Erfolge unablässiger Bemühungen der Lokalregierung, die schon seit fünfzig Jahren tausende und abertausende Quadratmeter neu aufforsten läßt.

Kurz vor Mittag kam die Karawane an den Rand eines großen Tales.

»Das Val das Furnas,« meldete der Führer an der Spitze.

Von einem Gürtel nackter Berge umgeben, bildet das »Tal der Öfenvöllig die Form eines runden Kessels von drei Kilometern Halbmesser. Gegen Süden hin erniedrigt sich die Linie der Berge und läßt einen Fluß durchbrechen, der durch einen schmalen Einschnitt im Nordosten in das Tal eintritt.

Die Touristen folgten diesem Wasserlaufe, der Ribeira-Quente oder dem Warmen Flusse, nach aufwärts, an dessen geheiligten Ufern Frühobst u. dgl. gezogen wird, bis nach den heißen Quellen jenseits eines Dorfes, dessen Hausdächer sie in zwei Kilometer Entfernung von der Sonne vergoldet glänzen sahen.

Dieser Winkel des Landes ist einzig in seiner Art. Überall dringen Quellen, hier heiße, dort kalte, aber alle sehr mineralhaltig, hervor. Einzelne, die nur einen kaum bemerkbaren Wasserfaden darstellen, haben von den Eingeborenen den Namen »Olhas« (die Augen) bekommen. Andre sind bedeutender. Eine davon entspringt in einem Becken, das ganz die Form einer künstlichen Schale hat. Unter großem Geräusch sprudelt darin ein Meter hoch eine Säule überhitzten Wassers hervor, das eine Temperatur von 105 Zentigraden hat. Ringsherum ist die Atmosphäre erfüllt von dicken, schwefelhaltigen Dämpfen, die auf die Erde niedersinken und den obern Teil des Grases, der Nutzpflanzen und der Blumen mit einer steinharten Kruste überziehen.

Blockhead mußte sich auf das dringliche Verlangen Thompsons hin diesen Dämpfen aussetzen. Das gehörte zu der von Don Hygino in Aussicht genommenen Kur, der damit übrigens nur ein auf San Miguel sehr volkstümliches Heilmittel anwendete, auf das der Instinkt der von Parasiten belästigten Tiere die Menschen schon vor langer Zeit hingewiesen hat.

Ein kräftig wirkendes Mittel ist es in der Tat. Unter dem Winde von der Quelle konnte man die Hitze kaum noch

ertragen. Blockhead hielt das aber nicht zurück: er verschwand mutig in den glühheißen Dampfwolken. Im Grunde war er gar nicht böse darüber, dieses ungewöhnliche Heilmittel zu versuchen.

Als Blockhead aus seinem Dampfbade kam, war er vielleicht nicht geheilt, doch jedenfalls zum mindesten gekocht. Mit zum Kopfe gestiegenem Blute und schwitzend, daß das Wasser wie ein Bach an ihm herunterlief, trat er in kläglicher Verfassung daraus hervor.

Seine Qualen waren damit aber noch nicht zu Ende. Von Don Hygino geführt, fanden sich die Touristen an einer andern, von der ersten sehn Meter entfernten Quelle zusammen. Diese zweite Quelle, die den Namen »Pedro Botelho« erhalten hat, ist womöglich noch »wilder«. Sie strömt siedend aus einer Art Höhle hervor, die die Eingeborenen mit felsenfestem Glauben für eine der Mündungen der Hölle halten. Im Hintergrunde der Höhle pfeift nämlich das noch unsichtbare Wasser auf wahrhaft entsetzliche Weise, und gleichzeitig dringt damit eine gewaltige Menge seifigen Schlammes hervor, auf den Don Hygino zur völligen Heilung seines Kranken rechnete.

Auf seine Anordnung wurde Blockhead, nachdem dieser sich seiner Kleidung entledigt hatte, wiederholt in den wenigstens 45 Zentigrade warmen Schlamm getaucht. Der unglückliche Blockhead konnte das buchstäblich nicht mehr aushalten, und er fing an, ein wirkliches Geheul auszustoßen, das von seinen mitleidlosen Gefährten von einem hellen Gelächter begleitet wurde.

Da horch!... Auf das Geheul und das Gelächter antwortet ein erschreckendes Dröhnen. Aus der Höhle wirbelt dichter Rauch hervor, durch den feurige Zungen emporlecken, während eine mächtige Wassergarbe in die Luft emporsteigt und als heißer Regen auf die kühnen Besucher herabfällt.

Erschreckt waren diese geflohen. Um ihnen wieder Mut zu machen, bedurfte es der Versicherung der Treiber, daß diese Erscheinung sich sehr oft zeigte, und zwar desto heftiger, je lauter ein Geräusch in der nächsten Umgebung der Quelle sei, ohne daß jemand dafür hätte eine annehmbare Erklärung geben können.

Blockhead hatte sich die Panik zunutze gemacht, aus seinem Schlammbade zu flüchten. Er rollte sich schon in der Ribeira-Quente umher, deren mehr als warmes Wasser ihm jetzt köstlich kühl erschien.

Ob nun das von Don Hygino verordnete Mittel die ihm von den Eingeborenen zugeschriebnen Eigenschaften wirklich bewiesen, oder ob Absyrthus Blockhead nur an einer eingebildeten Krankheit gelitten hatte... diese Fragen mögen unerörtert bleiben. Jedenfalls wurde der Gewürzkrämer von Stund an für geheilt betrachtet und ihm gestattet, sich der Gesellschaft wieder anzuschließen.

Nach einem mit großer Mühe in dem nahen Dorfe aufgetriebenen Frühstück, das, wenn es auch in vielem dem ländlichen Mahle auf Fayal ähnelte, doch etwas weniger phantastisch war, trat die Kolonne um zwei Uhr von neuem zusammen. Schon wollte sie aufbrechen und hatte bereits die ersten Schritte getan, als eine zweite Karawane ins Dorf einschwenkte.

Weit kleiner als die erste, zählte sie nur acht Personen; aber auch welche Personen! Keine geringern als Saunders, Sir, Lady und Miß Hamilton, begleitet von vier Treibern, die zur programmäßigen Zeit, d. h. sechs von ihnen sorgfältig abgewartete Viertelstunden später, aufgebrochen waren.

Feierlich von ihren Maultieren abgestiegen, traten Saunders und Hamilton an Thompson heran, der bruchstückweise eine Melodie durch die Zähne pfiff.

»Können wir darauf hoffen, sagte Saunders, hier noch ein Frühstück zu finden?

– Ja, verehrter Herr, das weiß ich freilich nicht, antwortete Thompson mit liebenswürdiger Offenheit. Wenn Sie sich gefälligst an den wackern Schänkwirt wenden wollen, den Sie dort an seiner Tür stehen sehen, so kann der vielleicht Ihrem Wunsche entsprechen, vorausgesetzt, daß die Damen und Herren hier etwas übrig gelassen haben, was man in den Mund nehmen kann.«

Thompson emanzipierte sich. Er richtete den Kopf hoch auf. Er schüttelte sein Joch ab. Hamilton war fremdartig überrascht von diesen Unabhängigkeitsgelüsten. Welchen Blick warf er ihm zu! Saunders hoffte stark, daß der erzürnte Baronet mangels anderer menschenwürdiger Gerichte seinen Hunger auf Kosten des kühnen Reiseunternehmers stillen würde.

Der aber hatte den beiden schon ganz gelassen den Rücken zugekehrt und gab seinen Getreuen ohne weitre Förmlichkeiten das Zeichen zum Aufbruch.

Vom Val das Furnas aus folgte die Karawane eine Zeitlang dem Ufer des gleichnamigen Sees, der eine ovale Mulde, einen ehemaligen Krater, ausfüllt. Hierauf mußte sie einen im Zickzack angelegten Pfad emporklimmen, der sie allmählich nach einer Hochebene führte. Der Aufstieg war sehr ermüdend. Der Fuß der Tiere sank zuweilen, mit dem Geräusche zerknitterten Leinens, in einen zerreiblichen, trocknen Boden ein, der einzig aus einer Art grauer Asche bestand, die sich unter ihrem hölzernen Hufbeschlag knirschend zerteilte.

»La Lagoa secca, erklärte der Treiber an der Spitze.

– Die trockne Lagune, übersetzte Robert Morgan. Wir befinden uns hier an dem Platze eines alten Kraters, an dessen Stelle vor langer Zeit ein zweihundert Hektar großer und dreißig Meter tiefer See getreten war. Dieser See verschwand wieder, und der Krater wurde durch den Ausbruch nivelliert,

der fünfzehnhundertdreiundsechzig diesen Teil der Insel erschütterte. Bei Gelegenheit desselben Ausbruches versank auch ein ganzer Berg, der Volcaoberg, in die Eingeweide der Erde. An seiner Stelle liegt heute der Lago do Fogo oder Feuersee. Ich denke, wir müssen ihn gleich zu Gesicht bekommen.«

Das war auch der Fall, man sah sogar noch andre Seen, sah ihrer zu viele. Alle waren nichts andres, als zu Seen verwandelte Krater, von denen die einen hundert bis zweihundert Meter, andre nur zwei bis drei Meter Tiefe hatten. Auf die Länge wurde das eintönig.

Kurz vor Anbruch der Nacht stieg die Gesellschaft über steile Pfade nach der Stadt Ribeira-Grande hinunter. Die stark ermüdeten Touristen nahmen sich kaum die Zeit, in dem elenden Hotel zu Abend zu essen, wo die für den Ausflug des nächsten Tages bestellten Maultiere untergebracht waren. Sofort verlangten sie dann ihre Betten. In Ribeira-Grande kann ein einziges Hotel aber eine so große Zahl Nachtgäste nicht beherbergen. Die Gesellschaft mußte sich verteilen, und es war ein Glück, daß hier wenigstens im voraus für Unterkunft gesorgt worden war.

»Wir treffen Punkt sieben Uhr wieder zum Aufbruch zusammen,« hatte Thompson noch angekündigt.

O, welche Lücken bei diesem Rendezvous! Es mußte Appell geschlagen werden. Thompson einer- und Morgan anderseits galoppierten durch die Stadt, die Säumigen zusammenzutrommeln. Meist eine vergebliche Liebesmüh. Alle erklärten, sie wären noch wie zerschlagen, und beklagten sich bitter, von ganzen Schwadronen blutdürstiger Wanzen belästigt worden zu sein, deren unabweisbare Angriffe jedes Schlafen unmöglich gemacht hätten. Thompson und seinem Leutnant gelang es höchstens ein Drittel der Reisenden zusammenzubringen. Zweiundzwanzig Touristen... das war

alles, was von der imposanten Karawane zur Stelle war, und auch von diesen mehr Beherzten machten manche eine recht bittersüße Miene.

Zu den Zweiundzwanzigen gehörte natürlich die Familie Lindsay. So abgehärtete Reisende konnte ein Tagesmarsch von vierzig Kilometern nicht erschöpfen. Und ebensowenig Roger de Sorgues, den ergebenen Ritter der lustigen Dolly.

Selbst Blockhead und seine Familie hatten sich eingefunden. Konnte der Ehren-Gewürzkrämer denn eine Gelegenheit vorübergehen lassen, seine Fähigkeiten, alles zu bewundern, zu üben? Mit oder gegen ihren Willen hatte er seine Frau und seine Töchter mitgeschleppt, die mit etwas ungelenken Schritten nachgezogen kamen, vielleicht nur, weil sie wieder Tigg nachschleppten.

Saunders und das Hamilton-Trio waren gestern Abend korrekt anderthalb Stunden nach den andern in Ribeira-Grande wieder eingetroffen, denen wäre es aber nie möglich gewesen, bei irgendetwas, was im Programm vorgesehen war, zu fehlen. Tot oder lebendig mußten sie den Ausflug mitmachen, und treu ihrem unerschütterlichen Prinzip würden sie auch nur zur vorher bestimmten Stunde aufbrechen.

Im Programm war dafür die achte Stunde angegeben; erst um acht Uhr nahmen sie denn auch von ihren neuen Reittieren Besitz, und die gestrige Komödie hätte jedenfalls eine zweite Aufführung erlebt, wenn die Säumigkeit der andern Teilnehmer nicht gewesen wäre.

Vom Regiment zum Bataillon, vom Bataillon zur Kompagnie und von der Kompagnie zum einfachen Zuge zusammengeschmolzen, ließ die Kolonne auch die letzten Häuser von Ribeira-Grande bald hinter sich. Spät angekommen, frühzeitig weitergezogen, sollten die unternehmungslustigen Reisenden nichts von der Stadt kennen lernen, die eine Bewohnerzahl von dreizehntausend Seelen hat.

Zu bedauern hatten sie das wohl kaum. Außer seinen, denen des Val das Furnas weit nachstehenden Quellen hat das große, aber schlecht gebaute Dorf nichts Interessantes aufzuweisen.

Eine halbe Stunde lang führte der Weg durch flaches, nur von zahlreichen Vulkankegeln unterbrochenes Land. Dann stieg jedoch der Boden an; man kam wieder ins Gebiet der Berge. Die Landschaft bewahrte noch ihren Charakter des Reichtums und der Fruchtbarkeit. Alles verriet eine geduldige menschliche Arbeit. Kein Bergkamm, der nicht bewaldet, kein Stück ertragsfähiger Boden, das nicht angebaut gewesen wäre.

Hier im westlichen Teile schien eine dichtere Bevölkerung zu siedeln. Jeden Augenblick traf man auf Paare von Bauern. Majestätisch ging der Mann allein voraus, zehn Meter hinter ihm her trottete höchst bescheiden seine Frau. Scheu, fast geduckt und verhüllt in ihrem weiten Mantel mit weniger großem, aber mehr verhüllendem Capuchon als in Fayal, gingen diese Frauen, wie Geistererscheinungen und ohne daß man ihr Gesicht erkennen konnte, vorüber. Je weiter man sich von den volkreicheren Punkten entfernte, desto enger schlossen sich die Capuchons um den Kopf. Als die Touristen dann gegen zehn Uhr durch ein Dorf kamen, bemerkten sie sogar mit Erstaunen, daß bei ihrer Annäherung die Frauen das Gesicht bescheiden den Hausmauern zukehrten.

»Die sind natürlich gehörig häßlich?« meinte Dolly, die sich für diese übertriebene Schamhaftigkeit nur eine echt weibliche Ursache denken konnte.

Dicht vor dem Dorfe verwandelte sich dann die Straße zum Fußsteige, während ihre Steigung fühlbar zunahm. Vierhundert Meter über sich unterschieden die Touristen die Spitze eines Berges, dessen Seite ihnen den Horizont verdeckte. Mühsam erklommen sie den Schleifenweg der Anhöhe, auf deren Hälfte angekommen, mußten sich aber alle eine kurze Rast gönnen. Seit dem Morgen waren schon zwanzig Kilometer unter

schwierigen Bedingungen zurückgelegt worden. Träger und Getragne fühlten sich am Ende ihrer Kräfte.

Eine Viertelstunde später setzte sich die Kolonne wieder in Bewegung, als vom Gipfel des Berges ein dumpfes, verworrenes Geräusch herabdrang. Gleichzeitig bildete sich eine Staubwolke, die, schnell weiterziehend, dem Zickzack des Pfades zu folgen schien. Das unerklärliche Geräusch nahm von Sekunde zu Sekunde zu. Merkwürdige Töne mischten sich hinein. Blöken? Geheul? Gebell? Die Treiber schienen selbst beunruhigt zu sein.

Schnell wurden die Maultiere in den Schutz eines verlassenen alten Mauerwerks getrieben, und bald waren alle verhältnismäßig in Sicherheit. Dem unglücklichen Blockhead allein gelang das nicht rechtzeitig. Der Hinterteil seines Maultieres schlug noch eben an der Ecke des Bauwerkes aus, als das Staubunwetter wie ein Blitz herankam. Das genügte. In einem Augenblick war der unselige Ehren-Krämer in die Höhe gehoben, niedergeworfen... verschwunden.

Seine Gefährten stießen einen Schreckensschrei aus.

Die Windhose war aber schon vorüber und wütete jetzt mehr und mehr in der Ferne. Blockhead erhob sich; er nieste, hatte aber scheinbar keine Verletzung davongetragen.

Alle eilten auf ihn zu. Er schien gar nicht aufgeregt zu sein. Sein friedliches Gesicht hatte nur den Ausdruck größter Verblüffung. Und als sein verwunderter Blick der Staubwolke folgte, die sich den Abhang hinunterwälzte, kam ein unerwarteter Ausruf über die Lippen des übel zugerichteten Reisenden.

»Welche Schweine!« sagte Blockhead mit einem Tone lebhafter Bewunderung.

Was ihm eben zugestoßen war, war ja gewiß unangenehm; seine Gefährten fanden den Ausdruck aber doch etwas zu stark.

Zum Kuckuck, man muß sich doch zu beherrschen wissen! Die Damen wandten sich vor Lachen fast erstickend ab.

Nach einer weitern Erklärung mußte man Blockhead jedoch völlig verzeihen. Es waren tatsächlich Schweine, wirkliche Schweine gewesen, deren Ansturm er erlegen war. Was die erste Veranlassung zu dieser Panik, was die Ursache gewesen war, die jene Herde gewöhnlich harmloser Borstentiere zu einem unwiderstehlichen Katapult verwandelt hatte, darüber konnten die Treiber nicht länger im Zweifel sein.

Es war gerade Mittag, als die Touristen den Kamm erreichten. Wie auf dem Gipfel des Kessels von Fayal fesselte sie die Großartigkeit des Bildes vor ihnen.

So wie es keine Phantasie sich hätte ausmalen können, bildete der Erdboden vor ihren Augen eine ungeheure, vierhundert Meter tiefe Aushöhlung von wunderbar regelmäßiger ovaler Form und achtundzwanzig Kilometer Umfang. Jenseits des schmalen Kammes fiel deren Wand an manchen Stellen unmittelbar hinunter. Weiter unten aber führten sanfte, mit üppiger Vegetation bedeckte Abhänge bis zum Grunde des seltsamen Senkungsgebietes, in dessen Mitte sich ein reizendes Dörfchen mit zwei wie der Himmel so blauen Seen friedlich sonnte.

Ging man an den Grenzen dieses Abgrundes hin, so gewann man einen freien Überblick über die ganze Insel. Im Norden ein Chaos von Abhängen, bedeckt mit Orangenhainen, weiterhin Feldstücke und Häuser. Im Osten ein Meer von Berggipfeln, und bald grünende Felder, bald von wilden dunkeln Schluchten zerrissen Land. Endlich gewahrte man, über der Küste von San Miguel hinaus, wie Flecken auf dem unendlichen Spiegel des Ozeans, als verwaschene Linien Terceira im Nordwesten und Santa Maria im Osten.

Die Zeit gestattete keinen längern Aufenthalt, so stieg man denn sofort nach dem Dorfe hinunter. Je mehr man sich ihm

aber näherte, desto mehr verblich sein Reiz und er verschwand gänzlich, als man die Häuser erreichte. Das, von ferne betrachtet, im Strahle der Sonne so entzückende Dörfchen war nicht mehr und nicht weniger schmutzig als die andern.

»Die Sieben Städte« hatte es Robert Morgan genannt.

Tatsächlich führt der Haufen elender Häuschen und Hütten diesen pomphaften Namen.

»Na, wenn man nur hier ein Frühstück bekommen kann!« knurrte Roger zwischen den Zähnen.

Die beschränkten Hilfsquellen des Dorfes reichten jedoch für die so verkleinerte Truppe der Touristen aus. Eine Stunde später konnten sie, schlecht und gerecht gestärkt, wieder den Rückweg einschlagen. An eine Besichtigung der Vulkane, der Schluchten, der zahlreichen Abgründe im Tale des Kraters war nicht zu denken, und ebensowenig daran, die malerischen Wasserfälle zu bewundern, die er enthält.

»Wahrhaftig, echt englisch, diese Art zu reisen! sagte Roger heiter zu seinem Landsmann. Etwas sehen? Warum denn? Wenn man nur seine Ration Kilometer abhaspelt!«

Elf Seemeilen ungefähr trennen die Sieben Städte von Ponta-Delgada. Da sie Nachmittag gegen drei Uhr wieder aufbrachen, konnten die Reisenden diese Strecke bequem vor Eintritt der Dunkelheit zurückgelegt haben.

Während sie in das Tal von Norden her eingetreten waren, stiegen sie jetzt an den südlichen Abhängen hinauf und warfen von Zeit zu Zeit einen Blick des Bedauerns zurück auf das Dorf, das wieder immer hübscher aussah, je mehr man sich von ihm entfernte. Auf dem ersten Teil des Weges wurde kein Wort gewechselt. Auf den Hals ihres Maultieres gebeugt und sich am Sattel festhaltend, schwiegen alle angesichts des beschwerlichen Aufstiegs über den steinigen Weg. Erleichtert atmeten sie aber auf, als ihnen, oben angelangt, eine frische Seebrise ins Gesicht wehte und sie die Wogen sechshundert

Meter tiefer unten glänzen sahen. Da lösten sich die Zungen. Und wovon hätte man sprechen sollen, wenn nicht von den Bildern, die sie eben betrachtet hatten.

»Können Sie, Herr Professor, fragte Thompson den Dolmetscher, uns vielleicht auch sagen, wie der Abgrund entstanden ist, den wir soeben besucht haben, und woher der Name die »Sieben Städte« gekommen sein mag?«

– Du lieber Gott, Herr Thompson, die Entstehung ist immer dieselbe. Es handelt sich dabei stets um erloschene Vulkane, in deren Krater sich der Regen angesammelt hat. Der hier ist größer als die andern alle, das ist der ganze Unterschied. Was den Namen »Sieben Städte« angeht, so ist der wahrscheinlich ein Andenken an sieben Städte, die auf der sagenhaften Insel Antilia angeblich von sieben Bischöfen gegründet worden waren, welche beim Einfalle der Mauren aus Portugal freiwillig ins Exil gingen. Dem Volksglauben nach sollten die sieben von den Bischöfen gegründeten Städte samt der fabelhaften Insel, die sie trug, ins Meer versunken sein. Ohne Zweifel hat dann das Volk die Legende nicht wollen der Vergessenheit anheimfallen lassen und hat deshalb den Namen auf diesen Krater übertragen, der bei dem starken Ausbruch des Jahres 1445 durch ein ähnliches Einsinken des Erdbodens entstanden war.

– Und so in unsrer Nähe! rief Thompson mit einer Art Furcht, die an die Angst Johnsons erinnerte. Ich hoffe doch, daß derartige Vorkommnisse seit langer Zeit aufgehört haben?

– Ja und nein, antwortete Morgan. Andre, sehr heftige Ausbrüche haben 1522 und 1652 stattgefunden. Gerade die Insel San Miguel, und von dieser besonders der westliche Teil, wo wir uns augenblicklich befinden, ist vulkanischen Erschütterungen häufiger ausgesetzt. Die letzte ernsthafte Störung hat sich hier im Jahre 1811 ereignet. Das ist ja nicht gerade lang her.

– Genau neunundneunzig Jahre, wahrhaftig nicht mehr! rief Thompson, der nach kurzem Schweigen, das er einer schnellen – übrigens fehlerhaften – Berechnung widmete, jetzt ernstlich beunruhigt erschien.

– Ja ja, das stimmt,« antwortete Morgan mit philosophischer Ruhe.

Thompson gab sich damit aber noch nicht zufrieden.

»Glauben Sie denn, Herr Professor, fuhr er fort, daß sich ähnliche Katastrophen auch jetzt noch wiederholen könnten?

– Meiner Treu, Herr Thompson, das kann ich doch nicht wissen, erklärte Morgan lächelnd. Es steht zwar fest, daß die vulkanische Tätigkeit auf den Azoren und anderwärts Neigung zeigt, schwächer zu werden, indessen...«

Morgan hatte nicht mehr Zeit, den Satz zu vollenden. Als wenn ihnen der Boden unter den Füßen gefehlt hätte, wurden Menschen und Tiere plötzlich wirr durcheinandergeworfen, glücklicherweise, ohne daß einer dabei Schaden erlitt. In einer Minute waren sie wieder auf den Beinen.

»Da – da haben Sie ja die Antwort,« sagte Morgan zu Thompson.

Gleich darauf stieß aber einer der Treiber einen schrecklichen Schrei aus, indem er die Arme nach dem Bergkamme hinausstreckte. Dann entfloh der Mann, was er nur laufen konnte, wie wahnsinnig vor Schrecken, nach dem Tale zu.

In der Tat bedrohte die Touristen eine höchst ernste Gefahr. Kaum hundert Meter von und unmittelbar unter ihnen wurde der Erdboden wie in Krämpfen hin- und hergeworfen. Unter Dröhnen und Brüllen, wie in hundert Menagerien mit Raubtieren, erhob er sich gleich dem Meere und wälzte schwere Sandwolken durcheinander. Schon verschwand die Sonne hinter einer dichten Staubwolke.

Die unglücklichen Reisenden befanden sich eben zwischen zwei ungeheuern Felsen, deren lotrechte Wände einen ungefähr

fünfhundert Meter breiten und ebenso langen Gang bildeten. Den Treibern nachfolgend, stürmten sie auf den Felsen zur Rechten zu, dessen vorspringende Wand ihnen vielleicht Rettung bieten konnte.

Es war die höchste Zeit.

Unter fürchterlichem Krachen begann das zerrissene Erdreich sich den Abhang hinunterzuwälzen. Ein Stück des Berges spaltete sich ab und stürzte herunter. Anfänglich schwach, steigerte sich die Geschwindigkeit der Lawine von Meter zu Meter und wurde endlich schwindelerregend. Das Getöse war jetzt zum Taubwerden.

Mit Angst im Herzen, festgeschlossenen Lippen und gefalteten Händen starrten die Touristen auf das grausige Schauspiel.

Die Naturerscheinung spielte sich weiter ab.

Vom ersten Stoße wurde jetzt der schützende Felsen weggerissen. In dem riesigen Strudel verloren, wurde er zu einem der Geschosse, womit der Berg das Tal bombardierte. Jetzt schützte die Reisenden nichts mehr, und die abgesprengten Felsstücke flogen, wie vom Sturm gepeitscht, ganz dicht vor ihnen vorüber.

Nach zwanzig Sekunden war alles zu Ende. Die Natur hatte aber längst ihre frühere Ruhe wiedergefunden, ehe nur eine schwache Bewegung die Erstarrung der entsetzten Zuschauer der Katastrophe brach. Die einen lagen noch am übriggebliebenen Fuß der Felsenwand, die andern standen aufrecht, die Arme gekreuzt und mit dem Rücken darangelehnt... Doch aus allen schien das Leben entflohen zu sein.

Die erste, die wieder einigermaßen zum Bewußtsein kam, war Alice Lindsay, die sich plötzlich in einem Felsenwinkel wiederfand. Wie war sie dahin gekommen? Wer hatte sie hierher getragen?... Vielleicht ihr Schwager?... Oder war es

nicht Morgan gewesen, der, ohne sich dessen selbst bewußt zu sein, sie noch jetzt mit dem eignen Körper schützte?

»Das ist nun, wenn ich den Auflauf in Terceira rechne, das zweite Mal, daß ich Ihnen Dank schuldig geworden bin,« sagte sie hervortretend.

Robert Morgan sah aus, als ob er sie nicht verstünde.

»O, ich bitte, Madame, mir schulden Sie gewiß nicht mehr als jedem andern, den der Zufall unter solchen Verhältnissen in Ihre Nähe gebracht hätte.«

Alices Bewegung hatte den Bann gebrochen, der ihre Gefährten bisher lähmte. Alle schüttelten sich, niesten wiederholt, und allmählich begannen ihre Herzen wieder regelmäßig zu schlagen.

Für die Rückkehr nach Ponta-Delgada war an die Benützung des früheren Pfades gar nicht zu denken. Durch die abgestürzten Erdmassen und Felsblöcke mehr nivelliert, fiel der Berg jetzt weit sanfter und gleichmäßiger ab, nur überall übersät mit Blöcken und Steinen, die im Sturze aufgehalten worden waren. Von ernsterer Bedeutung war es noch, daß die meisten Maultiere den Tod gefunden hatten. Was von ihnen übrig war, wurde den Frauen überlassen, und dann machte man sich vorsichtig auf den Weg über das zerwühlte Erdreich.

Nach dem Aufbruch hatten sechs oder sieben Treiber, die ihre Stimmen vereinigten, nach ihrem verschwundenen Kameraden gerufen... leider vergeblich. Bei seiner unsinnigen Flucht mochte der Unglückliche jedenfalls von der Erdlawine eingeholt worden sein und schliefl nun schon unter dem schweren Leichentuche von zwanzig Meter Erde.

Man zog also, ohne Zeit zu verlieren, weiter; es galt ja, sich zu beeilen, da niemand wissen konnte, was sich hier noch ereignen könnte. In dem aufgewühlten Boden ging es natürlich nur langsam vorwärts, so daß die Straße erst mit Anbruch der Nacht erreicht wurde. Von da aus waren es noch zehn

Kilometer bis Ponta-Delgada. Binnen zwei Stunden wurde diese Strecke zurückgelegt, und zwanzig Minuten vor neun Uhr stiegen die Touristen, zum Tode ermüdet, aber heil und gesund, auf die »Seamew« an Bord.

Ihre Reisegefährten, die auf der Straße von Ribeira-Grande zurückgekehrt waren, befanden sich schon lange Zeit hier. Sie beglückwünschten sich nicht wenig wegen ihrer Trägheit, als sie hörten, was sich an diesem Tage ereignet hatte.

Einer war es aber, der noch mehr als sie triumphierte, und das war natürlich Johnson, dessen Entschluß am Ende noch nicht einmal dumm zu nennen war.

»Mir scheint, sagte er ohne jede Bescheidenheit zu Morgan, daß Sie da heute alle hätten umkommen können.

– Ja freilich, so ist es, lieber Herr.

– He! fuhr Johnson fort, und mir wäre es auch nicht besser ergangen, wenn ich die Torheit begangen hätte, Ihnen zu folgen.

– Wohl möglich, Herr Johnson, antwortete Morgan, wollen Sie aber gefälligst bemerken, daß wir alle gesund zurückgekommen sind.

– Nun, bis auf einen Maultiertreiber, wie mir zu Ohren gekommen ist, entgegnete Johnson ruhig. Die andern, na, die kommen ein andermal dran. Nun sagen Sie mir, bitte, Herr Professor, wir gehen doch hier von San Miguel aus nach Madeira, nicht wahr?

– Ja wohl, nach Madeira, antwortete Morgan! ohne zu ahnen, wohin das Original hinaus wollte.

– Und gibt es auf Madeira auch Erdbeben?

– Ich glaube nicht, antwortete Morgan.

– Schön, sagte Johnson. Wir nehmen also an, daß auf jener herrlichen Insel ganz und gar nichts zu fürchten ist.

– Du lieber Gott, antwortete Morgan, ich sehe davon nichts... höchstens vielleicht dann und wann Überschwemmungen...

– Wie?... Überschwemmungen! unterbrach ihn Johnson. Sie sagen, Überschwemmungen? Solche kommen also doch vor?

– Na ja, zuweilen.

– Sehr gut, schloß Johnson kalt. Dann, Herr Professor, wollen Sie in Ihren Papieren bemerken, fuhr er fort: Ich, ich werde keinen Fuß auf Ihre verdammte Insel Madeira setzen!«

Der unverbesserliche Feigling drehte sich auf den Absätzen herum und verschwand im Kaffeesalon, wo man ihn gleich eine ordentliche Herzstärkung verlangen hörte. Während nun Johnson so triumphierte, erfuhr Thompson eine ihm recht unangenehme Überraschung.

Er war kaum auf dem Schiffe angelangt, als ein großes Boot an der »Seamew« anlegte. Gleich darauf betraten etwa zwanzig Polizisten, von einem höhern Offizier geführt, das Deck des Schiffes.

»Mein Herr, erklärte der Offizier trocknen Tones in leidlichem Englisch, der Dampfnaviso »Camoens« ist eben in unserm Hafen eingetroffen. Er bringt Nachricht von den unqualifizierbaren Vorgängen, deren Schauplatz die Reede von Angra gewesen ist. Mit dieser Sache wird sich jedoch unsre Diplomatie zu beschäftigen haben. Mich geht nur ein einziger Punkt an, das ist die Auffindung des Diebes. Ihr Verhalten legt uns die Vermutung nahe, daß Sie ihm Zuflucht gewähren. Betrachten Sie sich also im Hafen von Ponta-Delgada zurückgehalten. Ihren Passagieren und auch Ihnen selbst wird hiermit strengstens untersagt, das Schiff zu verlassen oder irgendwie mit dem Lande in Verbindung zu treten, ehe Ihr Schiff nicht eingehend untersucht worden ist.«

Das wurde in einem so entschiedenen Tone gesprochen, daß es jeden Widerspruch ausschloß. Ein Engländer ist ja nicht selten arrogant; daran war hier nicht zu denken. Thompson gab klein nach.

»Wann wird diese Durchsuchung stattfinden? fragte er nur.

- Morgen, lautete die Antwort.
 - Und wie lange wird mein Schiff hier zurückgehalten bleiben?
 - Das weiß ich nicht, schloß der Polizeioffizier. Jedenfalls so lange, wie es nötig sein wird, den Schuldigen zu finden und hinter Schloß und Riegel zu bringen. Ihr Diener, meine Herren.«
- Bei diesen Worten legte der Offizier zwei Finger an den Rand seiner Mütze und stieg wieder in sein Boot, während Thompson voller Verzweiflung zurückblieb.

Elftes Kapitel

Eine Hochzeit auf San Miguel

Am Morgen des 25. Mai erwachten alle Passagiere der »Seamew« in recht verdrißlicher Stimmung. Schon am Tage vorher hätte die Weiterreise erfolgt sein können, ja schon vorgestern, wenn man nicht vor der Landung an Fayal bereits mit einem Tage im Rückstande gewesen wäre.

Niemand hatte die Folgen der Vorgänge in Terceira geahnt. Als die »Seamew« die Reede von Angra verlassen hatte, hatte kein anderer Dampfer auf dieser verankert gelegen. Konnte nun jemand voraussetzen, daß der »Camoens« hier gerade rechtzeitig eintreffen würde, um die Flüchtlinge vor San Miguel noch einzuholen?

Unter den Passagieren nahmen nur wenige dieses neue Hindernis der Reise mit Ruhe auf. Die meisten genierten sich nicht, ihren Unmut laut kundzugeben und die Verantwortlichkeit für die ärgerliche Verzögerung Thompson aufzubürden, der durch sie ja doch am meisten litt. Wie kam er auch dazu, den Behörden von Terceira zu trotzen? Wenn er umsichtiger gehandelt hätte, würde die Geschichte wahrscheinlich eine ganz andre Wendung genommen haben.

Noch mehr! Wenn man der Sache weiter auf den Grund ging, lag es auf der Hand, daß die Agentur entschieden einen Fehler begangen hatte. Wäre das Schiff vor Fayal statt am 17. entgegen der ursprünglichen Bestimmung nicht erst am 18. eingetroffen, so würde es Terceira schon am Abend des 20. Mai wieder verlassen haben, die Reisenden wären dann in

keiner Weise in die absurde Diebstahlsangelegenheit verwickelt worden, deren Ausgang auch jetzt noch keiner voraussagen konnte.

Saunders und Hamilton, die beiden stets Unzufriedenen, erörterten – wer hätte wohl etwas andres erwarten können? – am eifrigsten dieses Themas. Was sonst hätte sich auch so vorzüglich dazu eignen können, ihre wahrhaft tückische Pünktlichkeit hervorzuheben? Mit lauter Stimme predigten sie inmitten eines ihnen zustimmenden Kreises, in dem in erster Reihe Van Piperboom aus Rotterdam, seine Pfeife schmauchend, figurierte.

Ob der Holländer die unangenehme Lage, in der er sich befand, wohl ebenso wie alle seine Gefährten begriffen hatte? Jedenfalls war er nicht knauserig mit Zeichen der Zustimmung, als er den Reden der Führer der Opposition gewissenhaft zuhörte, ohne doch ein Wort davon zu verstehen.

Auch Don Hygino zeigte sich als einer der hitzigsten Widersacher und Ankläger. Er konnte sich in heftigen Worten gar nicht genug tun. Er, der Portugiese, drohte seinem Vaterlande mit schweren Repressalien seitens des Kabinetts von Saint-James. Wie kam aber gerade dieser portugiesische Herr dazu, sich über die Verzögerung so zu ereifern? Welche Bedeutung konnte es für einen Mann haben, der seiner eignen Rede nach kaum wußte, was er mit seiner Zeit anfangen sollte?

Wenn Thompson an der feindlichen Gruppe vorüberkam, in der Saunders den störrigen Tyrtäus vorstellte, schlich er sich mit einem Katzenbuckel vorbei. Innerlich mußte er ja die üble Laune seiner Passagiere entschuldigen. Hatte er den Leuten eine angenehme Reise von etwa einmonatlicher Dauer versprochen, ihnen dafür eine immerhin beträchtliche Summe Geldes abgenommen, um sie nachher im Hafen von Ponta-Delgada eingesperrt zu halten, so konnte das wohl die gutmütigsten Seelen in die Wolle bringen. Noch ein wenig

mehr, und auch die übrigen hätten ihn verlassen, die ihm bis jetzt treu geblieben waren... Das sah er, das fühlte er. Ohne sich in so maßlosen Klagen zu ergehen wie Saunders, Hamilton und deren Anhänger, hatten sogar schon solche wie der Geistliche Cooley unverkennbar angedeutet, daß sie mit dem San Miguel anlaufenden Postdampfer nach England heimkehren, also auf die fernere Reise verzichten würden, wenn sich die Lage der Dinge hier nicht sehr bald zum Bessern wenden würde. Das war ein ernstes Symptom.

Wer stand nun noch gegenüber dieser mächtigen Opposition auf Thompsons Seite? Einzig und allein die Familie Blockhead, die den Optimismus ihres Oberhauptes getreulich teilte. Der würdige Ehren-Gewürzkrämer machte stets ein höchst zufriedenes Gesicht und erklärte jedem, der ihn hören wollte, er sei alles in allem gar nicht so bös darüber, sich hier in diplomatische Streitigkeiten verwickelt zu sehen.

Was die Lindsays und Roger betrifft, so waren diese neutral, weder Gegner noch Parteigänger des Unternehmers. Sie kümmerten sich nur wenig um die Dinge, über die ihre Gefährten sich so sehr aufregten. In Ponta-Delgada hatten ja Alice und Dolly so gut wie anderswo immer die Genugtuung, beieinander zu sein, und konnten sich der Unterhaltung des schneidigen französischen Offiziers erfreuen.

Unterstützt durch das gewohnte Leben an Bord, hatte dieser leicht genug den von dem unfreundlichen und schweigsamen Jack verlassenen Platz einnehmen können. Schon kurze Zeit nach der Abfahrt sah man die beiden Schwestern und ihn fast stets beisammen, und diese Vertraulichkeit setzte die Zungen ihrer Reisegenossen manchmal mehr als nötig in Bewegung. Roger schien sich aus solchen Klatschereien aber blutwenig zu machen. Ganz offen schüttete er über die beiden Damen die Schätze seines heitern Gemüts aus. Dolly und ihn sah man fast immer herzlich lachen. Selbst der jetzige Zwischenfall gab

beiden nur Veranlassung zu endlosen Scherzen, und Roger vorzüglich machte sich über eine so vortrefflich organisierte Reise lustig. Dem vertrauten Kreise der Drei schloß sich auch Morgan nach und nach mehr an. Eine so kluge Zurückhaltung er auch sonst bewahrte, wäre es von ihm doch fast beleidigend erschienen, dem Entgegenkommen seines Landsmannes und der Mrs. Lindsay, die ihn immer etwas neugierig beobachtete, nicht entsprechen zu wollen. Er legte also seine frühere Schüchternheit mehr und mehr ab und fing ebenfalls an, harmlos zu plaudern. Und je mehr sie ihn kennen lernten, desto mehr rechtfertigte er das schmeichelhafte Vertrauen der Damen, die ihn ihrer Gesellschaft angliederten. Ohne seine Stellung hier zu vergessen, lüftete er doch einigermaßen die Verkleidung, die er trug, und gewissermaßen wieder er selbst, beteiligte er sich an einem Geplauder, dem er von Tag zu Tag mehr Reiz abgewann. Abgesehen von der Erderschütterung bei den Sieben Städten, hatte er sich nur durch Zufall die Dankbarkeit Alice Lindsays erworben, doch das hatte genügt, ihn häufiger mit den beiden Schwestern zusammenzuführen.

Selbst wenn Thompson aber die Indifferenten seinem ausgesprochenen Anhang zuzählte, mußte er sich gestehen, daß seine Armee stark zusammengeschmolzen war, und er zermarterte sich das Gehirn, um Mittel zu finden, dieser beklagenswerten Lage ein Ende zu machen. Das erste war natürlich eine Anrufung des britischen Konsuls; leider machte eine solche das Verbot, irgendwie mit dem Lande in Verbindung zu treten, von vornherein unmöglich. Thompson versuchte es noch einmal, mit dem Leutnant des Polizeiaufgebots auf der »Seamew« zu verhandeln, vergeblich; erst mußte die weitere Durchsuchung abgewartet werden, vorher war nichts zu machen.

Der Kapitän Pip lauschte von weitem dem Gespräch, das in dieser Weise endete. Ohne die einzelnen Worte zu hören, erriet

er doch ihren Sinn und knetete vor Wut die Spitze seiner Nase, während seine Pupillen auseinanderwichen, als ob er stark schielte. Seinen Reeder so erniedrigt zu sehen, daß er sich bittend an einen portugiesischen Polizisten wenden mußte, das ging dem wackern Kapitän über alle Begriffe. Wenn Thompson ihn vorher gefragt hätte, würde der ehrliche Seemann ihm zu einem Staatsstreiche geraten haben, das heißt, stolz am hellen Tage mit flatternden Fahnen unter den Kanonen des Forts davonzufahren.

Thompson fiel es aber gar nicht ein, an die Weisheit seines Kapitäns zu appellieren. Er strebte nur nach Beruhigung und suchte Zeit zu gewinnen, es möglichst allen recht zu machen. Und das ist bekanntlich eine schwere Aufgabe.

Eine der Ungeduldigsten war die arme Thargela. Ohne diesen unseligen Zwischenfall wäre nun die Stunde nicht mehr fern gewesen, wo sie die Frau Joachimos geworden wäre. Sie brannte vor Verlangen, den unbeugsamen Offizier aufzusuchen, der ihr gegenüber doch vielleicht nachgiebiger war.

So zögerte sie auch nicht, den kühnen Versuch zu wagen, als sie Joachimo sah, der sie offenbar sprechen wollte, und ihr aus dem Boote verzweifelt zuwinkte.

Thargela trat entschlossen auf den Offizier zu und erklärte ihm die mißliche Lage, in die sie der Befehl des Gouverneurs versetzt hatte. War es nur die Gerechtigkeit der Klage oder der Widerhall, den diese Geschichte auf der ganzen Insel gefunden hatte, oder war es einfach die Wirkung der schönen Augen der Bittstellerin, jedenfalls ließ der Offizier sich erweichen. Er schickte einen Boten aus Land, der auch bald mit der Weisung zurückkehrte, Thargela unter der Bedingung auszuschiffen, daß sie sich auf dem Lande einer eingehenden Untersuchung ihrer Kleidung und ihrer Person unterzöge. Dieser Vorbehalt hätte,

wenn man es nicht schon wußte, bewiesen, wie streng die Blockade gehandhabt wurde.

Die junge Azorerin beeilte sich, von der erlangten Freiheit Gebrauch zu machen. Vorher unterließ sie es jedoch nicht, Thompson und Alice Lindsay, die sich ihr so hilfsbereit erwiesen hatten, herzlich zu danken. Gleichzeitig lud sie die beiden, doch auch alle andern, ein, zu ihrem Hochzeitsballe zu erscheinen.

Thompson antwortete hierauf nur mit einem schwachen Lächeln, während Alice die Einladung annahm, wenn die Umstände es erlaubten, dieser zu folgen.

Dann verließ Thargela in freudiger Erregung den Dampfer. Ungefähr um vier Uhr legte an der Schiffswand ein großes Boot mit drei Herren an, die man an ihren Uniformen als Beamte erkannte, und die von zwei Frauen begleitet waren, deren zukünftige Rolle vorläufig unbekannt war. Thompson erkannte unter den Ankommenden auf den ersten Blick den wortkargen Corregidor, mit dem er am Tage vorher zu tun gehabt hatte. Dieser verkündete seine Absicht hier mit einem einzigen Worte, das Morgan sofort übersetzte.

»Schiffs durchsuchung« sagte er, als er das Deck betrat.

Thompson verbeugte sich stillschweigend, in Erwartung dessen, was die Beamten vornehmen würden, die vor dem Beginn der eigentlichen Durchsuchung kurze Zeit an der Bordwandöffnung stehen geblieben waren und zunächst einen forschenden Blick auf das Schiff im ganzen schweifen ließen.

Als der Corregidor glaubte, daß das hinreichend geschehen sei, verlangte er von Thompson, daß dieser alle Passagiere auf das Spardeck schicken sollte. Da sich diese schon hier befanden, wies Thompson nur mit einer Geste auf den Kreis erwartungsvoller Gesichter, der sich um die beiden Männer gebildet hatte.

»Meine Herren, begann der Corregidor, auf Terceira ist ein Diebstahl im Betrage von zehntausend Contos de reis (6 Millionen Francs) begangen worden. – Eine Belohnung von einem Prozent, das heißt 100 Contos de reis (60.000 Francs) ist demjenigen zugesichert worden, der die Entdeckung des Diebes herbeiführt. Sie erkennen daraus, welche Bedeutung die Regierung dieser Angelegenheit beilegt, die die Entrüstung unsrer frommen Einwohnerschaft hervorgerufen hat. Das auffallende Verhalten Ihres Reeders und Ihres Kapitäns – hier wechselte der Kapitän Pip einen Blick mit Artimon und spuckte von der Kommandobrücke verächtlich ins Meer – hat den Verdacht erweckt, daß der Dieb sich in Ihrer Mitte versteckt hält. Es liegt also in Ihrem eignen Interesse, sich, wenn Sie jedem Mißverständnis vorbeugen wollen, willig den Instruktionen zu fügen, die ich erhalten habe und im Falle der Not mit Gewalt durchführen müßte.«

Der Corregidor machte eine Pause. Er war bei der offenbar vorbereiteten Ansprache außer Atem gekommen.

»Passagiere nebst Offizieren auf das Spardeck, sagte er, an Thompson gewendet; Mannschaft auf das Vorderkastell. Werden von meinen Leuten bewacht werden, während wir die Durchsuchung des Schiffes vornehmen.«

Entsprechend dem von Morgan übersetzten Befehl traten alle, bis auf den Kapitän, der wütend an seinem Schnurrbarte kaute, zu einer engern Gruppe zusammen, während die Mannschaft sich auf dem Vorderteile sammelte. Nur einer von den Passagieren fehlte darunter und verschwand, ehe es jemand bemerkte, in dem zu den Kabinen führenden Gange. Dieser Passagier war Don Hygino.

Was hatte der im Innern des Schiffes zu tun? Gehorchte er, selbst ein Portugiese, nicht der Anordnung des portugiesischen Beamten? Vielleicht wollte er nur seine beiden Brüder holen,

die man seit ihrer Einschiffung überhaupt kaum zu sehen bekommen hatte.

»Sind Ihre Passagiere vollzählig hier? fragte der Corregidor, als sich alle versammelt hatten. Wollen Sie gefälligst die Liste verlesen.«

Thompson kam dem Verlangen sogleich nach. Doch als er die letzten Zeilen ablas, rief er vergeblich nach Don Hygino, Don Jacobo und Don Christopho da Veiga.

Der Corregidor runzelte die Brauen.

»Lassen Sie die Herren kommen,« befahl er barsch.

Ein nach diesen geschickter Diener brachte die drei Brüder bald zur Stelle. Die waren sichtlich nicht in rosiger Stimmung, und so rot und aufgeregt, daß man hätte darauf schwören können, sie hätten sich soeben tüchtig gezankt.

»Wie kommt es, meine Herren, meinte der Corregidor sehr ernsten Tones, daß Sie sich nicht hier unter den andern Passagieren befinden?«

Wie gewöhnlich antwortete Don Hygino darauf in seiner Brüder und im eignen Namen.

»Meine Brüder und ich, mein Herr, sagte er gelassen, haben von Ihrer Gegenwart an Bord nichts gewußt.

– Hm!« brummte der Corregidor.

Morgan sagte nichts. Er hätte aber einen Eid darauf leisten mögen, daß er den edeln Portugiesen noch eben unter den andern Passagieren gesehen hatte.

Diese Beobachtung behielt er aber weislich für sich.

Der Corregidor hatte aber an die Gebrüder da Veiga noch weitere Fragen zu richten.

»Sie sind, wie ich glaube, Portugiesen, meine Herren? fragte er.

– So ist es, antwortete Don Hygino.

– Und haben sich in London auf diesem Dampfer eingeschifft?

– Um Verzeihung, erst in Terceira, erwiderte Don Hygino.

– Hm! Ach so! brummte der Corregidor zum zweiten Male, indem er Don Hygino einen durchdringenden Blick zuwarf. Auf dem Schiffe hier haben Sie wohl keine persönlichen Beziehungen oder vielleicht Verwandte?«

Hamilton kochte innerlich, als er die ihm unglaublich erscheinende Befragung hörte. Sprach man denn so mit vornehmen Herren? Er konnte nicht mehr an sich halten.

»Bitte um Verzeihung, mein Herr, fiel er ein, die Herren da Veiga sind hier nicht ohne alle Verbindung und würden keineswegs Mühe haben, Bürgen zu finden.

– Mit wem habe ich die Ehre...?« fragte der Corregidor spitzig.

Hamilton richtete sich so steif auf, als ob er an Hexenschuß litt.

»Mit dem Baronet Sir Georges Hamilton,« sagte dieser protzig.

Dem Corregidor schien das nicht besonders zu imponieren.

»Gut, gut, mein Herr!« antwortete er kalt höflich.

Nachdem er dann noch einmal alle Passagiere gewarnt hatte, das Spardeck unter irgendwelchem Vorwande zu verlassen, verschwand er unter einer Treppenkappe, während Don Hygino mit Hamilton einen warmen Händedruck wechselte.

Die Durchsuchung nahm nun ihren Anfang. Nacheinander begaben sich die Späher der Polizei in die Kohlenbunker, in den Lastrum, nach den Maschinen und ins Volkslogis, um zuletzt die Kabinen der Passagiere zu durchsuchen. Bei dieser Tätigkeit, die unter der Leitung eines Beamten vor sich ging, dem man den Spürsinn im Gesichte ansah, blieb gewiß kein Winkel, so versteckt er auch sein mochte, undurchwühlt.

Die Passagiere mußten sehr lange warten. Zwei Stunden vergingen, ehe der Corregidor wieder aufs Deck kam. Einige Minuten nach sechs Uhr erschien er endlich. Der verdrießliche

Ausdruck seines Gesichtes bewies, daß er nichts gefunden hatte.

»Beeilen wir uns ein wenig, meine Herren, mahnte er, als er das Spardeck betrat. Wir wollen jetzt das Verdeck und die Takelage durchsuchen. Inzwischen werden diese Herren und diese Damen sich einer persönlichen Untersuchung zu unterziehen haben.«

Das rief eine laute Entrüstung bei den Passagieren hervor. Die Polizeieskorte schloß eine Kette um die Murrenden.

»Schön, schön! sagte der Corregidor. Sie sind ja Ihre eignen Herren. Ich für meinen Teil werde mich auch begnügen, die Widerspenstigen verhaften und einsperren zu lassen, bis die Entscheidung des Gouverneurs in dieser Sache vorliegt. Leute, tut eure Schuldigkeit!« rief er noch einigen Polizisten zu.

Da war nun jeder Widerstand unmöglich. Einer nach dem andern begaben sich die Passagiere, von je einem Beamten begleitet, nach ihrer Kabine. Jetzt zeigte sich auch, warum der Corregidor die zwei Frauen mit hergebracht hatte.

Dieser selbst setzte noch die Absuchung des Schiffes fort. Überall wurden die Taurollen aufgehoben und einzelne Leute auf die Marsen und bis nach den Masttoppen hinausgeschickt. Kein verborgner Winkel blieb undurchstöbert bei dieser Nachsuchung, die nach bewundernswerter Methode durchgeführt wurde.

Die beste Spürnase kann aber nichts finden, wo nichts ist, und es stand hier einmal geschrieben, daß der Corregidor von dieser eifrigen Jagd als Schneider zurückkehren sollte. Um sieben war alles gesehen und nochmals durchgesehen.

»Sie können sich nun wieder frei bewegen, sagte der Beamte sauersüß zu Thompson, während er schon auf die Bordwandöffnung zuging.

– Wir können also ans Land gehen?

– Ganz nach Belieben.

– Und jedenfalls auch die Insel verlassen?

– Ja, was das betrifft, mein Herr, antwortete der Corregidor trocken, so werden Sie schon warten müssen bis zum Eintreffen der Antwort auf unsren Bericht, den wir unverzüglich nach Terceira absenden werden.«

Und während Thompson noch wie vor den Kopf gestoßen auf der Stelle stehen blieb, verschwand der Corregidor mit seiner Rotte Agenten und den Männern und Frauen, die die Leibesvisitation vorgenommen hatten. Nur zehn Polizisten blieben unter der Führung eines Leutnants auf dem Dampfer zurück, um das mit Arrest belegte Fahrzeug zu überwachen.

Beim Essen ging es nun sehr lebhaft her. Alle verurteilten streng die Maßnahme der portugiesischen Behörden. Die »Seamew« bis nach strenger Durchsuchung zurückzuhalten, das mochte ja hingehen; aber nach dieser...!

Man wird jedoch alles überdrüssig, den Unwillen ebenso wie alles andre Bald konnte es denn auch unter verhältnismäßiger Ruhe Alice Lindsay wagen, ihren Gefährten die Einladung der hübschen Thargela mitzuteilen. Die wurde besser aufgenommen, als man es von den immerhin noch gereizten Touristen erwartet hätte. Da sie gezwungen gewesen waren, den ganzen langen Tag an Bord zu bleiben, ergriffen sie mit Freuden die Gelegenheit zu einem Abendspaziergang und zu einem originellen Schauspiele. Fast vollzählig betraten sie gegen neun Uhr den Saal, worin Thargela ihre Verbindung mit dem geliebten Joachimo durch einen Ball feierte, bei dem Männer und Frauen nach den Klängen einer wahrhaft wütenden Musik in tollem Wirbel tanzten.

Die Engländer wurden mit Jubelrufen begrüßt, sie waren ja eigentlich die Glücksschmiede für die jungen Leute gewesen. Ohne ihre Gegenwart wäre die Hochzeitsgesellschaft nicht vollzählig gewesen. So wurden sie mit aufrichtiger Freude von allen Anwesenden willkommen geheißen.

Der eine Zeitlang unterbrochene Tanz wurde dann fortgesetzt. Quadrillen folgten den Polkas und Walzer den Mazurkas. Gegen elf Uhr aber riefen alle:

»Den Landun! Den Landun!«

Schnell bildeten die Anwesenden einen Kreis, und Thargela und Joachimo ließen sich nicht weiter nötigen, ihre Freunde zu befriedigen, indem sie diesen Nationaltanz aufführten, für den die Azorer aller Klassen eine wahre Leidenschaft haben.

Der Landun ist der Zwillingsbruder des spanischen Bolero. Beiden gleich ist das Trippeln der Füße, das geschmeidige Biegen des Körpers und das halb zürnende, halb anlockende Mienenspiel. Jedenfalls hatte Thargela den schwierigen Charaktertanz sehr geschickt ausgeführt, denn als die Kastagnetten schwiegen, wurde das junge Paar mit anhaltendem Beifall überschüttet.

Gegen Mitternacht ging das Fest zu Ende. Der Wein von Fayal hatte die Ausgelassenheit der Tänzer bis aufs höchste gesteigert. Die Passagiere der »Seamew« bereiteten sich zum Aufbruche.

Nach kurzer Besprechung mit ihren Gefährten entschloß sich Alice Lindsay aber, erst noch einen Gedanken, der ihr gekommen war, zu verwirklichen. Da der Zufall sie mit dem Schicksale der jungen Leute verknüpft hatte, warum sollten sie, einer Regung des Herzens folgend, nicht auch vollenden, was sie begonnen hatten? Thargela, die ihren Schutz so geschickt in Anspruch genommen hatte, war dieser zuteil geworden. Nun erhob sich die Frage, wovon das Pärchen leben wollte. Mit einem so tüchtigen Burschen wie Joachimo würde es der jungen Ehe am notwendigsten ja nicht mangeln. Eine kleine Geldsumme aber, die die Touristen ohne Mühe unter sich aufbringen konnten, mußte jedenfalls die Zukunft des neuen Haussandes wesentlich erleichtern. Das sollte Thargelas Mitgift sein, und Joachimo, der jetzt ein glücklicher Ehemann

geworden war, machte mit demselben Schläge auch noch ein gutes Geschäft. Thargela geheiratet zu haben das war gut. Seine Zukunft sichergestellt zu wissen, das war noch besser.

Alice ging also für ihren jungen Schützling einsammeln, und es verdient bemerkt zu werden, daß da keiner der Passagiere wegen seines Obolus feilschte.

Blockhead, als der erste, schröpfte sich um zwei Pfund Sterling (40 M. = 50 Frs.), für einen Ehren-Gewürzkrämer gewiß recht anerkennenswert, und Saunders, Thompson und Tigg glaubten da nicht weniger beisteuern zu dürfen.

Johnson hätte sicherlich ebensoviel gegeben, wenn er nicht, treu seinem Eide, auf der »Seamew« geblieben wäre.

Roger ließ in die Hand der graziösen Samariterin galant fünf Louisdor in französischem Golde gleiten.

Hamilton, der trotz seines unliebenswürdigen Charakters im Grunde gutherzig war, verminderte bei dieser Gelegenheit seine Kapitalien um eine schöne Banknote im Werte von vier Pfund (80 M. = 100 Frs.), die er wirklich gern zu spenden schien.

Alice sprach dem freigebigen Baronet ihren wärmsten Dank aus, doch als sie dann ihr wohltägiges Werk fortsetzte, fühlte sie sich etwas betroffen, als sie sich Morgan gegenüber sah.

Ohne ein Wort zu sagen oder wegen der Bescheidenheit seiner Gabe in Verlegenheit zu kommen, übergab Morgan in edelstolzer Haltung der schönen barmherzigen Schwester ein portugiesisches Milreis (4,8 M. = 6 Frs.), wobei Alice plötzlich fühlte, daß sie wider Willen über und über errötete.

Erregt über diesen Anfall von Schwäche, für den sie sich keinen Grund anzugeben wußte, dankte Alice mit einem Kopfnicken und legte, sich schnell umwendend, ihre Bitte dem nächsten Passagier vor.

Dieser nächste war kein anderer als der edle Don Hygino. Wenn aber Hamilton sich fürstlich abgefunden hatte, tat Don

Hygino das wahrhaft königlich. Eine Banknote von vierzig Pfund (800 M. = 1000 Frcs.), das war das ansehnliche Geschenk, das er der Mrs. Lindsay einhändigte. Vielleicht tat er das etwas zu ostensiv, vielleicht faltete er die Banknote mit Vorbedacht so auseinander, daß jedermann ihren Wert erkennen konnte, mit einer Langsamkeit, die etwas unangenehm berührte. Doch das lag wohl daran, daß er ein Südländer war, und Alice hielt sich bei solchen Lappalien nicht weiter auf.

Angeregt durch dieses Beispiel, öffneten die meisten übrigen Passagiere ihre Geldbeutel besonders weit. Keiner verweigerte seinen Beitrag, wenn der auch je nach den Vermögensverhältnissen des Gebers hier größer, dort kleiner ausfiel.

Nach Beendigung ihres Bittganges kündigte Alice freudig an, daß sie zweihundert Pfund (4000 M. = 5000 Frcs.) einbekommen habe. Das war ja ein sehr gutes Ergebnis. Um es ganz zu erreichen und die Summe abzurunden, hatte Alice selbst noch einen beträchtlichen Betrag beisteuern müssen. Sie hütete sich aber, die lächerlich eitle Weise Don Hyginos nachzuahmen, und was sie gab, das erfuhr niemand.

Aus angeborner Bescheidenheit wollte sie aber freilich darauf verzichten, der jungen Frau diese unerwartete Morgengabe selbst zu übergeben. Sie braute damit das junge, menschenscheue Ehepaar, das auf der »Seamew« eine so merkwürdige Reise machte. Diesen Abend waren sie rein zufällig hier anwesend, und der schöne Auftrag kam ihnen ja wohl mit Recht zu.

Die junge Engländerin überlieferte also ihrer portugiesischen Schwester die Mitgift, die eben aufgebracht worden war und die sie mit einem herzlichen Kusse begleitete. Sie wollte aber doch nicht den Namen der barmherzigen Reisenden verschweigen, der Thargela eigentlich Dank schuldig war.

Alice mußte also die überquellenden Dankesbezeigungen Thargelas und ihres Gatten über sich ergehen lassen. Fünftausend Francs, das war für die beiden schon ein Vermögen, und niemals würden sie die gütige Fee vergessen, die ihr zukünftiges Glück gesichert hatte.

Auch die andern Passagiere erhielten ihren Teil von dieser Explosion der Dankbarkeit. Thargela ging, mit Freudentränen in den Augen, von dem einen zum andern und drückte allen immer und immer wieder die Hände.

Es galt indes nun aufzubrechen.

Mit großer Mühe beruhigte man einigermaßen die freudige Aufregung des neuen Ehepaars, und dann wandten sich die Touristen, von begeisterten Rufen begleitet, der Türe des Saales zu.

Bis zuletzt blieben Thargela und Joachimo an ihrer Seite und vergalten durch ihre fast überschwengliche, aber aufrichtige Freude hundertfach die empfangene Wohltat. Und als die Touristen endlich hinausgekommen waren, da standen Thargela und Joachimo noch Hand in Hand auf der Türschwelle und sahen in die Nacht hinaus, wo die Eintagsgäste allmählich im Dunkel verschwanden, die Reisenden, die bald ihre Reise fortsetzen würden, die schon keine nutzlose sein konnte wegen der einen gutherzigen Handlung, die sie in diesem Winkel der weiten Welt verrichtet hatten.

Zwölftes Kapitel

Eigentümliche Wirkungen der Seekrankheit

Als die Passagiere, nach ihrem Abschiede von Thargela und Joachimo, an Bord zurückgekehrt waren, hatten sie fünf von den Polizisten, die zu ihrer Bewachung beordert waren, auf dem Deck umherspazierend angetroffen, während deren fünf Kameraden im Volkslogis und ihr Offizier in der ihm eingeräumten Koje in süßem Schlummer lagen. Doch trotz der strengen Überwachung schwamm die »Seamew« am 26. Mai bei Sonnenaufgang schon mehr als dreißig Seemeilen von San Miguel auf dem offnen Meere.

Dergleichen schien ihr zur Gewohnheit zu werden.

Diesmal hatte sie sich, um zu entfliehen, keinen portugiesischen Geschossen auszusetzen brauchen. Das war einfach infolge eines dicken Nebels gelungen, der gegen zwei Uhr morgens alles mit einem undurchdringlichen Schleier verhüllt hatte. Der im Schlafe liegende Leutnant war nebst seinen fünf Leuten eingeschlossen worden, die fünf Wachthabenden hatte man im Handumdrehen gefesselt, und die »Seamew« war ruhig abgedampft, als ob gar kein Arrestbefehl des Gouverneurs vorgelegen hätte.

Der Leutnant, der eine Stunde später herausgelassen wurde, sah sich gezwungen, sich den Vorschriften des Siegers zu unterwerfen und auf eine unselige Kapitulation einzugehen. Seine Mannschaft war entwaffnet worden, und die »Seamew« trug sie jetzt mit fort, um sie erst in Madeira in der Minute abzusetzen, wo das Schiff diese Besitzung Portugals verließ.

Durch die plötzliche Wendung der Dinge niedergeschmettert, ging der unglückliche Leutnant mit düsterm Gesichte auf dem Schiffe umher. Wenn er daran dachte, wie sehr dieses Abenteuer seinem Avancement schaden würde, machte er eine recht klägliche Miene, während er beim Hellerwerden des Himmels das vor ihm liegende weite Meer betrachtete.

Auch der Kapitän Pip hatte bis jetzt der wohlverdienten Ruhe nicht gepflogen. Abgesehen von der Gefahr, die von einer Gruppe – »die Ameisen« genannter – Klippen drohte, hatte auch das Wetter sein Wachbleiben nötig gemacht. Wenn auch kein Anzeichen für einen Sturm vorhanden war, zeigte das Meer doch eine abnorm starke Bewegung. Die gegen die Wellen ankämpfende »Seamew« kam kaum vorwärts und stampfte sehr heftig.

Wenn der Kapitän so alle Sorgen für den Dampfer auf sich nahm, geschah das offenbar zugunsten aller übrigen. Das war wenigstens Thompsons Ansicht, der schon seit der Abfahrt fest geschlafen hatte, bis er eine Hand auf seiner Schulter fühlte, die ihn plötzlich weckte.

»Was gibt es denn? Wieviel Uhr ist es?« fragte er, sich die Augen reibend.

Da erkannte er das ebenholzfarbene Gesicht des zweiten Tafelmeisters Master Sandweach.

»Es ist um sechs, Herr Thompson, antwortete dieser respektvoll.

– Und warum weckt Ihr mich da? knurrte Thompson unwillig.

– Ja, einer der Passagieraufwärter schickt mich, Ihnen mitzuteilen, daß man aus der Kabine, die der portugiesische Herr und seine Brüder innehaben, sehr klägliche Töne hört. Er fürchtet, die Drei wären schwer krank, und er weiß nicht, was er tun soll.«

Thompson überlegte sich, daß die Sache tatsächlich schlimm stehen müßte, da man sich entschlossen hatte, ihn deshalb zu wecken.

»Es ist gut; ich werde nachsehen,« antwortete er gelassen.

Beim Betreten der Kabine der portugiesischen Herren bedauerte er gleich auf den ersten Blick nicht, dahin gekommen zu sein. Don Hygino und seine beiden Brüder erschienen ihm wirklich schwer krank. Leichenblaß, mit geschlossenen Augen und das Gesicht mit kaltem Schweiß bedeckt, lagen sie regungslos auf dem Rücken, stießen aber ununterbrochen herzzerreißende Schreie aus. Sie mußten wohl an unerträglichen Schmerzen leiden.

»Da ist ja ein verteufeltes Konzert!« murmelte Thompson.

Er war von Anfang an überzeugt, daß es sich hier, hervorgerufen durch den schweren Wogengang, um einen Anfall von Seekrankheit handelte. Wenn auch etwas heftiger als gewöhnlich, wurde diese Krankheit doch niemals eigentlich gefährlich.

Immerhin erforderte es die Humanität, den armen Leuten zu helfen, und Thompson – das Lob verdiente er – entzog sich dieser Menschenpflicht keinen Augenblick. Eine Stunde lang widmete er ihnen die rührendste Sorgfalt, und seine Schuld war es nicht, wenn sich diese vergeblich erwies.

Im Gegenteil schien sich der Zustand der drei Brüder sogar noch verschlimmern. Thompson bemerkte bestürzt Symptome, die man bei der Seekrankheit gewöhnlich nicht beobachtet. Von Zeit zu Zeit veränderte sich die Farbe der Kranken von blassem Grau zu brennendem Rot. Sie schienen dann übermenschliche Anstrengungen zu machen, sich emporzurichten, sanken aber bald wieder mit pfeifendem Atem, eiskalter Haut und totenblassem Gesichte kraftlos zurück.

Um sieben Uhr erschien Thompson die Lage so kritisch, daß er Morgan wecken ließ; er bedurfte dringend des Rates.

Morgan konnte seinem Chef einen solchen unglücklicherweise auch nicht geben, und beide mußten also ihre Ohnmacht einsehen, den Leidenden, die schon fast mehr den Namen Sterbende verdienten, irgendwie zu helfen.

»Es muß aber doch etwas geschehen, sagte Morgan gegen acht Uhr. Wie wär's, wenn wir einmal versuchten, das Erbrechen, zu dem es bei ihnen nie ganz kommt, zu befördern?

– Wie? fragte Thompson. Kennen Sie ein dazu geeignetes Mittel?

– Warmes Wasser, schlug Morgan vor.

– Ja, das wollen wir versuchen!« rief Thompson, der ganz den Kopf verloren hatte.

Das von Morgan empfohlene heroische Mittel brachte eine augenblickliche Wirkung hervor. Beim zweiten Glase warmen Wassers erhielten die improvisierten Krankenpfleger den Beweis dafür.

Was sahen da aber Morgan und Thompson? Was glaubten sie vielmehr zu sehen?

Ihre Ungewißheit ist ja leicht zu begreifen. An Wasser fehlt es nicht. Die Gefäße sind sorgfältig gereinigt, und da...

Da... Welch ein Blendwerk!

Smaragde, Rubinen, Diamanten, mehr als fünfzig Edelsteine blitzten aus dem Grunde der trüben Flüssigkeit in den Gefäßen heraus!

Ganz verblüfft sehen Thompson und Morgan einander schweigend an. Einen Augenblick darauf ist ihnen alles klar. Da haben sie sie ja vor sich, die kirchenschänderischen Diebe des Kruzifixes von Terceira, wenigstens die Anstifter, und die azorische Polizei hatte sich also nicht getäuscht, als sie vermutete, daß die »Seamew« diesen als Zufluchtsstätte diene. Welch besseres Versteck als ihren Magen hätten die Räuber

wohl haben können, als sie fürchten mußten, durch die Untersuchung des Schiffes ihres Verbrechens überführt zu werden.

Morgan war der erste, der seine Fassung wiedergewann.

»Dieses Geheimnis, sagte er, ist zu groß, als daß wir es allein auf uns nehmen könnten. Ich bitte um die Erlaubnis, wenigstens noch einen andern Passagier, vielleicht den Reverend Cooley, herbeirufen zu lassen.«

Thompson nickte zustimmend mit dem Kopfe, und sofort wurde ein Aufwärter abgeschickt, den geistlichen Herrn zu holen.

Als dieser in die Kabine kam, worin die Gebrüder da Veiga schwer keuchend lagen, war an der Sachlage nicht viel geändert. Konnte man aber nicht annehmen, daß die Diebe in ihrem Magen noch mehr von den erlangten Edelsteinen verbargen? Um darüber Gewißheit zu erhalten, brauchte man ja nur die schon so erfolgreiche Behandlung fortzusetzen.

Bald wurden auch durch das originelle Mittel noch über dreihundert kostbare Steine, meist Diamanten, ans Tageslicht befördert.

Dann gewann es den Anschein, daß die von ihrem Geheimnisse befreiten drei Kranken sich wesentlich erleichtert fühlten. Zwar litten sie auch jetzt noch, doch nur an der gewöhnlichen Seekrankheit, und die führt ja, wie bekannt, kaum jemals einen tödlichen Ausgang herbei. Über das merkwürdige Vorkommnis wurde nun ein Protokoll aufgenommen, das der Pastor Cooley in Verwahrung nahm, die Edelsteine aber wurden, nachdem sie von jedem der drei Anwesenden gezählt waren, Thompson übergeben, der sie vorläufig einschloß. Gleich darauf aber sachte dieser den Leutnant auf, der erst vor so wenigen Stunden hatte auf eine erniedrigende Kapitulation eingehen müssen.

Als er da aus der Treppenkappe hervortrat, erhob sich vor ihm ein Schatten, natürlich der unvermeidliche Saunders, der von seinem Gegenbilde, von Hamilton, begleitet war, beide höchst würdig, gemessen und ernst, wie es sich für unzufriedene Passagiere geziemt.

»Auf ein Wort, Herr Thompson, sagte Saunders, diesem den Weg vertretend. Wir möchten gern wissen, wie weit Sie Ihre Scherze noch zu treiben gedenken.

– Welche Scherze? murmelte Thompson ungeduldig. Was gibt es denn schon wieder?

– Sie wollen unsre Frage wohl gar übel nehmen, rief Hamilton hochmütig. Ja, mein Herr, wir verlangen endlich zu wissen, ob Sie noch lange fortfahren werden, die Versprechungen eines Programmes Lügen zu strafen, dem wir unverständlich genug gewesen sind, Glauben zu schenken.«

Also immer noch die Nörgelei wegen des Programmes! Thompson, den jetzt viel wichtigere Dinge beschäftigten, zuckte die Achseln, schob dann Hamilton nervös zur Seite und eilte über das Deck hin, während der Baronet durch ein solches Benehmen wie zur Bildsäule erstarrt stehen blieb.

Als er den Leutnant gefunden hatte, nahm er ihn mit in seine Kabine, da er ihm eine wichtige Mitteilung zu machen hätte.

»Herr Leutnant, begann er, nachdem beide sich gesetzt hatten, das Kriegsglück ist Ihnen bisher nicht gerade günstig gewesen.

– Das finde ich leider auch, antwortete der Leutnant reserviert.

– Und wir nehmen Sie jetzt mit nach Madeira.

– So scheint es.

– Das ist für uns beide, Herr Leutnant, ich möchte sagen, ein recht böses Abenteuer, und ich meine, wenn sich ein gutes Mittel fände, diese Geschichte zu unser beider Nutzen zu arrangieren...

- Das wird schwierig sein, unterbrach ihn der Offizier.
 - Aber am Ende doch möglich, fuhr Thompson fort. Es wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß Ihr Gouverneur eine Belohnung von einem Prozent dem zugesichert hat, dem es gelänge, den Dieb festzunehmen.
 - Das stimmt, gab der Leutnant zu, ich sehe nur nicht...
 - Erlauben Sie, Herr Leutnant, bitte, wir können uns doch vielleicht verständigen. Denn den Dieb... vielmehr die Diebe...
 - Mehrere Diebe?...
 - Ja, die habe ich in meiner Gewalt, sagte Thompson ruhig.
 - Was behaupten Sie? stieß der Offizier hervor.
 - Daß ich sie in meiner Gewalt habe, wiederholte Thompson, und ebenso habe ich auch mindestens den größten Teil der gestohlenen Diamanten in der Hand.«
- Erbleicht vor Erregung und unfähig, ein Wort hervorzubringen, hatte der Leutnant Thompsons Arm ergriffen. Dieser fuhr fort, ihm seine Vorschläge zu unterbreiten.
- »Sie sehen wohl ein, Herr Leutnant, daß diese Belohnung mir zufallen muß. Wohlan denn, ordnen Sie unsre Angelegenheit in beliebiger Weise, indem Sie vielleicht angeben, Sie wären freiwillig mit uns weggefahren, um die Diebe verhaften zu können, deren Gegenwart Ihre Angabe ja besonders bekraftigen wird, so bin ich erbötig, Ihnen einen Teil, ein Fünftel, nötigenfalls ein Viertel, der ausgesetzten Belohnung abzutreten.
 - Halt... so schnell geht das nicht, erwiderte der Leutnant mit einem Gleichmute, der der portugiesischen Regierung kein schmeichelhaftes Zeugnis ausstellte.
 - Nun, gehen Sie darauf ein? drängte Thompson.
 - Wenn ich mich nun weigere?
 - Wenn Sie sich weigern, so nehmen wir an, ich hätte nichts gesagt. Ich setze Sie einfach in Madeira ab und behalte meine

Diebe, um sie dem englischen Konsul auszuliefern, der schon dafür sorgen wird, daß mir zuteil wird, was mir zukommt.«

Der Leutnant überlegte schnell, wie er sich hierbei verhalten sollte. Ging er auf Thompsons Vorschlag nicht ein, so hieß das, nach San Miguel mit hängenden Ohren zurückzukehren und den Vorwurf hinzunehmen, wie ein einfältiges Kind übertölpelt worden zu sein. Ging er dagegen darauf ein, so würde er mit Ehren zurückkehren, denn der Erfolg rechtfertigt ja alles. Selbst wenn er bedachte, daß ihm von der ausgesetzten Belohnung wirklich kein Heller zukommen würde, mußte das seltsame Abenteuer für ihn noch den Nutzen haben, ihn bei seinen Vorgesetzten ins beste Licht zu setzen, weil er sich in diesem Falle das Verdienst zuschreiben könnte, die Diebe ermittelt zu haben.

»Gut, ich nehme Ihren Vorschlag an, erklärte er entschlossen.

– Das freut mich, sagte Thompson. Dann wollen wir die Sache gleich auf der Stelle ordnen.«

Das Kompromiß, dessen Grundlagen ja schon vorhanden waren, wurde nun aufgesetzt und von beiden Parteien unterzeichnet. Thompson übergab dem Offizier auch die wiedergefundenen Edelsteine und ließ sich darüber eine Empfangsbescheinigung ausstellen. Dann atmete er erleichtert auf und beglückwünschte sich, die heikle Angelegenheit doch noch so gut erledigt zu haben.

Während aber Thompson bei der Verhandlung einen so günstigen Erfolg erzielt hatte, schwoll das Herz Hamiltons von furchtbarem Zorne an.

Nachdem er sich von der Verblüffung über die Unverschämtheit Thompsons einigermaßen erholt hatte, machte er sich zur Verfolgung des frechen Mannes auf. Da er diesen nicht finden konnte, wendete er sich an den Kapitän Pip, der von der Kommandobrücke heruntergekommen war und

eben, seelenruhig seine Morgenzigarre rauchend, auf dem Deck umherspazierte.

»Können Sie mir sagen, Kapitän, redete er diesen mit mühsam verhaltner Stimme an, an wen ich hier auf dem Schiffe meine Klagen zu richten habe?«

Der Kapitän machte eine Geste mit der Bedeutung, daß er das nicht wisse.

»Vielleicht an meinen Artimon, murmelte er wie in Gedanken.

– Kapitän! fuhr ihn der Baronet rot vor Zorn an.

– Sir? Sie wünschen...? erwiderte der Seemann gelassen.

– Kapitän, ich finde, daß man hier mit mir mehr Narrensplossen treibt, als sich's gebührt. Da Sie für die Fahrt des Schiffes verantwortlich sind, werden Sie mir wohl sagen, warum wir hinter uns immer noch die Ameisenklippen in Sicht haben, warum wir jetzt, Vormittag zehn Uhr, noch nicht vor Santa Maria eingetroffen sind, und warum die Insel San Miguel noch nach achtstündiger Fahrt von hier aus zu sehen ist.

– San Miguel? wiederholte der Kapitän ungläubig.

– Jawohl, mein Herr, San Miguel,« betonte der Baronet nachdrücklich, wobei er auf einen schwarzen Punkt hinzeigte, der zwischen den Ameisenklippen und Santa Maria die Linie des Horizontes unterbrach.

Der Kapitän hatte ein Fernrohr ergriffen.

»Wenn das San Miguel ist, sagte er endlich spöttischen Tones, dann muß San Miguel eine Dampfinsel sein, denn sie raucht deutlich sichtbar.«

Der Kapitän begab sich nach seiner Brücke zurück, und der wütende Baronet grübelte, wie er sich für die schmachvolle Behandlung rächen könnte.

So kavaliermäßig die Beobachtungen Hamiltons auch aufgenommen worden waren, waren sie doch nichtsdestoweniger richtig, nur hatte sie der Kapitän vorher

schon selbst gemacht. Von Anbruch des Tages an hatte er am Kielwasser erkannt, daß die ursprüngliche Geschwindigkeit der »Seamew« von zwölf Knoten plötzlich ungefähr auf acht heruntergegangen war.

Bishop, den er darum fragte, konnte auch keine bestimmte Auskunft geben. Seit der Abfahrt unterhielt er ein heftiges Feuer, der Dampfdruck konnte aber trotzdem nicht gesteigert werden. Der Fehler läge gewiß in der schlechten, vor Horta eingenommenen Kohlensorte. Bisher hätte man nur englische Kohle gebrannt, wäre seit der Abfahrt von San Miguel aber genötigt gewesen, die neuerdings übergenommene Kohle zu benutzen, und die erwiese sich von Anfang an sehr unterwertig.

Bishop setzte nichts hinzu und der Kapitän fragte nicht weiter. Vernünftige Menschen lehnen sich gegen das Unmögliche nicht auf. Da man nicht mehr als acht Knoten laufen konnte, so blieb es eben dabei, wenn man da auch erst vierundzwanzig Stunden später in Madeira eintreffen konnte. Das Meer zeigte jetzt Neigung, ruhiger zu werden, das Barometer hielt sich ziemlich hoch, der Kapitän hatte keine Ursache, sich zu beunruhigen, und er beunruhigte sich auch nicht.

Das Mißgeschick hinterließ in ihm nur etwas schlechte Laune, die Hamilton ja schon recht deutlich zu kosten bekommen hatte.

Der Zusammenstoß mit dem Baronet genügte jedoch, so geringfügig er auch war, den wackern Kapitän von seinem Überschuß an Elektrizität zu entladen. Ein so ausgeglichener Charakter mußte ja sein Gleichgewicht bald wiederfinden. So saß er denn auch ganz heiter gegenüber Thompson an der Frühstückstafel, in die der Seegang viele Lücken gerissen hatte.

Seine gute Laune verdüsterte sich freilich wieder, als er, aufs Deck zurückgekehrt, noch immer den schwarzen Punkt sah, auf den ihn Hamilton hingewiesen hatte und der sich immer in der

Kielwasserrichtung der »Seamew« hielt. Diese Hartnäckigkeit gab zu denken.

Sollte der Dampfer vom Gouverneur San Miguels etwa ausgeschickt sein, ihn zu verfolgen? Es konnte sich ja ebensogut nur um ein Paketboot handeln, das den regelmäßigen Dienst zwischen den Azoren und Madeira versah. Die Sache mußte sich übrigens in kurzer Zeit aufklären.

Von den Sorgen der Kommandobrücke wußte das Spardeck zwar nichts, trotzdem ging es da weniger lebhaft zu als gewöhnlich. Nicht allein hatte der noch immer etwas grobe Seegang die Zahl der Promenierenden verringert, es schien auch noch die Unzufriedenheit von gestern auf den noch gesunden Passagieren zu lasten. Meist gingen diese einzeln hin und her. Ohne von den überall aufgestellten bequemen Armstühlen Gebrauch zu machen, blieben andre sogar ganz still stehen und lehnten sich an die Bordwandstützen, um sich besser im Gleichgewicht zu halten.

Mit seinem verwundeten Herzen bot Hamilton dem Winde die von der erlittenen Schmach gerötete Stirn. Um nichts in der Welt hätte er an irgend jemand ein Wort gerichtet. Mit all seiner Würde umgürtet, wiederholte er sich bis zum Überdruß den Auftritt von heute Morgen, während seine von Lady Hamilton behütete Tochter mit Tigg plauderte, der infolge der Erkrankung der Misses Blockhead zeitweilig seine Freiheit wiedererlangt hatte.

Hamilton bemerkte das vertrauliche Gespräch. Er, nur er stand hier allein. Wenn nur wenigstens sein Freund Don Hygino dagewesen wäre! Don Hygino lag aber, ein Opfer der Seekrankheit, in seiner Kabine, und Hamilton fühlte es bitter, so von Gott und aller Welt verlassen zu sein.

Wenn man die mürrischen Gesichter der Seinigen sah, hätte man darauf geschworen, daß sie von dem Mißmute des Baronets angesteckt wären.

Da Dolly in ihrer Kabine noch mit Aufräumen beschäftigt war, hatte sich Alice Lindsay, die augenblicklich allein war, ganz hinten auf dem Deck auf einen Platz gesetzt, den sie besonders liebte. An die Reling gelehnt, ließ sie einen irrenden Blick übers Meer schweifen, in dem die ganze Traurigkeit lag, die eben ihre Seele bedrückte.

Zehn Schritt von ihr schien der unbeweglich dastehende Jack sich innerlich mit einer schwierigen und komplizierten Arbeit abzumühen.

Als er darüber genug nachgesonnen zu haben glaubte, ging Jack langsam auf seine Schwägerin zu und setzte sich neben sie.

In ihre Träumereien verloren, bemerkte diese gar nicht die Anwesenheit der finstern, meist schweigsamen Persönlichkeit.

»Alice!« murmelte Jack.

Mrs. Lindsay erzitterte ein wenig und richtete auf ihren Schwager einen Blick, der noch von den Nachbildern des eben Gesehenen verschleiert erschien.

»Alice, wiederholte Jack, ich möchte mit Dir etwas sehr wichtiges besprechen. Dieser Augenblick eignet sich dazu besonders, da das Spardeck so gut wie leer ist. Bist Du erbötig, mich anzuhören, Alice?

– So sprich, Jack, ich höre, antwortete Alice gutmütig, doch etwas erstaunt über die feierliche Vorrede.

– Ich werde, wie Du weißt, fuhr Jack nach kurzem Zögern fort, nun bald einunddreißig Jahre alt. Das ist ja am Ende noch kein hohes Alter, ich habe aber doch keine Zeit mehr zu verlieren, wenn ich mein Leben anders gestalten will. Das, was ich bisher geführt habe, ist mir schrecklich genug gewesen, ich sehne mich nach einem andern, einem nützlicheren, fruchtbaren Leben. Kurz, Alice, ich gedenke zu heiraten.

– Das ist recht, Jack, stimmte ihm Alice bei, die nur erstaunt war, daß ihr Schwager diesen Augenblick für sein Geständnis

gewählt hatte. Da wirst Du Dir nur eine Frau suchen müssen, und das dürfte Dir nicht schwer fallen...

– Das ist schon geschehen, Alice, unterbrach sie Jack Lindsay, oder mein Herz hat vielmehr schon eine dazu ersehen. Ich kenne, achte und liebe sie schon lange. Doch ob sie mich wohl liebt, Alice, oder ob ich hoffen darf, daß das jemals der Fall sein wird?«

Ein wunderbarer Instinkt ist den Frauen eigen und verrät ihnen jede drohende Gefahr. Bei den ersten Worten Jacks hatte Alice herausgeföhlt, was sie bedrohte. Den Kampf abwehrend und mit kurzer, kalter Stimme antwortete sie:

»Ja, da wirst Du sie fragen müssen, mein Lieber.«

Jack bemerkte die Veränderung, die im Tone seiner Schwägerin lag. In seinen Augen leuchtete ein Blitz auf.

Mit großer Anstrengung gelang es ihm jedoch noch, sich zu bemeistern.

»Nun, das tue ich hiermit, Alice, antwortete er, und ich erwarte ängstlich die Entscheidung... Alice, fuhr er fort, als diese hartnäckig schwieg, möchtest Du nicht denselben Namen behalten und nur einen neuen Gatten an Deiner Seite sehen?«

Da zerknitterte Alice ihr Taschentuch zwischen den Fingern und wandte sich tränenden Auges von ihrem Schwager ab.

»Da verrätst Du ja eine sehr plötzliche und unerwartete Leidenschaft, sagte sie halb scherzend.

– Eine plötzliche Leidenschaft! rief Jack. Kannst Du das wirklich sagen, Alice? Wäre es wahr, daß Du niemals bemerkt hättest, wie ich Dich liebe?

– Sprich ein solches Wort nicht aus, unterbrach ihn Alice heftig. Nein, ich habe nie etwas von dem bemerkt, was Du da sagst. Bei Gott, wenn ich etwas davon bemerkt hätte, glaubst Du, ich wäre so töricht gewesen, Dich uns auf dieser Reise begleiten zu lassen?

– Du bist hart gegen mich, Alice, sagte Jack. Womit habe ich denn Deinen Unwillen verdient? Wenn Dich mein Antrag so sehr überrascht, so nimm Dir Zeit, mich zu prüfen, raube mir aber nicht jede Hoffnung.«

Mrs. Lindsay sah ihrem Schwager gerade ins Gesicht.

»Im Gegenteil, es ist besser, Dir jetzt jede Hoffnung zu rauben,« erwiderte sie fest.

Mit allen Anzeichen tiefsten Schmerzes ließ Jack den Kopf in die Hände sinken. Alice fühlte sich ergriffen.

»Ich bitte Dich, Jack, fuhr sie milder fort, hier liegt wohl ein Mißverständnis zugrunde. Vielleicht täuschest Du Dich, ohne es zu wollen. Vielleicht, setzte sie zögernd hinzu, ist unsre gegenseitige Stellung die Ursache dieses Irrtums.

– Was soll das heißen? fragte Jack, den Kopf erhebend.

– Ich bin nur so kurze Zeit die Frau Deines Bruders gewesen, fuhr Alice unter sorgsamer Wahl ihrer Worte fort, daß Du Dich vielleicht verletzt gefühlt hast, sein ganzes Vermögen auf mich übergehen zu sehen. Vielleicht hast Du Dich dadurch geschädigt... beraubt geglaubt...«

Jack Lindsay machte eine abwehrende Bewegung.

»Ich stehe hier auf einem heißen Boden, nahm Alice weiter das Wort. Sieh, ich bemühe mich nach Kräften, jedes Wort zu vermeiden, das Dich peinlich berühren könnte. Du mußt schon verzeihen, wenn mir das nicht immer gelingt. Anderseits bist Du vielleicht in Verlegenheit... oder gar dem Ruin nahe. Da ist es ja natürlich, daß Du an eine Heirat gedacht hast, die Deine Verhältnisse ordnen und gleichzeitig wieder gut machen würde, was Du für eine Ungerechtigkeit ansehen magst. Wenn Du so dachtest, nimmst Du vielleicht für Liebe, was nur eine reine Familienanhänglichkeit war.

– Fahre nur fort, sagte Jack trocken.

– Nun, Jack, wenn es so ist, kann ja noch alles geordnet werden. Da ich das Glück habe, nicht nur reich, sondern sogar

sehr reich zu sein, warum sollte ich Dir da nicht schwesterlich entgegenkommen? Könnte ich nicht Deine Schulden, wenn solche vorhanden sind, tilgen, Dir dann im Leben weiterhelfen und Dir schließlich eine Art Mitgift aussetzen, die es Dir ermöglichte, eine andre Frau als Deine Schwägerin zu finden?

– Du wirfst mir einen Knochen zum Abnagen vor, knurrte Jack und schlug die Augen nieder.

– Was sagst Du? rief Alice. Ich muß doch in der Wahl meiner Worte sehr unglücklich gewesen sein, um eine solche Antwort zu bekommen. Du kannst Dir nicht vorstellen, welcher Kummer...«

Mrs. Lindsay konnte nicht ausreden. Jack hatte sich, seinen Stuhl kräftig zurückstoßend, erhoben.

»Ach was, schöne Redensarten, stieß er mit bösem Blick und harter Stimme hervor. Du brauchst Deine Weigerung nicht mit solchen Redensarten zu schmücken. Du weisest mich zurück. Sprechen wir nicht mehr darüber. Es wird jetzt meine Sache sein, zu überlegen, was ich zu tun habe.«

Damit verließ er seine Schwägerin, die sich, durch diesen Auftritt und den Ausgang, den er genommen hatte, tief erregt, in die beruhigende Einsamkeit ihrer Kabine zurückzog. Jack entfernte sich, vor Zorn zitternd. Nach und nach legte sich sein Zorn aber wieder, und er konnte dann seine Lage kühl übersehen.

Mußte er denn unbedingt auf das ersehnte Vermögen verzichten? sagte er sich entschieden. Nein, es galt nur, das Mittel, sich seiner zu bemächtigen, zu finden, da Alice sich weigerte, seine Frau zu werden.

Beim Essen erschien diese nicht. Vergebens klopften ihre Schwester an die Türe. Sie beharrte dabei, allein zu bleiben.

Erst am nächsten Tage nahm sie das gewohnte Leben an Bord wieder auf. Da schien aber alles vergessen zwischen Schwager und Schwägerin. Beide hatten ohne Zweifel ihre

Entschließungen als unverletzliches Geheimnis des Herzens vergraben.

Im Laufe dieses Tages, des 27. Mai, wurde das Meer merkbar ruhiger und damit wuchs auch die Zahl der gesunden Passagiere. Am Abend waren die Gebrüder da Veiga und die Familie Blockhead die einzigen, die das Spardeck nicht mit ihrer Gegenwart verschönten.

Während aber das Leben an Bord der »Seamew« wieder seinen gewohnten Lauf nahm, schien deren Kapitän über recht schwarze Pläne zu brüten. Zerstreut und in Gedanken versunken, wandelte er seit zwei Tagen auf der Kommandobrücke hin und her und rieb sich in bedrohlicher Weise die Nase. Immer und immer wieder kehrten sich seine Augen halb schielend dem ihm von Hamilton bezeichneten Punkt zu, den dieser wenige Stunden nach der Abfahrt für einen der Berggipfel von San Miguel angesehen hatte.

Am Morgen des 28. war sein Verhalten noch dasselbe, sobald er aber auf dem Deck erschien, nahm er sein Fernrohr zur Hand und sah nach dem Punkte hinaus, von dem er sich fast gar nicht losreißen konnte.

»Tod und Teufel, wandte er sich wetternd Artimon zu, indem er das Instrument sinken ließ, da sitzen wir in einer hübschen Schlinge, mein Herr!«

Schon lange war bei ihm jeder Zweifel geschwunden. Die »Seamew« steuerte jetzt nicht geraden Weges nach Madeira. Dem Programme entsprechend, sollte vorher die Insel Porto-Santo umschifft werden, und der Weg von Ponta-Delgada nach Porto-Santo macht einen ziemlich großen Winkel mit der Fahrstraße, die Madeira mit der Hauptstadt San Miguel verbindet. Das unbekannte Fahrzeug hatte aber denselben Weg eingeschlagen, der eigentlich nirgends endete, es hielt sich jedoch bisher in der gleichbleibenden Entfernung von ungefähr

vier Seemeilen. Daß es auf den Dampfer Jagd machte, unterlag jetzt keinem Zweifel mehr.

Daß die beiden Schiffe immer gleich fern voneinander blieben, gewährte ja dem Kapitän einige Beruhigung; er würde so wenigstens nicht überholt werden. Doch das war schließlich kein Wunder. Das portugiesische Schiff hatte jedenfalls auch auf den Azoren Kohlen übernommen. Immerhin mußte sich der Kapitän sagen, daß diese Fahrt doch nicht ewig so fortgehen konnte, endlich würde man nach Madeira kommen und Madeira war noch Portugal.

Seit achtundvierzig Stunden wälzte der Kapitän diese Fragen im Kopfe herum, ohne sich dafür eine befriedigende Antwort geben zu können. Wäre er der Herr gewesen, so wäre er, statt sich dem neuen Kerkermeister zu überliefern, geradeaus weitergedampft bis zur Erschöpfung der Kohlen und aller brennbaren Dinge, die sich an Bord vorfanden. Dann hätte es sich gezeigt, wer die größten Kohlenbunker hatte. Herr und Meister war er leider nur zur Hälfte, und das unter der Bedingung, die »Seamew« auf die verdammte Reede von Funchal, der Hauptstadt von Madeira, zu führen. Das erhielt ihn immer in heller Wut.

Für irgendetwas mußte man sich jedoch wohl oder übel entscheiden, als am 28. Mai Vormittag gegen zehn Uhr der Gipfel von Porto-Santo über dem Horizont aufzusteigen begann. Dem armen Kapitän blieb ja nichts andres übrig, als das Thompson zu melden, und daß er dabei die Ohren hängen ließ, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden.

Zu seiner freudigen Überraschung wurde die Meldung nicht so schlecht aufgenommen, wie er befürchtet hatte.

»Sie glauben also, Herr Kapitän, sagte nun Thompson, daß jenes Schiff ein portugiesisches ist?«

– Das glaube ich bestimmt.

– Und daß es uns verfolgt?

- Das glaube ich leider auch.
- Dann, lieber Kapitän, sehe ich nur eines, was wir zu machen haben.
- Und das wäre?...
- O, sehr einfach: zu stoppen.
- Zu stoppen?
- Mein Gott, ja freilich, Kapitän, zu stoppen.«

Der Kapitän stand bestürzt mit schlenkernden Armen und weit aufgerissenen Augen da.

»Amen, Herr Thompson,« würgte er endlich mit Mühe hervor, ohne diesmal beim Barte seiner Mutter zu schwören.

Wie ein Held befolgte er den erhaltenen Befehl. Die Schraube stand still. Die »Seamew« lag unbeweglich auf dem Meere, und die Entfernung, die sie von dem sie verfolgenden Schiffe trennte, wurde sichtbar kleiner. Das erwies sich in der Tat als ein portugiesisches Kriegsschiff, was man an dem langen Wimpel erkannte, der am Großmast flatterte. Zwanzig Minuten später war es bis auf eine Seemeile an die »Seamew« herangekommen. Da ließ Thompson ein Boot aussetzen, worin die Polizisten Platz nahmen. Pip wußte sich gar nicht zu fassen. Jetzt lieferte man also die Geiseln aus!

Der Leutnant und sechs seiner Leute hatten sich aber nicht mit ihren Kameraden eingeschifft. Das Erstaunen des Kapitäns konnte jedoch keine Grenzen mehr, als er auch diese erscheinen sah, vor allem, als er sah, welch merkwürdige Pakete sie schleppten.

Diese Pakete, menschliche Pakete, waren nichts andres als Edel Don Hygino Rodriguez da Veiga und seine zwei Brüder. Noch leidend unter den Nackenschlägen Neptuns und mehr tot als lebendig, leisteten sie nicht den geringsten Widerstand. Der Kapitän sah sie ohne Gefühl und Bewußtsein über den Bordrand hinuntersieren.

»O, zum Kuckuck, auch das noch!« murmelte der wackre Kapitän, der für das, was er sah, keine Erklärung finden konnte.

Noch erstaunter als er war aber Sir Hamilton. Entrüstet über die so vornehmen Herren widerfahrene Behandlung, setzte er seinen gewohnten Protesten jetzt doch klugerweise einen Dämpfer auf und begnügte sich, einen zufällig in seiner Nähe stehenden Matrosen nach einer Erklärung zu fragen.

Damit kam er aber schlecht an. Der alte, gebräunte, wetterharte und durch die lange Gewöhnung der Betrachtung des endlosen Meeres alles Interesses für menschliche Kleinigkeiten entwöhnte Mann wußte nichts und blieb gleichgültig dabei, nichts zu wissen. Auf die Fragen des Baronets schob er nur als Zeichen seiner Unkenntnis die Schultern in die Höhe, kam aber doch dazu, wenigstens seine Pfeife aus dem Munde zu nehmen.

»Das sind sonderbare Leute, erklärte er, die, wie gesagt wird, Kieselsteine verschluckt haben. Wahrscheinlich ist das in Portugal verboten.«

Hamilton mußte sich mit dieser Antwort zufriedengeben. In der Selbstbefriedigung über seine Erklärung sog der alte Matrose von neuem an seinem Pfeifenstummel, und die Augen auf die schnell dahingehenden Wellen gerichtet, dachte er schon wieder an ganz andre Dinge.

Die Wahrheit sollte Hamilton, ebenso wie die übrigen Passagiere, erst später erfahren. Das war eine schwere Prüfung für den eiteln Baronet.

»Erinnern Sie sich unsres Vertrages, hatte Thompson zu dem Leutnant gesagt, als sich dann auch dieser verabschiedete.

– Darüber können Sie ruhig sein«, hatte der Offizier geantwortet.

Gleich nachher wurde das Boot abgestoßen. Als seine Ladung dann auf den Aviso übergeführt war, kehrte es zur

»Seamew« zurück, deren Schraube sich sofort wieder in Bewegung setzte.

Der Kapitän begriff noch immer nichts von dem Vorgange. Thompson war aber noch nicht ganz beruhigt. Der Aviso konnte ja, trotz der Versicherung des Leutnants, die Jagd, und jetzt in Kanonenschußweite, wieder aufnehmen.

Der Offizier schien aber seine Zusage ehrlich gehalten zu haben, und auch die von ihm gegebenen Erklärungen mußten wohl befriedigt haben. Bald beschrieb nämlich der Aviso einen großen Halbkreis über Steuerbord und verschwand im Norden unter dem Horizonte, zur gleichen Zeit, als im Süden die Ufer von Porto-Santo auftauchten.

Gegen Mittag fuhr man längs dieser bergigen Insel an deren Nordseite hin, dann schlug die »Seamew« einen Kurs nach Südsüdwest ein, und steuerte gerade auf das etwa noch dreißig Seemeilen entfernte Madeira zu, das seine mächtige Masse über das Wasser zu heben begann.

Zwei Stunden später erblickte man das Cap São-Lourenço, während auch die »Desertas« sichtbar wurden, deren drei Eilande mit den Klippen der »Salvages« den Archipel vervollständigen.

In diesem Augenblick entrollte sich das Bild der Nordküste der Insel in all seiner Mächtigkeit vor den Blicken der Passagiere.

Als Gott einst Madeira schuf, konnte er nicht beabsichtigt haben, etwas Neues entstehen zu lassen.

Auch hier wieder die hohen steilen Uferwände, die spitzigen, wilden Gipfel, die aufgetürmten Berge, mit tiefen, düstern Tälern dazwischen. Alles nach dem Modell der Azoren, nur in vollendet, vergrößerter, verzehnfachter Ausführung.

Über den Ufern dehnt sich noch ein andres Meer unter dem Himmelsgewölbe aus. Dieses Meer von Grün hat als Wellen eine Unzahl riesiger Bäume. In der halben Höhe von diesem

Hochwald wie von Rasen überzogen, steigen die Berge übereinander auf, immer mächtiger und mächtiger, bis sie im Mittelpunkt der Insel von dem achtzehnhundertfünfzig Meter hohen Pic Ruivo überragt werden.

Allmählich trat das nördliche Ufer weiter hervor und endlich wurde das Cap São-Lourenço, das östliche Ende der Insel, gegen drei Uhr umschifft. Die »Seamew« näherte sich ihm bis auf weniger als zwei Seemeilen, wobei man an seinem Ende den Signalmast und das Leuchtfeuer bequem erkennen konnte.

Der Kapitän fuhr dann noch näher an das Ufer heran, und nun zeigte sich die südliche Küste den Blicken der begeisterten Passagiere.

Zunächst sah man die niedrigen Felsen, aus denen das Cap São-Lourenço ebenso besteht, wie die Landzunge, die es mit der übrigen Insel verbindet. Weiterhin erhob sich die Küste mehr und bildete eine Art ungeheurer Brustwehren, an die sich die Berge des Innern anlehnten. Zwischen jeden von diesen liegen, aus der Ferne gesehen, liebliche Dörfer: Machico, Santa-Cruz, Canizal, die Morgan im Vorüberfahren nannte.

Um vier Uhr erhob sich vor dem Fahrzeuge ein andres Kap, das »Cap Garajao«. Wenige Schraubenumdrehungen genügten, es zu umschiffen, und kurze Zeit darauf ankerte die »Seamew« auf der Reede von Funchal, inmitten einer zahlreichen Flotte, an deren Masten die Flaggen aller Nationen wehten.

Dreizehntes Kapitel

Die Lösung eines Anagramms

Neunhundert Kilometer von der nächsten Spitze Europas, siebenhundert von Marokko, vierhundert vom Archipel der Kanarischen Inseln, und durch vierhundertsechzig Seemeilen von dem zu den Azoren gehörigen Santa Maria getrennt, erstreckt sich Madeira über eine Länge von siebzig Kilometern, fast auf dem Schnittpunkt des dreiunddreißigsten Grades nördlicher Breite und des neunundzwanzigsten Grades westlicher Länge.

Eine großartigere Oase in der Sahara des Meeres kann man sich kaum vorstellen.

Von der Gebirgskette, deren höchster Kamm bis neunzehnhundert Meter nahe an der Nordküste der Insel hinausreicht und deren riesiges Rückgrat er bildet, zweigen sich Nebenketten wie Zuflüsse dieses Gipfelstromes ab. Gegen Norden einerseits und gegen Süden anderseits durch tiefe Täler mit der herrlichsten Vegetation erfüllt, endigen sie im Meere, in das sie wie Zähne hinausragen.

Starr und eigensinnig erscheinen die Küsten dieser Königin des westlichen Atlantischen Ozeans, so, als hätte sie ein riesiges Locheisen ausgeschnitten. Mit einem einzigen Stoße haben sie platonische Kräfte in weitentlegner Vorzeit aus den Wassern herausgehoben, die rings um sie eine Tiefe von vier Kilometern haben.

Und dennoch bietet die Insel, trotz der wilden Felsmassen, die mit viel farbigen Tuffsteinen geschmückt sind, trotz ihrer

starken Bodenverschiedenheiten einen reizend schönen Anblick. Ein unvergleichlicher Mantel von Grün, der die zu scharfen Ecken mildert, die zu spitzen Gipfel abrundet, reicht bis zum äußersten Uferrande herunter.

Auf keinem andern Punkte der Erde entwickelt die Vegetation eine solche Kraft, einen solchen Reichtum. Auf Madeira werden unsre Sträucher zu Bäumen und unsre Bäume erreichen kolossale Größenverhältnisse. Hier noch mehr als auf den Azoren finden sich die Gewächse der verschiedensten Klimate. Blumen und Früchte von allen fünf Erdteilen gedeihen hier in üppigster Fülle. Die Wege sind mit Rosen eingezäunt, und man braucht sich nur zu bücken, um zwischen den Grashalmen Erdbeeren pflücken zu können.

Was mußte diese paradiesische Insel erst zur Zeit ihrer Entdeckung gewesen sein, als die Bäume, die heute jung sind, damals aber Jahrhunderte alt waren, die Berge mit ihrem riesigen Gezweig überragten! Die ganze Insel war damals nur ein ungeheurer Wald, der für die Kultur keinen Fuß breit Erde freiließ, und der erste Gouverneur sah sich deshalb genötigt, das undurchdringliche Dickicht durch Feuer zu zerstören. Die Chronik berichtet, daß der Brand jener Zeit sechs Jahre hintereinander gewütet habe, und man behauptet, daß die Fruchtbarkeit des Bodens von der vielleicht nötigen, aber doch barbarischen Zerstörung herrühre.

Abgesehen von allem andern, ist es aber sein herrliches Klima, dem Madeira seine überreiche Vegetation verdankt. In dieser Beziehung kann kaum ein andres Land mit ihm verglichen werden. Im Sommer weniger warm als die Azoren und im Winter weniger kalt als diese, wechselt die Temperatur kaum um zehn Zentigrade. Hier ist das Paradies der Kranken.

Anfang Winters kommen sie auch in großen Scharen hierher, vorzüglich Engländer, die ihre Gesundheit unter dem milden, azurblauen Himmel wieder erlangen wollen. Dadurch fließen

den Bewohnern Madeiras jährlich mindestens drei Millionen Francs zu, während die Gräber, für die, die nicht mehr heimkehren, aus Madeira – nach einer etwas starken Bezeichnung – »den größten Friedhof von London« gemacht haben.

An der Südküste der Insel und unmittelbar am Meer erhebt sich die Hauptstadt Funchal. Tausend Schiffe ankern jährlich auf ihrer offnen Reede und zahllose Fischerbarken durchkreuzen diese, am Tage mit den weißen Punkten ihrer Segel, in der Nacht mit dem täuschenden Köder ihrer Lichter.

Kaum hatte sich der Anker der »Seamew« in den Grund eingesenkt, als das Schiff schon von einer Menge von halbnackten Kindern geführten Booten umschwärmt wurde, von Kindern, deren gleichzeitiges Geschrei ein wirkliches Höllenkonzert bildete. In ihrem anglo-portugiesischen Jargon boten sie Blumen oder Früchte an oder baten auch die lachenden Passagiere, kleine Geldstücke ins Wasser zu werfen, die sie als geschickte Schwimmer und Taucher vom Grunde herausholen wollten.

Als das Sanitätsamt freien Verkehr gestattet hatte, legten die Canots an der Schiffswand an und erboten sich, die Passagiere ans Land zu bringen.

Für heute waren das unnütze Angebote, denn zu einem Besuch Funchals war es bereits zu spät.

Zwei der Reisenden glaubten aber doch, den Dampfer verlassen zu sollen. In diesen beiden Ungeduldigen erkannte man die jungen Eheleute, die eben unter jedem Himmel ihre Liebe spazieren führten. Jeder mit einer kleinen Reisetasche in der Hand, begaben sie sich – Ehemann und Ehefrau – in ein Canot, das sie unbemerkt herangewinkt hatten. Mit heuchlerisch verlegner Miene, aber mit einer geheimen Freude, die trotz alledem aus ihren niedergeschlagenen Augen leuchtete, verschwanden sie schnell und bescheiden aus dem Kreise der

Reisegefährten, die ihnen voller Teilnahme an ihrem Glücke lange nachsahen.

Diese blieben also an Bord zurück. Im Programm war ein Aufenthalt von sechs vollen Tagen für Funchal vorgesehen, an Zeit hätte es also nicht gefehlt, daß hier auch ein Ausflug in Aussicht genommen worden wäre. War das nur eine Vergeßlichkeit Thompsons oder meinte er, die Insel Madeira böte nirgends ein Landschaftsbild, das aufzusuchen der Mühe lohnte? Aus dem Programme war hierüber nichts zu sehen.

Hamilton übernahm es, weitere Aufklärung zu verschaffen.

Seit ihrem letzten Scharmützel sprachen Thompson und er kaum noch miteinander. Gegenüber seinen zwei störrischen Passagieren – Saunders und Hamilton – tat sich Thompson keinen Zwang mehr an. Immer zuvorkommend, geschäftig und von fast zu großer Liebenswürdigkeit, wenn er es mit andern Passagieren zu tun hatte, blieb er gegen jene beiden zwar höflich, doch immer kurz angebunden und kalt. Der Baronet mußte sich ebenso Zwang antun, den verhaßten Thompson anzusprechen.

»Wie kommt es, mein Herr, fragte er hochmütigen Tones, daß Sie in den sechs Tagen unsres Aufenthalts auf Madeira keinen einzigen Ausflug angesetzt haben?

– Sehen Sie doch das Programm an, mein Herr, antwortete Thompson trocken.

– Recht schön, sagte Hamilton, sich in die Lippen beißend. Würden Sie uns dann wenigstens mitteilen, wo wir Unterkunft finden werden?

– Sehen Sie doch das Programm an, mein Herr, wiederholte Thompson gelassen.

– In diesem Punkte ist es stumm, Ihr Programm. Kein Hinweis darin, kein Hotel angegeben... nichts, gar nichts!

– So, und das Schiff hier...? wendete Thompson ein.

– Was? rief Hamilton außer sich. Hätten Sie wirklich die Kühnheit, uns an Bord der »Seamew« gefangen halten zu wollen? Und das nennen Sie Madeira besuchen?

– Sehen Sie doch das Programm an!« antwortete Thompson zum dritten Male, indem er seinem reizbaren Reisegast den Rücken zukehrte.

Der unglückliche Unternehmer geriet aber aus der Scylla in die Charybdis, als er sich jetzt einem neuen Feinde gegenüber sah.

»Wahrhaftig, mein Herr, erschallte die schnarrende Stimme des Herrn Saunders, das muß man sehen, Ihr Programm! Es ist aber die reine Prellelei, Ihr Programm, dafür rufe ich alle diese Herren als Zeugen auf.«

Saunders drehte sich ringsum und nahm als Zeugen alle Passagiere, die schon einen Kreis um die beiden Streitköpfe gebildet hatten.

»Wie, fuhr Saunders erregt fort, diese Insel hätte gar nichts Sehenswertes zu bieten? Nachdem wir wie eine Herde Tiere durch menschenarme und weglose Länder geschleppt worden sind, wagen Sie uns an Bord Ihres... Ihres...«

Saunders fand nicht gleich das treffende Wort.

»Ihres Holzschuhs, Ihres verteufelten Holzschuhs zurückhalten zu wollen, stieß er endlich hervor, und das jetzt, wo wir an einem ziemlich zivilisierten Lande liegen!«

Thompson klimperte, die Augen gen Himmel gerichtet und die eine Hand in der Hosentasche, mit einem Schlüsselbunde und erwartete phlegmatisch das Ende des Ungewitters. Dieses Verhalten reizte Saunders erst recht.

»Nein, rief er weiter, das lassen wir uns nicht gefallen!

– Nein, nun und nimmermehr! sekundierte ihm Hamilton.

– Wir werden schon sehen, ob es noch Richter in London gibt!

– Ja, das werden wir! stimmte der Baronet Saunders energisch bei.

– Und um einen Anfang zu machen, gehe ich ans Land... ja, ich! Ich begebe mich in ein Hotel... ich! In ein Hotel ersten Ranges, mein Herr, und das auf Ihre Kosten!«

Saunders stürmte bei diesen Worten schon die Treppe nach den Kabinen hinunter. Bald sah man ihn mit seinem Reisesack wieder erscheinen und nach Herbeirufung eines Bootes das Schiff mit majestätischer, doch etwas geräuschvoller Würde verlassen.

Wenn sich die meisten Reisenden auch solcher heftigen Proteste enthielten, so billigten sie doch innerlich das Auftreten ihres Gefährten. Nicht einen gab es, der die Leichtfertigkeit der Agentur Thompson nicht streng verurteilt hätte, und viele unter ihnen dachten sich gewiß nicht darauf zu beschränken, daß sie nur in den Gassen der Hauptstadt Madeiras umherliefen.

Alice und Dolly Lindsay würden jedenfalls die Insel selbst etwas durchstreifen wollen, ja sie hatten das sogar schon beschlossen, und natürlich sollte Roger sie dabei begleiten.

Der war es auch, der es übernahm, von Morgan vorher einige unentbehrliche Aufschlüsse und Ratschläge einzuholen. Er hoffte bei dieser Gelegenheit auch gleich, sich von einem Zweifel zu befreien, den er bezüglich des Dolmetschers der »Seamew« schon gar zu lange mit sich herumtrug.

»Bitte um einige Auskunft, mein lieber Herr, sagte er, als er nach dem Abendessen nicht ohne ein leises malitiöses Lächeln Morgan in den Weg trat.

– Ganz zu Ihrer Verfügung, werter Herr, antwortete Morgan.

– Die Familie Lindsay und ich, fuhr Roger fort, wir denken einen Ausflug ins Innere von Madeira zu unternehmen. Würden Sie die Güte haben, uns mitzuteilen, wohin wir uns da am besten wenden sollen?

– Ich? rief Morgan, den Roger beim Scheine der Leuchtfeuer bis über die Ohren erröten sah. Das bin ich leider nicht imstande. Ich weiß ganz und gar nichts von dieser Insel Madeira!«

Zum zweiten Male empfand es Morgan, wie sehr er seine Pflicht vernachlässigt hatte. Das betrübte ihn und erniedrigte ihn auch. Welch schwachen Willen hatte er doch! Welche Gedanken lenkten ihn von dem ab, was ihm doch das Wichtigste sein sollte!

Als er dieses Geständnis hörte, schien Roger darüber recht unzufrieden zu sein.

»Wie, sagte er, sind Sie denn nicht der Dolmetscher und Reiseführer des Schiffes?

– Ja, das bin ich, antwortete Morgan eiskalt.

– Wie kommt es dann, daß Sie über Madeira so völlig ununterrichtet sind?«

Morgan, der das Stillschweigen einer erniedrigenden Verteidigung vorzog, antwortete durch eine ausweichende Bewegung.

Roger nahm eine höhnische Miene an.

»Sollte es vielleicht daran liegen, meinte er, daß Sie keine Muße gefunden haben, Ihre getreuen Schmöker nachzulesen? Es ist ja schon lange her, daß man Ihr Kojenfenster nicht erleuchtet gesehen hat.

– Was wollen Sie damit sagen? fragte Morgan, der jetzt scharlachrot geworden war.

– Nun, zum Kuckuck, nichts andres, als was ich eben sagte.«

Morgan, der nicht recht wußte, woran er war, antwortete darauf nicht. Die Ironie der Worte seines Landsmanns hatte doch einen gewissen freundschaftlichen Unterton. Er blieb sich unklar, sollte aber bald aufgeklärt werden. Zu seiner großen Verwunderung faßte ihn Roger mit unerwarteter Vertraulichkeit am Arme und sagte ihm gerade ins Gesicht:

»Wohlan, mein Lieber, gestehen Sie es nur: Sie sind ebensowenig Dolmetscher, wie ich Papst bin.

– Ich kann nur gestehen, daß ich Sie nicht verstehe, wehrte Morgan ab.

– Ich verstehe mich aber, gab Roger zurück. Das genügt. Offenbar sind Sie augenblicklich Dolmetscher, das liegt ja ebenso auf der Hand, wie daß ich etwa jetzt Seemann bin. Es ist aber ein ander Ding, etwas dergleichen von Berufs wegen zu sein. – Habe ich vielleicht das Aussehen eines Pfarrers? Doch gleichviel, wenn Sie Dolmetscher sind, müssen Sie wenigstens zugeben, kein berühmter zu sein.

– Aber ich bitte Sie... protestierte Morgan, doch mit einem flüchtigen Lächeln.

– Es ist aber so! erklärte Roger nachdrücklich... Sie erfüllen Ihren Beruf herzlich schlecht. Sie führen nicht, sondern lassen sich führen. Man hört von Ihnen weiter nichts, als einige trockne, aus einem Reisehandbuche aufgelesene Worte. Und das nennt sich ein Cicerone!

– Aber ich möchte doch....« stotterte Robert Morgan.

Roger schnitt ihm wiederum das Wort ab. Mit einem gutmütigen Lächeln auf den Lippen und mit ausgestreckter Hand stellte er sich gerade vor ihn hin und sagte:

»Beharren Sie doch nicht länger auf einem so durchsichtigen Inkognito. Ein Professor wie mein Spazierstock, ein Cicerone wie meine Zigarre... Sie segeln unter falscher Flagge, mein Lieber, gestehen Sie's nur ein!

– Unter falscher Flagge? wiederholte Morgan.

– Jawohl; Sie haben sich in die Haut eines Cicerone-Dolmetschers gesteckt, wie man einen geliehenen Maskenanzug anlegt.«

Robert Morgan zitterte. Daß sein früherer Entschluß, diese Rolle zu spielen, richtig gewesen war, daran zweifelte er ja nicht. Doch sollte er aus falschem Stolz hier in seiner

Verlassenheit die Freundschaft zurückweisen, die ihm mit so viel Vertrauen geboten wurde?

»Nun ja, es ist, wie Sie sagen, gestand er jetzt ein.

– Sapperment! entfuhr es Roger, der dem jungen Mann die Land drückte und ihn mit sich fortzog. Ich hatte es ja schon lange erraten. Ein gebildeter Mann wird seinesgleichen doch auch unter der Kohlenhaut eines Heizers erkennen. Jetzt aber, wo der Bann einmal gebrochen ist, werden Sie mir hoffentlich Ihr Vertrauen auch weiter schenken. Wie sind Sie dazu gekommen, eine solche Stellung anzunehmen?«

Morgan seufzte.

»Wäre es vielleicht... drängte Roger.

– Wäre es was denn?

– Etwa die Liebe?

– Nein, versicherte Morgan, nur die Armut.«

Roger blieb plötzlich stehen und erfaßte die Hand seines Landsmannes. Dieser Beweis von Teilnahme ging Morgan zu Herzen und rührte ihn so sehr, daß er sich ohne Zurückhaltung weiter offenbarte, als der andre fortfuhr:

»Die Armut! Nun, mein Lieber, da rechnen Sie getrost auf mich. Sein Unglück mitzuteilen, soll ja, wie man sagt, eine Erleichterung sein, und Sie werden dafür nie einen inniger teilnehmenden Zuhörer finden, als mich. Ihre Eltern?

– Sind tot.

– Alle beide?

– Ja, beide. Meine Mutter starb, als ich fünfzehn Jahre zählte, mein Vater jetzt vor sechs Monaten. Bis dahin hatte ich ein Leben wie die meisten reichen jungen Leute geführt, und erst seit dem Ableben meines Vaters...

– Ja ja, ich verstehe, unterbrach ihn Roger mitleidigen Tones. Ihr Vater war jedenfalls einer von den flotten Lebemännern, die...

– Ich beschuldige ihn nicht, fiel Morgan lebhaft ein. Zeit seines Lebens hat er sich gegen mich gütig gezeigt, immer hatte er Herz und Hand für mich offen. Im übrigen stand es ihm ja frei, sein Leben nach Belieben zu gestalten. Wie dem auch sei, jedenfalls sah ich mich binnen wenigen Tagen von allen Mitteln entblößt. Alles, was ich mein nennen zu dürfen glaubte, befand sich in den Händen der Nachlaßgläubiger, und vierzehn Tage nach dem Tode meines Vaters war für mich so gut wie nichts mehr übrig. Da hätte ich nun freilich gleich daran denken sollen, mir mein Brot zu verdienen. Leider hatte ich aber, bei meiner Ungewohnheit mit den Schwierigkeiten eines solchen Lebens, ziemlich allen Halt verloren. Statt dem Ungemach die Stirne zu bieten, in Paris zu bleiben und meine dortigen Beziehungen zu benützen, quälte mich eine törichte Scham über meine neue Lage. Entschlossen, zu verschwinden, veränderte ich meinen Namen und ging nach London, wo ich meine letzten Hilfsmittel bald erschöpft hatte. Glücklicherweise erhielt ich da einen Platz als Sprachlehrer und begann schon, mich von dem erlittenen Schicksalsschlag zu erholen und Pläne zu schmieden, zum Beispiel, nach einer französischen Kolonie zu gehen und dort neue Schätze zu erwerben, da sah ich mich plötzlich wieder auf die Straße gesetzt. Nun mußte ich wohl die erste sich mir darbietende Gelegenheit ergreifen. Diese Gelegenheit nannte sich Thompson. Da haben Sie mit kurzen Worten meine Geschichte.«

»Heiter ist die ja nicht, meinte Roger. Doch sagten Sie nicht, Sie hätten Ihren Namen verändert?

– Das ist auch wahr.

– Und Ihr wirklicher Name? So, wie wir zueinander stehen, ist mir diese Frage wohl erlaubt.«

Morgan lächelte etwas bitter.

»Mein Gott, ich habe wohl schon etwas zu viel gesagt. Ich bitte Sie nur um strengste Geheimhaltung, um mich auf dem Schiffe nicht zum Gespött der andern werden zu lassen. Ich gestehe Ihnen übrigens, daß ich diese lächerliche Umtaufe heute für einen törichten Schritt ansehe. Ich wollte aber meinen wahren Namen keinen verunglimpfenden Scherzreden aussetzen. Das erschien mir als eine Erniedrigung. Welche Dummheit! Da habe ich mich denn bemüht, einen neuen Namen zu erfinden, kam jedoch zu keinem andern Ergebnisse als dem, aus ihm ein Anagramm zu bilden.

– Also ihn zu Morgan zu verdrehen.

– Ja, zu Morgan aus dem Namen Gramon. Setzen Sie davor noch eine Partikel, die mir augenblicklich – ironisch gemeint – sehr nützlich ist, und den Titel eines Marquis, der mir jedenfalls sehr große Dienste leisten wird, so kennen Sie meine Person von A bis Z.«

Roger hatte einen Ausruf der Verwunderung hören lassen.

»Alle Wetter, rief er, ich wußte doch, daß ich Sie kannte. Wenn Sie sich noch einiges Gedächtnis bewahrt haben, müssen Sie sich erinnern, daß wir, freilich als Kinder, einander zuweilen gesehen haben. Ich hatte die Ehre, von Ihrer Frau Mutter empfangen zu werden, und ich glaube sogar, wir beide sind entfernte Vettern.

– Das ist ganz richtig, bestätigte Morgan. Ich erinnerte mich dessen ebenfalls, als ich zuerst Ihren Namen nennen hörte.

– Und da gaben Sie auch mir gegenüber Ihr Inkognito nicht auf! rief Roger.

– Wozu hätte das nützen können? erwiderte Morgan. Es sind nur die von Ihnen erwähnten Umstände, die mich veranlaßt haben, Ihnen Rede zu stehen.«

Einen Augenblick gingen die beiden Landsleute schweigend nebeneinander her.

»Und Ihre Stellung als Dolmetscher? fragte Roger unvermittelt.

– Nun, was soll's mit der? sagte Morgan.

– Wollen Sie die nicht aufgeben? Ich stehe, das versteht sich von selbst, ganz zu Ihrer Verfügung.

– Und wie sollte ich das je quitt machen? Nein nein, lieber Herr Roger. Ich bin Ihnen für Ihr Anerbieten noch dankbarer, als ich es auszudrücken vermag, annehmen kann ich es aber unmöglich. Wenn ich mich bis zu dieser elenden Stellung herabgewürdigt habe, wenn ich Freunde und Vaterland verlassen habe, so geschah das, um gegen niemand Verpflichtungen auf mich zu nehmen, und dabei muß es wohl bleiben.

– Nun ja, Sie haben damit recht,« sagte Roger mit nachdenklicher Miene.

Noch lange spazierten die beiden Landsleute Arm in Arm auf und ab, und nach und nach wagte sich nun auch Roger auf das Gebiet der Geständnisse.

Es ist nie vergebens, wenn zwei junge Männer einander sich rückhaltlos offenbaren. Als sie sich jetzt trennten, hatten sie die früher zwischen ihnen bestehenden Schranken fallen sehen. Die »Seamew« trug von jetzt an wenigstens zwei Freunde mit sich fort.

Morgan hatte den angenehmsten Eindruck von der unvorhergesehenen Veränderung. Die Seelenverlassenheit, die ihn seit mehr als sechs Monaten durchkältete, hatte jetzt ein Ende. Blieb er auch für alle noch der einfache Dolmetscher, so half ihm darüber doch das Bewußtsein hinweg, wenigstens in den Augen des neugewonnenen Freundes als der dazustehen, der er wirklich war.

Solch erfreulichen Vorstellungen hingegeben, zündete er in seiner Kabine die Kerze an und vertiefte sich in das Studium Madeiras, vor allem der Stadt Funchal. Aus den unschuldigen

Scherzreden Rogers hatte er das als notwendig erkannt. Jetzt bemühte er sich, die verlorene Zeit wieder einzubringen, und arbeitete, einen Reiseführer vor sich, bis spät in die Nacht. Dann war er hierüber gut beschlagen und bereit, jede Prüfung zu bestehen, wenn die Stunde zum Besuche der Insel käme.

Um nach dem nur eine halbe Meile entfernten Ufer zu gelangen, sollten die Boote des Dampfers nicht benutzt werden. Das bei Funchal immer sehr unruhige Meer machte eine Landung ziemlich schwierig. Dazu bedient man sich wegen der Sicherheit der Passagiere besser der landesüblichen Canots und im Übersetzen geübter Fischer von der Küste.

»Sie wissen ja wohl, Herr Professor, wandte sich Thompson an Morgan, als er mit diesem in ein solches Boot stieg, auf Madeira, wo alle Welt, möchte ich sagen, englisch spricht, werden Sie so etwas wie Ferien haben. Finden Sie sich nur um elf im Hôtel d'Angleterre ein und am Abend um acht wieder auf dem Schiffe, wenn Sie an der gemeinschaftlichen Tafel teilnehmen wollen.«

Nach wenigen Minuten stießen die Boote, das Thompsons an der Spitze, ans Land. Unglücklicherweise war das Ufer gerade hier stark überfüllt. Es war heute Markttag, wie einer der Bootsführer sagte, und deshalb schwer durch die Barken aller Art, auf denen es sehr laut herging, hindurchzukommen. Da grunzten, brüllten und blöchten eine Menge Tiere, die ihren Unmut, jedes in seiner Sprache, kundgaben.

Eins nach dem andern wurden die Vierfüßler ausgeschifft, was in sehr einfacher Weise dadurch geschah, daß man sie unter Lachen und Schreien ins Wasser warf. Die Passagiere der »Seamew« mußten mitten zwischen der lärmenden Herde das Land gewinnen, auf dem sich eine große und sehr gemischte Menschenmenge versammelt hatte. Die davon, die sich zur Empfangnahme der für den Markt bestimmten Tiere auf dem kieselreichen Strande aufgestellt hatten, achteten auf nichts

andres, der elegantere Teil, in der Mehrzahl Engländer, promenierte auf dem Kai aufmerksam hin und her und suchte unter den neuen Ankömmlingen vielleicht ein bekanntes Gesicht zu entdecken.

Doch auch ohne die schwache Hoffnung, unter den Besuchern ihrer Insel einen Freund zu finden, wußten sich die Spaziergänger schon für die Manöver bei der Landung zu interessieren. Dabei gibt es allemal kleine Zwischenfälle, die eines eignen Reizes, wenn auch kaum für die davon Betroffenen, nicht entbehren.

Einige zwanzig Meter vor dem Strande stoppen die Bootsführer, die einen hierherbringen, und warten eine Welle ab, die sie inmitten eines mehr erschreckenden als gefährlichen Strudels kochenden Schaumes vollends ans Land treiben soll. Die Seeleute von Madeira erspähen diesen psychologischen Augenblick mit erstaunlicher Sicherheit, so daß ein solches Landungsmanöver kaum je mißlingt.

Heute sollte das aber gerade der Fall sein. Eines der Boote, das etwas zu weit draußen angehalten worden war, wurde von der Brandungswelle nicht ganz bis ans Ufer getragen und blieb, als das Wasser zurückflutete, auf dem Trocknen sitzen. Nun beeilten sich dessen Insassen zwar, es zu verlassen, sie wurden aber, von einer nachfolgenden Welle überrascht, umgeworfen, ein Stück hingerollt und natürlich völlig durchnäßt, während sich ihr Boot, den Kiel nach oben, umkehrte. Ein gründliches Bad! Die drei Passagiere hatten keine Ursache, die Kälber und Lämmer zu beneiden, die fortwährend ihr klägliches Geschrei ausstießen.

Und wer waren denn die drei Passagiere? Keine andern als Mr. Edward Tigg, Mr. Absyrthus Blockhead und der Baronet Sir Georges Hamilton. In dem Wirrwarr bei der Abfahrt waren sie zusammengekommen, um Madeira gemeinschaftlich auf so originelle Weise kennen zu lernen.

Die drei unfreiwilligen Badegäste nahmen das Abenteuer sehr verschieden auf.

Tigg ganz phlegmatisch. Sobald die Welle ihn wieder auf dem Trocknen hatte liegen lassen, schüttelte er sich gleichgültig tüchtig ab und zog sich aus dem Bereiche eines möglichen neuen Überfalles durch das perfide Element ruhigen Schrittes zurück. Hörte er etwa den Schrei, den Mary und Beß Blockhead ausstießen? Wenn das der Fall war, meinte er bescheiden, es sei ja nur natürlich, aufzuschreien, wenn man seinen Vater wie einen einfachen Strandkiesel hin- und herrollen sieht.

Was diesen Vater betraf, so war der außer sich vor Freude. Alle rings um ihn lachten zwar, er lachte aber vielleicht selbst noch mehr. Daß er so nahe am Ertrinken gewesen war, versetzte ihn in den siebenten Himmel. Die ungeschickten Bootsführer mußten ihn mit Gewalt wegreißen, sonst hätte er in seiner Verzückung noch eine zweite Dusche an derselben Stelle abgewartet, wo er die erste bekommen hatte. Er war doch eine glückliche Natur, dieser Ehren-Gewürzkrämer.

Wenn Tigg ruhig und Blockhead kreuzfidel war, so war Hamilton höchst entrüstet. Kaum hatte er sich erhoben, als er auch schon, heil und gesund, auf Thompson inmitten des allgemeinen Gelächters zuging, das dieses gewaltsame Bad auf dem ganzen Ufer hervorgerufen hatte. Ohne ein Wort zu äußern, zeigte er nur seine völlig durchnäßten Kleider dem, den er bei seinen Unfall für den Schuldigen hielt.

Thompson sah ein, was ihm unter solchen Umständen zukam, und stellte sich dem unglücklichen Passagier zur Verfügung. Er bot ihm eine Barke an, die ihn an Bord zurückbringen sollte, wo er seine Kleidung wechseln könnte. Das schlug Hamilton aber rundweg ab.

»Was, ich, mein Herr, ich sollte mich noch einmal einem dieser infamen Canots anvertrauen?«

Hamiltons Wut steigerte sich noch, als er Saunders in der Nähe sah. Mit höhnischem Lächeln hatte dieser der ereignisvollen Ausladung zugesehen.

»Na ja, warum hat man mich auch gestern im Stiche gelassen,« schien er dem Baronet energisch zuzurufen.

»Ja dann, mein Herr, erwiderte Thompson, wenn nicht vielleicht einer der andern Herren...«

– O natürlich, fiel Blockhead ein, ich werde Sir Georges Hamilton alles holen, was er nur wünscht. Ich würde sogar nicht bös sein...«

Worüber würde denn der brave Ehren-Krämer nicht böse sein?

Wahrscheinlich darüber, ein zweites Bad zu nehmen.

Diese Freude wurde ihm freilich verdorben. Seine zweite Fahrt verlief ohne Unfall, und die Kleidungsstücke des Baronets kamen trocken an ihr Ziel.

Die meisten Passagiere hatten sich jetzt schon zerstreut. Morgan aber war sogleich von Roger in Beschlag genommen worden.

»Sind Sie frei? hatte dieser gefragt.

– Vollständig, hatte Morgan geantwortet. Herr Thompson hat mir vorhin diese erfreuliche Mitteilung gemacht.

– Würden Sie mich dann ein wenig umherführen?

– Natürlich, mit größtem Vergnügen,« hatte der neue Freund des Offiziers erklärt.

Schon nach drei Schritten blieb dieser aber mit einem ironischen Ausdruck des Gesichts stehen.

»Ja, doch das eine, wir werden uns hoffentlich nicht verlaufen?

– Keine Sorge!« hatte Morgan erwidert, während er im Geiste noch einmal seinen Plan von Funchal studierte.

Und richtig, er irrte sich in der ersten halben Stunde nur fünfmal, zur großen Belustigung Rogers.

Gegenüber dem Turm, der den Signalmast trägt, waren die beiden Männer sogleich in die schmalen und gewundenen Straßen von Funchal eingedrungen. Sie hatten aber kaum hundert Meter zurückgelegt, als sie ihre Schritte verlangsamten. Bald blieben sie dann ganz stehen, mit einer schmerzlichen Grimasse wegen des trostlosen Pflasters, das ihre Füße geradezu malträtierte. Auf keinem Punkte der Erde kann es auch etwas so Menschenfeindliches geben. Aus Sprengstücken von Basalt mit messerscharfen Kanten hergestellt, wird dieses Pflaster mit den widerhaarigsten Schuhen fertig. An Trottoir war hier gar nicht zu denken. Trottoir ist ein auf Madeira unbekannter Luxus.

Die Wirtstafel des Hôtel d'Angleterre vereinigte um elf Uhr alle Passagiere der »Seamew« mit Ausnahme der ja stets unsichtbaren Neuvermählten und Johnsons, der sich hier ebenso wie auf den Azoren zu verhalten beliebte.

Wie verschieden war aber dieses Frühstück von dem in Fayal. Die Touristen waren über diese Veränderung höchst erfreut und erklärten, daß die Agentur hier zum ersten Male ihren Verpflichtungen nachgekommen sei. Man hätte sich nach England versetzt zu sein glauben können ohne eine Art Konfekt aus Kartoffeln, das die Nonnen des Klosters Santa-Clara herstellen und das zum Nachtisch aufgetragen wurde. Die exotische, aber fad schmeckende Leckerei fand denn auch bei den Tischgästen keine besondre Anerkennung.

Nach Schluß des Frühstücks nahm Roger von neuem seinen Landsmann zur Seite und sagte, er rechne bestimmt darauf, ihn in Gesellschaft der Familie Lindsay durch Funchal zu begleiten.

»Natürlich können wir den Damen, setzte er hinzu, keine längere Promenade auf dem abscheulichen Pflaster zumutzen, dessen schlechte Eigenschaften wir heute Morgen genügend

kennen gelernt haben. Gibt es denn in diesem Lande keinen Wagen?

- Wenigstens keinen mit Rädern, antwortete Morgan.
- Zum Teufel, rief Roger, das ist ja fatal.
- Doch es gibt dafür etwas noch Besseres.
- Und das wäre?
- Ein Hamac.
- Ein Hamac! Scharmant, der Hamac. Eine Promenade in einem Hamac muß ja herrlich sein. Wo sind aber diese wohltätigen Hamacs zu finden, Sie weiser Cicerone?
- Am Chafariz-Platze, erklärte Morgan lächelnd, und wenn Sie es wünschen, führe ich Sie sofort dahin.
- Jetzt kennt er sogar die Straßennamen!« rief Roger verwundert.

Nachdem er Alice und Dolly noch gebeten hatte, ihn zurück zu erwarten, machte er sich mit seinem Landsmann auf den Weg. In der nächsten Straße ließ den aber seine Wissenschaft schon im Stiche, und er mußte sich soweit herablassen, einen Vorübergehenden zu fragen.

»Na, auf diese Weise hätte ich mich auch zurecht gefunden, spottete Roger unbarmherzig. Ihr Reisehandbuch enthält wohl keinen Stadtplan?«

Auf dem großen und in der Mitte mit einem Springbrunnen geschmückten Chasariz-Platze drängte sich eine große Menge von Landleuten umher, die zum Markte gekommen waren.

Die beiden Franzosen fanden leicht die Station der Hamacs und mieteten zwei dieser bequemen Transportmittel.

Als Alice und Dolly darin untergebracht waren, setzte sich die kleine Gesellschaft in Bewegung.

Zuerst kamen sie nach dem Palacio São-Lourenço und an dessen unregelmäßig angelegten Befestigungen vorüber, die von runden, gelb angestrichnen Türmen flankiert wurden und wo der Gouverneur von Madeira seine Amtswohnung hat.

Dann führte, nach Osten abbiegend, der Weg durch den sehr schönen und gut unterhaltenen öffentlichen Park, der zur Seite des Theaters von Funchal liegt.

Nur bei der Kathedrale verließen die Damen einmal ihre Hamacs, aber auch hier hätten sie sich das ersparen können, da das aus dem fünfzehnten Jahrhundert herrührende Bauwerk seinen ursprünglichen Charakter gänzlich durch das wiederholte gedankenlose Anstreichen verloren hat, das die gar zu konservative Ortsverwaltung veranlaßt hatte.

Von den übrigen Kirchen versicherte Morgan, daß sie keiner Besichtigung wert wären. Man verzichtete also auf deren Besuch und begab sich nur noch nach dem Kloster der Franziskaner, worin sich, nach Morgans Aussage, eine »Kuriosität« befinden sollte.

Um nach diesem Kloster zu gelangen, mußten die Touristen fast die ganze Stadt Funchal durchmessen. Von weißen Häusern mit grünen Persiennes und eisernen Balkons eingefaßt, folgt hier eine winkelige Straße der andern, alle aber ohne Trottoir und mit abscheulichem Pflaster. Die Erdgeschosse enthalten viele, ziemlich einladend aussehende Geschäfte, nach der Dürftigkeit ihrer Auslagen konnte man jedoch kaum annehmen, daß auch der anspruchloseste Käufer sie befriedigt verlassen könnte. Einige von diesen Läden enthielten Spezialartikel Madeiras, zum Beispiel Stickereien, Spitzen aus Agavenfaden, Matten und kleinere, eingelegte Möbelstücke. Hinter den Schaufenstern der Juweliere standen ganze Ständer mit Armbändern, auf denen die Zeichen des Tierkreises eingraviert waren.

Von Zeit zu Zeit mußten sich die Hamacs einer hinter dem andern halten, um einem von der entgegengesetzten Seite herankommenden auszuweichen. Fußgänger sah man nur selten. Gewöhnlich bedienten sich die Einwohner der Hamacs oder der Pferde, und in diesem Falle begleitet von dem

unermüdlichen Arriero, der die Moskitos von den Tieren abzuwehren hatte. Dieser Arriero ist ein spezieller Typus von Madeira. Bei keiner Gangart des Pferdes läßt er sich überholen, er trabt dahin, wenn dieses trabt, galoppiert, wenn es galoppiert, und niemals beklagt er sich, wie schnell oder wie langsam die Gangart auch sein mag.

Zuweilen brüsten sich die Bewohner wohl auch unter dem undurchdringlichen Baldachin eines »Carro«, einer Art Wagen auf Kufen, die über die blank polierten Steine dahingleiten. Von Ochsen, die als Schmuck Schellen tragen, gezogen, bewegt sich der »Carro« mit weiser Langsamkeit weiter, wobei er von einem Manne geführt wird, und ein Kind, gleichsam als Postillon, vorangeht.

»Langsam Schritts, zwei Ochsen vor dem Wagen... trällerte Roger, einen bekannten Vers von Boileau verändernd.

– Bockbeinig, steif und ganz interesselos, läßt sich Oldengland hier spazieren tragen,« vollendete Morgan die Travestie.

Allmählich veränderte sich jedoch der Charakter der Stadt, die Läden wurden seltner, die Gassen noch enger und winkeliger und das Pflaster noch entsetzlicher. Gleichzeitig verließ der Weg mehr und mehr bergauf. Man befand sich hier in dem Quartier der Armen, deren am Felsen angeklebte Häuschen durch ihre offnen Fenster das elende Mobiliar darin sehen ließen.

Diese düstern und feuchten Wohnungen lassen es erklärlich erscheinen, daß die hiesige Bevölkerung von Krankheiten dezimiert wird, die in diesem herrlichen Klima eigentlich unbekannt sein sollten, vorzüglich von den Skrofeln, der Lepra (dem Aussatz) und der Lungenschwindsucht, die freilich erst von den Engländern, welche hier Heilung suchten, nach Madeira eingeführt worden ist.

Die Träger der Hamacs kümmerten sich nicht im mindesten um die starke Steigung des Weges. Gleichmäßig und sicher schritten sie dahin und wechselten so manchen Gruß mit andern, denen sie begegneten.

Carros gab es auf diesem steilen Pfade nicht mehr; an ihre Stelle trat nun eine Art für Bergabhänge besonders geeigneter Schlitten, der »Carrhino«. Jeden Augenblick sah man einen solchen mit großer Geschwindigkeit und mittels zweier, am Vorderteile des Fahrzeugs befestigten Stricke von zwei kräftigen Männern gelenkt, vorübergleiten.

Fast ganz oben auf der Anhöhe stiegen die Damen vor dem Kloster der Franziskaner aus. Die berühmte »Kuriosität« bestand aus einem, als Kapelle dienenden Raum, in dessen Wände dreitausend Menschenschädel eingemauert waren. Weder ihr Cicerone noch die Hamacführer waren imstande, den Reisenden zu sagen, welche Bewandtnis diese Bizarrie hatte. Nach genügender Betrachtung der »Kuriosität« ging die kleine Karawane wieder abwärts, und die beiden Fußgänger blieben bald ein Stück zurück, da sie auf dem Pflaster, das sie mit wenig schmeichelhaften Ausdrücken belegten, den andern unmöglich folgen konnten.

»Die reine Schande, die Wege so schlecht in Stand zu halten, rief Roger, indem er ganz stehen blieb. Ist es Ihnen recht, wenn wir uns einen Augenblick verschnaufen oder wenigstens langsamer gehen?

– Das wollte ich Ihnen eben vorschlagen, antwortete Morgan.
– Nun, das paßt sich ja herrlich; und da wir allein sind, will ich das benutzen, Ihnen eine Bitte vorzutragen.«

Roger teilte seinem Begleiter nun mit, daß die Lindsayschen Damen für morgen einen Ausflug ins Innere des Landes geplant hätten. Dabei würde ein Dolmetscher gewiß nötig sein, und Roger rechnete auf seinen neuen Freund.

»Was Sie da wünschen, hat nur gewisse Schwierigkeiten, warf Morgan ein.

– Schwierigkeiten? Inwiefern denn?

– Weil ich hier sozusagen der Gesamtheit der Touristen und nicht nur einzelnen von diesen angehöre.

– O, wir wollen ja keine geschlossene Gesellschaft bilden, antwortete Roger. Möge doch uns begleiten, wer da will. In Funchal bedürfen die übrigen ja keines Dolmetschers, da spricht alle Welt englisch, und man kann obendrein die ganze Stadt samt der berühmten Schädelkapelle binnen zwei Stunden ganz bequem besuchen. Doch, das möge Thompson anheimgestellt bleiben, mit dem ich heute Abend darüber sprechen werde.«

Am Fuße des Hügels angelangt, trafen die beiden Franzosen wieder mit ihren Damen zusammen, die durch eine große Menge Menschen hier aufgehalten worden waren. Alle schienen einem Hause zuzudrängen, aus dem Gelächter und Freudenrufe herausschallten.

Nach kurzer Zeit bildete sich ein geordneter Zug, der, als er sich in Bewegung gesetzt hatte, an den Touristen vorbeikam und von einer lustigen Musik und von Festgesängen begleitet wurde.

Roger stieß einen Ruf des Erstaunens aus.

»Aber Gott vorzeihe mir meine Sünden, das... das ist ja eine Beerdigung!«

In der Tat sah man dicht hinter den ersten Gliedern des Zuges auf den Schultern von vier Trägern eine Art Bahre, worauf ein kleiner Körper, der eines Mädchens, im ewigen Schlummer ruhte. Von ihrem Platze aus konnten die Touristen jede Einzelheit erkennen. Sie sahen die von weißen Blumen bekränzte Stirn, die geschlossenen Augen, die über der Brust gefalteten Hände der kleinen Leiche, die hier unter großer Heiterkeit zu Grabe gebracht wurde.

An eine andre Veranlassung des Aufzuges zu denken, oder zu bezweifeln, daß das Kind tot wäre, das war ganz ausgeschlossen. Die gelbliche Stirn, die spitze Nase und die Steifigkeit der kleinen Füße, die unter den Falten des Kleides hervorlugten, überhaupt die völlige Unbeweglichkeit der Gestalt machten einen Irrtum unmöglich.

»Was mag dieses Rätsel zu bedeuten haben? murmelte Roger, als sich der Zug langsam entfernte.

– Von einem Rätsel ist hier keine Rede, versicherte Morgan. In dem frommen katholischen Lande ist man der Ansicht, daß die doch noch ganz makellosen Kinder unmittelbar unter die Engel des Himmels aufgenommen werden. Weshalb sollte man sie da beklagen? Müßte man sich nicht vielmehr über den Tod derer freuen, die man auf Erden am meisten geliebt hatte? Das ist die Erklärung für die heitern Gesänge, die Sie eben gehört haben. Nach der Feierlichkeit begeben sich dann noch die Freunde und Bekannten zur Familie, sie wegen des Todes ihres Kindes zu beglückwünschen, und die Eltern müssen ihren menschlichen und kaum zu verheimlichenden Schmerz gegenüber diesen Besuchern, so gut es geht, unterdrücken.

– Eine merkwürdige Sitte! sagte Dolly.

– Ja, murmelte Alice, merkwürdig zwar, doch auch schön und tröstlich.«

Kaum im Hotel angelangt, wo die Touristen zur Rückkehr nach der »Seamew« zusammentrafen, brachte Roger sein Gesuch bei Thompson an. Der war sehr froh, dadurch einige Tafelgäste auf gute Art und Weise eine Zeitlang los zu werden. Er genehmigte das Gesuch nicht nur auf der Stelle, sondern machte sogar noch eifrigst Propaganda zugunsten dieses nichtoffiziellen Ausfluges.

Damit hatte er freilich nur sehr wenig Erfolg. Wem sollte es auch einfallen, bei einer schon so kostspieligen Reise noch persönliche Aufwendungen zu wagen. Immerhin fand sich

einer, der die Sache, ohne zu feilschen, billigte und der ohne Zögern erklärte, daß er sich den Ausflüglern anschließen würde, indem er Roger wegen seines vortrefflichen Gedankens noch außerdem beglückwünschte.

»Wahrhaftig, lieber Herr, sagte er mit Stentorstimme, Sie, gerade Sie, wären in unserm Interesse der rechte Mann gewesen, die ganze Reise zu organisieren!«

Wer hätte dieser rücksichtslose Passagier wohl anders sein können als der unverbesserliche Saunders?

Durch dessen Beispiel angeregt, meldete sich auch gleich der Baronet als Teilnehmer, und ebenso Blockhead, der erklärte, ganz entzückt zu sein, ohne daß er weiter sagte, warum.

Den Genannten schloß sich sonst kein Passagier mehr an.

»Demnach wären wir also unter uns,« ließ sich am Ende Jack noch vernehmen.

Alice zog die Augenbrauen zusammen und sah ihren Schwager unangenehm überrascht an. Hätte dieser, so wie beide zueinander standen, nicht etwas mehr Zurückhaltung bewahren müssen? Jack hatte sich jedoch schon abgewendet, er sah nicht, was er nicht sehen wollte.

Mrs. Lindsay mußte ihren Unmut wohl oder übel verschlucken, ihre sonst so frohe Laune wurde aber dadurch doch nicht wenig erschüttert. Als die Passagiere der »Seamew«, außer denen, die morgen an dem Ausfluge teilnehmen sollten, wieder auf das Schiff zurückgekehrt waren, konnte sie sich nicht erwehren, Roger einige Vorwürfe darüber zu machen, daß er ihre Absicht allen bekannt gegeben habe. Roger entschuldigte sich nach Kräften. Er hätte geglaubt, daß im Landesinnern ein Dolmetscher kaum zu entbehren sein würde. »Außerdem, setzte er, ohne dabei zu lächeln, hinzu, wird uns Herr Morgan bei seiner vorzüglichen Kenntnis des Landes als wertvoller Führer dienen können.«

»Nun, Sie mögen vielleicht recht haben, antwortete Alice, ohne sich ganz gefangen zu geben, ich bin Ihnen aber doch – ja, das muß ich Ihnen sagen – etwas böse, ihn unsrer kleinen Truppe angegliedert zu haben.

– Ja, warum denn? fragte Roger ernstlich verwundert.

– Weil ein solcher Ausflug, erklärte Alice, unsren Beziehungen zu ihm notwendig den Charakter einer gewissen Vertraulichkeit auferlegt. Das ist für zwei Frauen entschieden etwas genant, wenn es sich um eine Persönlichkeit wie den Herrn Morgan handelt. Ich stimme ja mit Ihnen überein, daß er ein recht einnehmender junger Mann ist, doch immerhin einer, der hier eine im Grunde untergeordnete Stellung einnimmt, einer, von dem man nicht weiß, woher er kommt, und der unter uns wohl keinen Bürgen aufweisen könnte.«

Roger vernahm mit Verwunderung solche, aus dem Munde einer Bürgerin des freien Amerika ungewöhnlich erscheinende Grundsätze. Mrs. Lindsay hatte doch bisher nicht die geringste Scheu gezeigt, zu tun, was ihr beliebte. Er erkannte nicht ohne geheimes Vergnügen die besondre Aufmerksamkeit, die eine Frau, die durch ihr großes Vermögen so turmhoch über dem Dolmetscher stand, dem bescheidenen Angestellten Thompsons widmete. Wahrlich, sie sprach ja sogar von einer gewissen, zwischen beiden bestehenden Beziehung, ob das nun eine vertraute war oder nicht. Sie hatte offenbar über seine Abkunft nachgedacht und bedauerte, daß er hier keinen Bürgen hätte.

»Ich bitte um Entschuldigung, unterbrach er sie, er hat doch einen solchen.

– Und wen?

– Mich. Ich verbürge mich Ihnen gegenüber ausdrücklich für den jungen Mann,« sagte Roger ernst, während er sich mit liebenswürdigem Gruße schnell verabschiedete.

Die Neugier ist bekanntlich die mächtigste Herrin der Frauen, und die letzten Worte Rogers hatten diese bei Mrs. Lindsay

wachgerufen. Als sie sich in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, konnte sie unmöglich Schlaf finden. Einerseits hielt sie das ihr aufgegebne Rätsel munter und anderseits erregte sie die schiefe Stellung gegenüber ihrem Schwager. Warum verließ sie dann aber das Schiff nicht gänzlich? Warum gab sie diese Reise nicht auf, die sie besser überhaupt nicht hätte unternehmen sollen? Das wäre doch der einzige richtige Ausweg gewesen, der alles ins rechte Geleise brachte. Alice mußte das ja selbst anerkennen, und dennoch empfand sie innerlich ein unbesiegbares Widerstreben gegen einen solchen Entschluß.

Da öffnete sie das Fenster und badete das Gesicht im weichen, lauen Nachtwinde.

Heute war Neumond. Himmel und Meer waren ganz schwarz, nur die Sterne flimmerten hoch oben und die Lichter der verankerten Fahrzeuge tief unter ihr.

Lange Zeit sah Alice, von unklaren Gedanken erregt,träumerisch hinaus in das geheimnisvolle Dunkel, während ihr vom Strande her das leise klagende Rauschen der Wellen ans Ohr schlug.

Vierzehntes Kapitel

Der Curral das Freias

Am nächsten Morgen standen acht Hamacs pünktlich vor dem Hôtel d'Angleterre. Um sechs Uhr begab sich die an Teilnehmerzahl so verminderte Karawane in der köstlichen Morgenfrische auf den Weg.

Unter den schnellen Schritten der sechzehn Träger, die zur zeitweiligen Ablösung von sechzehn andern begleitet waren, kam sie bald nach dem sogenannten Neuen Wege und zog anderthalb Stunden lang auf dieser gut unterhaltenen Straße hin. Noch vor acht Uhr wurde in Camara de Lobos eine kurze Rast gemacht, und dann ging es mit frischen Kräften einen Berg hinan auf einem Pfade, dessen außerordentliche Steilheit ihm den Namen »Mata Boes«, d. i. »der Ochsenmörder«, eingetragen hat.

Diesen Pfad, auf dem die Ochsen leicht zugrundegehen, überwanden doch die Menschen. Es war wirklich wunderbar, die Hamasträger zu beobachten. Zwei Stunden lang klommen sie, einander je nach fünfzehn Minuten ablösend, mit gleichbleibender Anstrengung und ohne einen Klagelaut den beschwerlichen Abhang empor. Erst gegen zehn Uhr ruhten sie wieder einmal aus. Die Straße überschritt hier einen jetzt trocken liegenden Bergbach und an Stelle des Pflasters trat der natürliche Erdboden.

Nach einer weitern Stunde Marsches, der hier durch ein Gehölz mit alten Kastanienbäumen, da über eine öde Steppe und dort wieder an einigen Tannen, den Überresten eines

früheren Waldes, vorüber führte und endlich auf einem mit duftendem Haidekraut bedeckten Stück offenen Landes mündete, hielten die Touristen vor einer rohen Barriere an, hinter der die roten Mauern der Quinta de Campanario sichtbar waren.

Früher eine stattliche Wohnung, war diese Quinta jetzt nur noch eine elende Ruine. Statt, um zu frühstücken, in sie einzutreten, zogen es die Touristen vor, sich unter freiem Himmel an einer Stelle niederzulassen, die ihre Träger von Dornen und Steinen und auch von Abfällen aller Art, die von der madeirischen Unreinlichkeit herrührten, sorgsam gesäubert hatten. Dann wurden die Mundvorräte hervorgeholt. Ein weißes Tischtuch bedeckte den Boden, so daß die Tafel im ganzen recht einladend aussah.

Während sie noch unter Aufsicht Morgans hergerichtet wurde, bewunderten die Touristen, die auch einen flüchtigen Blick auf das prächtige Panorama ringsumher warfen, die beiden Kastanienriesen, die dicht bei der Quinta standen und deren größter, eine wirkliche Merkwürdigkeit der Insel, einen Stamm von elf Meter Umfang hatte.

Ihr durch den beschwerlichen Aufstieg geschärfter Appetit trieb sie aber bald zu der improvisierten Tafel zurück, wo sie unangenehm überrascht wurden, einen Kreis von Ziegen und zerlumpten Kindern um den Platz versammelt zu sehen. Durch Drohungen und reichliche Almosen gelang es erst, die Horde zu vertreiben. Auch der wenigst delikate Magen hätte bei ihrem Anblick gestreikt.

Die Reisenden hatten kaum eine Weile gegessen, als ihre Aufmerksamkeit auf eine seltsame Erscheinung gelenkt wurde, die – es war ein Mann – in der Tür der verfallenen Quinta erschien. Schmutzig und mit Lumpen bekleidet, das ziegelrote Gesicht vom Heiligescheine eines struppigen Bartes umgeben und einem Gewirr ursprünglich jedenfalls weißer Haare auf

dem Kopfe, betrachtete der Mann, an einen der Türpfosten gelehnt, die schmausende, hungrige Gruppe. Endlich faßte er einen Entschluß und ging schlendernden Schrittes auf die Touristen zu.

»Seien Sie hier bei mir willkommen, grüßte er die Fremden und lüftete dabei die Reste eines großen Sombrero, der fast nur noch aus der Krempe bestand.

– Bei Ihnen? rief Morgan, der sich erhoben hatte, die Begrüßung des höflichen Mannes zu erwideren.

– Ja, bei mir... in der Quinta de Campanario.

– Dann, Señor, entschuldigen Sie fremde Touristen, so ohne weiters auf Ihr Gebiet eingedrungen zu sein.

– O, das bedarf keiner Entschuldigung, protestierte der Madeirer in leidlichem Englisch. Es freut mich herzlich, Ihnen Gastfreundschaft bieten zu können.«

Morgan und seine Gefährten sahen ihn verwundert an. Ihre Blicke schweiften zwischen seiner Mitleid erweckenden Erscheinung und der halbzerfallenen Hütte hin und her, die dem wunderlichen Eigentümer als Unterschlupf diente. Den aber schien das Erstaunen seiner Gäste nur zu belustigen.

»Erlauben Sie, mich diesen Damen selbst vorzustellen, da mir doch niemand diesen Liebesdienst leisten kann. Ich hoffe, Sie werden Don Manuel de Goyaz, Ihrem ergebenen Diener, seine Unkorrektheit freundlich nachsehen.«

Der edle Lumpenträger ließ unter seinem zerfetzten Äußern eine gewisse vornehme Art wirklich nicht erkennen. Er hatte seine Tirade halb in hochmütigem, halb in familiärem Tone, im übrigen aber tadellos vorgetragen. Seine Höflichkeit konnte jedoch über seine lungernden Blicke nicht hinwegtäuschen. Wie hypnotisiert durch die leckern Gerichte, wandten sich seine Augen von den Pasteten den Schinkenschnitten zu, liebkosten im Vorübergehen die verführerischen Flaschen und verrieten sehr deutlich die Klagen eines knurrenden Magens.

Alice hatte Mitleid mit dem unglücklichen Trollgaste. Sie lud den Señor Don Manuel de Goyaz freundlich ein, an dem Frühstücke teilzunehmen.

»Ich danke Ihnen, Señora, das schlage ich nicht ab, sagte er, ohne sich weiter nötigen zu lassen. Und glauben Sie ja nicht, in schlechter Gesellschaft zu speisen. Die etwas schadhafte Hülle verbirgt Ihnen einen »Morgado« (hohen Herrn), wie man unsereinen hier nennt, und Sie sehen in mir einen der reichsten Landbesitzer Madeiras.«

Bei den etwas zweifelnden Blicken der Touristen begann Don Manuel zu lachen.

»Aha, rief er, da wollen Sie gewiß die Frage stellen, wie dann wohl die andern aussähen. Nun, deren Kleider haben noch mehr Löcher als die meinigen, ihre Häuser noch weniger Steine als meine Quinta, das ist der ganze Unterschied. Nicht wahr, eine höchst einfache Sache?«

Die Augen des Morgado glänzten heller. Das Thema war ihm sicherlich geläufig und lag ihm am Herzen.

»Nein nein, es gibt nichts Einfacheres, fuhr er fort, dank den einfältigen Gesetzen, die hierzulande herrschen. Die Landgrundstücke, die wir nicht selbst kultivieren können, haben unsre Vorfahren dereinst pachtweise vermietet, und zwar wie es hier Gebrauch ist, auf sehr lange Zeit. Der Pachtvertrag ist eine Art Besitztum des Farmers: er tritt ihn einem andern ab, verkauft ihn oder überträgt ihn auf seine Kinder, und als Entgelt überläßt er dem Eigentümer die Hälfte vom Ertrage des Landes. Übrigens darf er Mauern errichten, Häuser erbauen, überhaupt auf dem ihm verpachteten Grund und Baden herstellen, was ihm nur beliebt, und wenn der Eigentümer beim Ablauf des Pachtvertrages wieder das Land übernehmen will, das ihm gehört, muß er alles Neugeschaffene gegen Barzahlung kaufen. Wer von uns wäre das aber imstande? Prinzipiell Eigentümer, ist uns tatsächlich doch alles geraubt,

vorzüglich, weil die Farmer seit dem Auftreten der Reblaus, unter dem Vorwande, keine Einnahmen zu haben, auch keinen Zins mehr entrichten. Das dauert nun bereits zwanzig Jahre an und die Folgen davon haben Sie ja vor Augen. Ich besitze von meinen Vorfahren so viel Land, daß ich eine große Stadt darauf erbauen könnte, habe aber so wenig Mittel in der Hand, daß ich nicht einmal mein Haus ausbessern lassen kann.«.

Das Gesicht des Morgado hatte sich verdüstert. Mechanisch hielt er sein Glas hin, das man zu füllen sich beeilte. Diese Tröstung mußte ihm wohl behagen, denn er verlangte recht häufig nach ihr. Jetzt sprach er kaum noch, sondern aß nur für vierzehn Tage und trank gleich für vier Wochen. Allmählich wurde sein Blick wieder milder, seine Augenlider schlaffer, endlich fielen die Augen ganz zu, der Morgado sank langsam zur Erde und schlief selig ein.

Die Reisenden hüteten sich bestens, ihn zu wecken, um Abschied zu nehmen.

»Man sucht ja die Lösung der sozialen Frage sehr weit, sagte Roger, als die Gesellschaft weiterzog. Sapperment, hier ist sie! Mit einem solchen Gesetze würden die Bauern schnell genug große Herren werden!

– Und die Herren dafür Bauern, antwortete Morgan melancholisch. Dann sind sie an der Reihe, einen Stammbaum von Empörern zu begründen.«

Roger wußte auf dieses traurige Argument nichts zu erwidern, und die kleine Truppe setzte ihren Weg stillschweigend fort.

Gestärkt und ausgeruht, gingen die Träger jetzt schnell dahin, übrigens verließ ja der Weg bergab. In weniger als einer halben Stunde gelangten die Ausflügler über einen schmalen, launisch gewundenen Pfad hin nach der kleinen natürlichen Plattform, die den Gipfel des Cabo Girao abschließt.

Von hier aus konnten sie die ganze Südküste der Insel übersehen. Ihnen gerade gegenüber zeigte die von Porto-Santo ihr baum- und buschloses, mageres Profil. Im Westen sah man den Flecken Calheta mit einem Hintergrund hoher, nebelumwallter Berge, im Osten noch Camara de Lobos, Funchal und das Cap São-Lourenço.

Die weite Strecke, die aber noch bis Sonnenuntergang zurückzulegen war, machte es unmöglich, das schöne Panorama längere Zeit zu betrachten. Die Gesellschaft zog daher gleich weiter, und auf der bald wieder erreichten Straße schritten die Träger tüchtig dahin.

Diese Art zu reisen ist zwar sehr bequem, dagegen weniger geeignet, ein Gespräch zu unterhalten. Die einen von den andern getrennt, ließen sich die Ausflügler, da sie ihre Eindrücke nicht gegeneinander austauschen konnten, nachlässig hingestreckt wiegen und betrachteten stumm das wunderbare, schöne Landschaftsbild, das sich vor ihren Augen abrollte.

Der Weg stieg bald an, bald fiel er ab, mit jedem neuen Tale nahm jedoch die mittlere Höhe zu. Auf die tropischen Pflanzenarten folgten die der gemäßigten Zonen: Eichen, Zedern und Ahornbäume traten an die Stelle der Palmen, der Farnbäume und Kakteen.

Auf Abhängen wie auf Steigungen behielten die unermüdlichen Träger ihre wiegende und doch ziemlich schnelle Gangart. Nachdem sie einen Talgrund erreicht hatten, stiegen sie ebenso unverdrossen die folgende Anhöhe wieder hinauf, ohne je Müdigkeit zu verraten. Das hatte sich schon dreizehnmal wiederholt, als der Flecken Magdalena im Scheine der sinkenden Sonne sichtbar wurde.

Eine Viertelstunde später hielten die Hamacs vor einem leidlich gut aussehenden Gasthause an, wieder aber umringt von einer Schar zerlumpter, aufdringlich bettelnder Kinder.

Um sie zu verscheuchen, schlügen Roger und Morgan leicht, aber vergeblich auf die Nächststehenden ein. Saunders fand dagegen das einzige, dazu wirksame Mittel. Er nahm aus seiner Geldtasche eine handvoll Scheidemünze, die er nach sorgsamer Durchzählung unter die Bettelkinder warf. Diese fielen beutegierig darüber her, während Saunders ein kleines Notizbuch aus der Tasche zog, und »was er ausgelegt hatte«, darin aufzeichnete. Als er seine Kladde wieder eingesteckt hatte, wendete er sich Morgan zu, der ihn bei seiner Handlungsweise gespannt beobachtete.

»Sie werden mir bei Herrn Thompson bezeugen können, sagte er mit scharfer, auf nichts Gutes hindeutender Stimme, daß ich gewissenhaft Buch und Rechnung geführt habe.«

Am nächsten Morgen brach der kleine Trupp mit Tagesanbruch wieder auf. Von Magdalena bis San-Vincent, wo übernachtet werden sollte, war eine sehr lange Strecke zurückzulegen.

Zwei Kilometer weit folgte man der gestern begangnen Straße wieder zurück, dann schwenkten die Träger nach links ab und auf einen im Zickzack verlaufenden Weg auf den Grund eines engen, düstern Tales ein.

Auf diesem steilen und steinigen Pfade kamen sie trotz ehrlicher Anstrengung nicht mehr so schnell vorwärts. Fast jede zweite Minute lösten sie einander ab, und alle Viertelstunden mußte man ihnen eine kurze Rast gewähren.

Gegen zehn Uhr war der höchste Punkt der Steigung noch nicht sichtbar, als die Leute noch einmal Halt machten. Gleichzeitig begannen sie untereinander ein lebhaftes Gespräch.

»Was gibt es denn? fragte der Baronet mürrischen Tones.

– Wohl einen kleinen Zwischenfall, antwortete Morgan, der uns jedenfalls einstweilen hier zurückhalten wird.«

Seinem Beispiele folgend, verließen auch die andern ihre Hamacs.

»Ja, um was handelt es sich denn? fragte nun auch Alice etwas ängstlich.

– O, um nichts Besondres, Mistreß Lindsay, beruhigen Sie sich getrost, beeilte sich Morgan zu versichern. Wir werden eine kleine »Leste« (einen Sandsturm) auszuhalten haben; das ist alles.

– Eine Leste?

– Jawohl,« sagte der Dolmetscher einfach, indem er nach dem Meere hinwies.

In der Atmosphäre war plötzlich eine auffallende Veränderung eingetreten. Eine Art gelblichen Dunstes verdeckte den Horizont. In der ausgedehnten Nebelbank zitterte die Luft wie unter der Einwirkung sehr starker Hitze.

»Jene Wolke, erklärte Morgan, verkündet uns einen von der Sahara ausgegangenen Windstoß, und die Führer suchen sich dagegen so gut wie möglich zu schützen.

– Was! rief Hamilton. Wir sollen uns von der elenden Wolke da draußen aufhalten lassen?«

Er hatte kaum ausgeredet, als das Meteor die Gruppe der Reisenden schon überraschte. Binnen eines Augenblickes nahm die Hitze in unglaublichem Maße zu, während sich der Luft ein brennend heißer, seiner Sand beimischte.

Selbst in der Stadt ist es unmöglich, sich gegen diesen schrecklichen Wüstenwind wirksam zu schützen. Der von ihm über das Meer getragene Sand dringt überall ein, wenn die Fenster auch noch so gut geschlossen waren. Auf dem jedes Schutzes entbehrenden Wege war die Lage natürlich noch weit ernster, ja das steigerte sich bald zur Unerträglichkeit.

Die Atmosphäre schien bereits alle Feuchtigkeit verloren zu haben. Blätter, die in wenigen Minuten vergilbt waren, flatterten mit dem glühenden Atem dahin, und die verdursteten

Zweige der Bäume hingen schlaff und traurig herunter. Die Luft wurde unatembar. Bedeckten sich die Touristen, nach dem Vorbilde der Träger, das Gesicht auch noch so sorgfältig, so konnten sie doch nur noch mühsam keuchen. Der Sand drang ihnen bis in die Bronchien und rief die heftigsten Hustenstöße hervor, während ein brennender Durst sie zu quälen anfing.

In dieser Weise konnte es unmöglich lange fortgehen. Zum Glück entdeckte Roger da ein Hilfsmittel.

Auf der einen Seite des Weges verließ, schon von dessen Anfang an, eine jener »Levadas«, die eine Sehenswürdigkeit Madeiras bilden. Mit einer Ausdauer sondergleichen haben die Bewohner ihre Insel mit einem wirklichen Netz kleiner Wasserleitungen überzogen, die dazu dienen, den bewohnten Ortschaften von den Bergen her Trinkwasser zuzuführen. Morgan kam da sofort auf den Gedanken, der nächstgelegnen Leitung ein wirksames Mittel gegen den aus der afrikanischen Wüste stammenden glühheißen Wind zu entnehmen.

Seiner Aufforderung gemäß wurde in der Levada ein Damm aus Steinen hergestellt. Bald lief da das Wasser über und fiel wie eine Kaskade nieder, die schleierförmig eine Aushöhlung in der Wand des Hügels an der Seite abschloß.

Die kleine Grotte war leider so beschränkt, daß sich nicht alle Touristen hineinflüchten konnten. Alice und Dolly wenigstens fanden aber darin Schutz. Einen noch übrigen Platz nahmen die Männer abwechselnd ein, alle fünf Minuten ein anderer, und die unvermeidliche Dusche, die sie da beim Ein- und beim Austreten empfingen, war weit davon entfernt, ihnen zu mißfallen.

Die Führer mußten freilich auf diese Erleichterung verzichten. Sie schienen aber nicht allzusehr zu leiden, denn den Kopf mit ihren weiten Capuchons vermummt, warteten sie geduldig den Vorübergang des Unwetters ab.

Diese Geduldprobe sollten sie freilich lange aushalten. Um vier Uhr wehte der Wind noch so erdrückend heiß wie vorher.

Plötzlich zwitscherte aber ein Vogel, dem andre sofort antworteten. Dann falteten sich, eins nach dem andern, die Blätter der Bäume wieder auseinander, und die Träger standen, ihren Capuchon abwerfend, wieder auf.

Zwanzig Sekunden später hörte die Leste völlig auf, und ohne vermittelnden Übergang folgte ihr eine köstliche, erfrischende Brise.

»Die »Impbate«, sagte einer der Träger, während die Touristen ein lautes Hurra ausstießen.

Ehe nun der Marsch wieder aufgenommen wurde, empfahl es sich doch, das so sehr verspätete Frühstück zu genießen. Alle taten dem Proviant denn auch die größte Ehre an und erquickten sich an der herabauschenden wohltuenden Kaskade. Der Damm in der Leitung wurde dann sorgsam entfernt.

Unglücklicherweise komplizierte der mehr als fünfstündige Aufenthalt den Ausflug recht unangenehm. Voraussichtlich würde nun San-Vincent vor dem Dunkelwerden nicht zu erreichen sein.

War es das wohl, was die Führer beunruhigte, als man gegen sieben Uhr auf das sehr geräumige, fünfzehnhundert Meter hoch gelegne Plateau Paul da Serra gelangte? Schweigend, mit finstrem Gesicht und wie von innerer Angst gejagt, beschleunigten sie ihre Schritte, soweit die Kräfte das zuließen.

Ihre Angst wurde schließlich sogar sichtbar und schien doch mit ihrer möglichen Ursache so im Mißverhältnis zu stehen, daß sich Mrs. Lindsay beunruhigt Morgan offenbarte, als ihre beiden Hamacs bei einem der kurzen Halte, zu denen es die Ungeduld der Träger jetzt immer seltner kommen ließ, einander zufällig mehr nahe gekommen waren.

Die einsetzende Dämmerung vermehrte nur noch den Schrecken der Träger. Selbst am hellen Tage würden sie die Paul da Serra nur zitternd überschritten haben, da eine lokale Sage das Plateau als einen beliebten Aufenthaltsort böser Geister bezeichnete.

Die Touristen hatten sich über diese abergläubische Furcht nicht zu beklagen. Kaum war das Plateau erreicht, als die Hamacs mit schwindelerregender Schnelligkeit dahingetragen wurden. Die Leute gingen nicht mehr, nein, sie rannten schweigend über das verlassene, unangebaute, baumlose Land, das die Dämmerung jedenfalls noch trauriger aussehen ließ. Ringsum fast völlige Einsamkeit; nur in der Ferne weideten einige Herden das dürftige Gras und den Thymian des Platzes ab.

Vor acht Uhr waren die fünf Kilometer zurückgelegt, die das Plateau in der Breite mißt, und nun begann wieder der Abstieg, während die Träger – ein Beweis, daß sie sich wesentlich erleichtert fühlten – ihre üblichen Gesänge ertönen ließen.

Der Abstieg gestaltete sich aber furchtbar auf dem fast lotrecht hinunterführenden Pfade, dessen Schwierigkeiten die zunehmende Finsternis noch vermehrte. Vor Erschöpfung stellten die Träger auch ihr Singen bald ein und lösten einander schon von zwei zu zwei Minuten ab.

Endlich, halb zehn Uhr, kam man in San-Vincent vor der Tür eines Gasthauses an, dessen liebenswürdiger, geschäftiger Wirt sich in der Sorge für seine späten Gäste geradezu vervielfachte.

In San-Vincent wurden die Hamacs nun verlassen. Die Touristen sollten von hier aus die vortreffliche Landstraße, die diesen Flecken mit Funchal verbindet, auf schon gestern für sie hierher gebrachten Pferden zurücklegen.

Als sie am folgenden Tage das dicht am Meere liegende Gasthaus verließen, kamen sie noch durch das Dorf San-Vincent, das lachend im Grunde eines grünenden Tales

eingenistet liegt, welches sich auffällig von den schroffen Felsen seiner Umgebung unterscheidet. Später verlief der Weg in Serpentinen weiter, und die Pferde kletterten nun den steilen Abhang des Berges hinauf.

Seit dem gestrigen Tage hatte sich das Wetter gründlich geändert. Es herrschte zwar keine Leste mehr, doch schimmerte auch kein Himmelsblau hernieder. Eine Seltenheit auf Madeira, trieb der Wind über die Insel schwere Wolken, die in recht niedrigen Schichten der Atmosphäre schwebten. Die Touristen waren noch nicht ganz zweihundert Meter hoch gestiegen, als sie in einen dichten Nebel kamen, der höchstens gerade noch erlaubte, den Weg zu erkennen. Überdies enthielt die Luft einen Überschuß an Elektrizität; offenbar drohte ein Gewitter. Menschen und Tiere litten unter der elektrischen Spannung. Schweigend benutzten die Menschen nicht die Erleichterung, die die neue Art ihrer Fortbewegung dem Plaudern gewährte, und die Tiere klommen mit gesenktem Kopfe, dampfenden Nüstern und in Schweiß gebadet den beschwerlichen Weg empor.

Zwei Stunden später aber tauchten die Touristen nach Überschreitung des Passes der Encurmada plötzlich wieder aus dem Nebelmeer hervor. Unter ihnen zerteilten sich die von schwachem Winde getriebnen Wolken an den Kanten der Berge, über ihnen leuchtete dagegen ein tiefer Azur, von keiner Wolke unterbrochen, und ihre Blicke schweiften im Norden und im Süden bis zu den fernen Wellen des Ozeans hinaus.

Die Luft war frisch in dieser Höhe. Die Pferde und die Reiter empfanden den wohltätigen Einfluß der veränderten Temperatur. Leider wurde die Straße bald wieder zum Pfade, der einen gemütlichen Spazierritt unmöglich machte.

Vom Passe der Encurmada an begann für die Touristen der Abstieg über den südlichen Abhang der Insel. Zunächst hatten sie da die endlosen, halbkreisförmigen Felsengebilde der

»Rocha-Alta« zu passieren. Sehr stark verschmälert, verläuft hier der Weg längs einer steilen Schlucht, auf deren Grunde ein infolge der Entfernung unbedeutend erscheinender Bergbach plätschernd hinströmt.

Anderthalb Stunden lang trabten alle in dieser Weise weiter, mit der Felswand auf der einen und dem leeren Raume auf der andern Seite. Trotz der Nachhilfe der Arrieros erschien diese Wegstrecke den Ausflüglern recht lang, bis die Felswand am Ende eines schmalen Ganges plötzlich aufhörte und der nach rechts abbiegende Pfad sich wieder zur Straße verbreiterte.

Niemand beeilte sich jedoch, auf diese jetzt wieder sehr gute Straße einzubiegen. Wie zu einer gedrängten Rotte zusammengeschlossen, waren alle in Betrachtung des vor ihnen liegenden Bildes versunken. Sie standen hier am Rande des alten Zentralkraters von Madeira. Vor ihnen senkte sich bis zu achthundert Meter Tiefe ein Abgrund hinab, der jeder Beschreibung spottete, und verblüfft bewunderten sie das Meisterwerk des Schöpfers aller Dinge.

Schweigend blickten sie hinab in den einst von Feuer und Blitzen erfüllten Abgrund, als in vorgeschichtlicher Zeit die ganze Insel in Flammen stand, ein ungeheuerer Leuchtturm auf dem ungeheuern Meere! Lange Zeit hatten hier die Blitze gezuckt, war die Lava aus hundert Vulkanen geflossen und hatte das Meer angefüllt, das Wasser zurückgedrängt und neue Ufer gebildet. Dann war die vulkanische Kraft erschöpft, die Vulkane waren erloschen, der unnahbare Brandherd zur lieblichen, für lebende Wesen mütterlichen Insel geworden. Der letzte nur hallte von Donnerschlägen noch wieder, als die Fluten schon Jahrhunderte lang an die abgekühlten Ufer schlugen und alle andern Vulkane eingeschlafen waren.

Dann waren noch weitere Jahrhunderte vergangen und auch sein Wüten hatte sich gelegt; die glutflüssigen Felsen waren erstarrt und hatten zwischen sich den wunderbaren Abgrund

mit den wildzerrissenen Wänden zurückgelassen. Endlich hatte sich da unten Humus gebildet, Pflanzen waren aufgekeimt, ein Dörfchen hatte sich da angesiedelt, wo früher das Feuer gewütet hatte, und der furchtbare Krater war zum »Curral das Freias« (Park der Nonnen) geworden, auf dessen Grund jetzt ein murmelnder Bach dahinfloß.

Gewiß eine Örtlichkeit, die auf kein Gemüt ihren Eindruck verfehlte, hier, wo einst die Erde alle ihre Schrecken gezeigt hatte. Sie trägt davon aber auch noch heute unverkennbare Zeichen. Keine Feder könnte die schwindelerregenden Wände beschreiben, die überwältigende Anhäufung von Felsblöcken, die Schauder erregende Mannigfaltigkeit der Einzelheiten! Ein Kranz von stolzen Bergen umgibt die Aushöhlung. Zu ihrer Linken sahen die Touristen die bis achtzehnhundertachtzehn Meter aufragenden »Torrinhas«, zur Rechten den Pic Arriero, der siebzehnhundertzweiundneunzig Meter hoch ist, und den höchsten Gipfel Madeiras, den Pic Ruivo, der seine von Nebelfetzen umflatterte Stirn bis achtzehnhundertsechsundvierzig Meter erhebt.

Der Boden des Abgrundes war jetzt mit einer reizenden Vegetation geschmückt, in deren Mitte, wie Punkte und wie ein Faden, die Häuschen und der Glockenturm von Libramento erschienen.

Für den Ausflug war ein Abstieg nach diesem Dörfchen vorgesehen; man hatte sich sogar vorgenommen, da zu frühstücken. Die kleine Truppe zögerte aber doch, als sie die Unmöglichkeit erkannte, die Pferde auf den erschreckenden Pfad da hinunter mitzunehmen, auf den Weg, der mit tausend Schleifen in die Tiefe des Currals führte. Wäre aber auch ziemlich leicht hinunterzukommen, so würden die achthundert Meter des Wiederaufstieges doch außerordentlich beschwerlich werden.

Die Arrieros beruhigten darüber die Touristen. Von unten aus stiegen an der andern Seite die Kraterwände nur ganz allmählich empor, und sie hätten, wenn sie über den Grund nur drei Kilometer weit gegangen wären, kaum mehr als hundert Meter zu steigen, um die Straße und ihre Pferde wiederzufinden.

Damit schien also jede Schwierigkeit aus dem Wege geräumt zu sein, und der immerhin beängstigende Abstieg wurde angetreten.

Der Pfad flößte aber tatsächlich mehr Schrecken ein, als er gefährlich war; für die Frauen blieb er jedoch ein recht beschwerlicher Weg, und Alice und Dolly mußten die Unterstützung Morgans und Rogers annehmen.

Morgan hatte nicht ohne Zögern gewagt, der Gefährtin seine Hilfe anzubieten. Bisher hatte er sich eine solche Freiheit ja niemals erlaubt. Ein noch unklarer Eindruck veranlaßte ihn jedoch, aus der bisher beobachteten Zurückhaltung etwas hervorzutreten. Schon seit dem Anfange dieses Ausfluges hatte Mrs. Lindsay wiederholt das Wort an ihn gerichtet. Sie besprach mit ihm ihre gewonnenen Eindrücke, ja sie suchte sogar ziemlich deutlich seine Gesellschaft. So sehr ihn das erfreute, glaubte Morgan doch, es für eine Folge davon halten zu müssen, daß Roger ihn verraten hätte.

So viel Vergnügen es ihm auch gewährt haben würde, hatte er doch bisher noch die angemessene kühle Höflichkeit bewahrt, die seine Stellung von ihm verlangte, und in der ersten Zeit des Abstieges, ließ er die schöne Gefährtin, wenn er sie auch bedauerte, allein mit den Schwierigkeiten des Weges kämpfen. Es waren ja andre da, denen es mehr als ihm zukam, eine hilfreiche Hand zu bieten, der Baronet, Saunders und vor allem Jack Lindsay. Hamilton und Saunders schienen aber ausschließlich mit ihrer eignen werten Person beschäftigt zu sein, und was Jack Lindsay betraf, so ging dieser zerstreut und

unaufmerksam als letzter hinterdrein. Wenn er sich wegen seiner Schwägerin ja beunruhigte, zeigte er es doch nur dadurch, daß er ihr zuweilen einen Blick zuwarf, der dem, der ihn bemerkte hätte, viel zu denken gegeben haben würde. Etwas Liebevolles lag jedenfalls nicht in den Blicken, mit denen er Alice an den Abgründen verfolgte, die dicht neben dem Wege gähnten. Vielleicht hätte er sie nicht in einen solchen gestoßen, aber auch nicht daraus gerettet, wenn sie aus Unachtsamkeit hineingefallen wäre.

Morgan hatte sich also fast gezwungen gesehen, sich der Verlassenen anzunehmen. Bei einer der schlimmsten Stellen des Weges reichte er ihr mechanisch die Hand hin, auf die sich Alice in der natürlichen Weise stützte, und er führte sie dann so bis zum Grund des Currals. Nach Libramento kam er, ehe er sich dessen versehen hatte.

Je tiefer die kleine Gesellschaft hinunterkam, desto erstickender wurde die Luftwärme. Plötzlich aber, als man vom Frühstück aufstand, erhob sich ein frischer Wind. Offenbar war das drohende Gewitter ausgebrochen. Auf dem Kamm des Arriero und des Ruivo, deren Gipfel sich in undurchdringliches Düster verbargen, mochte es jetzt wohl stark regnen. Jedenfalls regnete es aber nicht hier im Talgrund. War der Himmel auch grau überzogen, so blieb das Land hier doch völlig trocken, und es hatte nicht den Anschein, als ob sich das ändern sollte. Ein darüber befragter Einwohner schien sich darauf zu verstehen. Er machte aber eine zweifelhafte Miene, als er hörte, daß die Touristen drei Kilometer durch den Grund hingehen wollten. Sein noch unbestimmter Blick richtete sich kurze Zeit auf den verhüllten Gipfel des Ruivo, dann zuckte er auf eine, wenig Gutes versprechende Weise mit den Schultern.

Vergeblich bemühte sich Morgan, ihn eingehender auszufragen. Keine Silbe konnte er aber dem Dickkopf entlocken, der sich darauf beschränkte, den Reisenden ohne

weitere Aufklärung zu empfehlen, daß sie sich dem Ufer des Bergbaches nicht zu sehr nähern sollten.

Morgan teilte seinen Gefährten diese Warnung mit.

»Wahrscheinlich, sagte er, befürchtet dieser Bauerntöpel hier eine Überflutung, wie solche ziemlich häufig vorkommen. Wenn auf die Berge ein Platzregen niederfällt, steigen die zu dieser Jahreszeit gewöhnlich halb trockenen Bergbäche oft überraschend schnell. Ein solches Hochwasser hält zwar nur wenige Stunden an, es verursacht aber häufig manche traurige Zerstörung. Wir werden also doch wohl gut tun, dem Rate des Bauern zu folgen.«

Nach einem halbstündigen Marsche zeigte es sich jedoch, daß das Wetter sich mehr und mehr aufklärte. Im Zenit brachen schon die Wolken, und wenn sich auch noch Nebelmassen über die Pics wälzten, so wurden sie doch weniger dick und zeigten die Neigung, in der abgekühlten Luft bald ganz zu verschwinden.

Die Touristen glaubten infolgedessen, sich der erhaltenen Warnung entschlagen zu dürfen. Der Fußboden erwies sich zunächst sehr steinig, während fünfzehn Meter weiter unten, am Rande des jetzt zu einem harmlosen Wasserfaden reduzierten Baches, sich ein Bett von seinem Sande zeigte, das für die ermüdeten Füße einen vortrefflichen Teppich bilden mußte.

Die Reisenden betraten also den elastischen Sandboden, der sich für den Weitermarsch wirklich sehr günstig erwies, und die kleine Truppe trottete darauf fröhlich dahin, wobei Morgan und Roger ihre Gefährtinnen noch mit Blumen beglückten – mit Rosen, Weißdornblüten oder Veilchen, die hundertweise in den Spalten der Felsen blühten.

Bald beschränkte sich das Tal, das schon von Libramento an allmählich schmäler wurde, nur noch auf das Bett des Bergbaches, und dieser verlief ebenso unerwartet in eine Art

Gang, der zur Linken lotrechte Felswände hatte, während das rechte Ufer mit zerstreuten Steinblöcken bedeckt war, sich übrigens aber in mäßiger Steigung bis zur Straße fortsetzte, wo die Pferde fünfhundert Meter weiter draußen warten sollten.

Bevor sie diesen Gang betraten, gebrauchten die Touristen jedoch noch die Vorsicht, einen Blick nach rückwärts zu werfen. Die Aussicht reichte hier über ein Kilometer weit, und in der Ferne sah man den Glockenturm von Libramento. Der Himmel wurde immer klarer; im Tal war nichts Außergewöhnliches zu bemerken.

Jupiter schlägt die mit Blindheit, die er verderben will, sagt der Dichter. Den Reisenden hatte es jedoch an gutem Rat nicht gefehlt. Einmal aus dem Munde Morgans, der das wiederholte, was ihn seine Bücher gelehrt hatten, und zum zweiten Male aus dem Munde des Bauern von Libramento waren ihnen weise Ratschläge nicht vorenthalten geblieben. Diese Ratschläge mißachteten sie jedoch, und beruhigt durch die Rückkehr des schönen Wetters, folgte die kleine Truppe vertrauensvoll dem Bach in dessen neuer Richtung.

Dreihundert Meter weiter draußen meinte Morgan, daß man nun bald an der Stelle des Rendezvous sein müsse, und er erbot sich, ein Stück vorauszugehen, um Umschau zu halten. Dem Worte die Tat folgen lassend, sprang er am rechten Ufer hinauf und verschwand bald zwischen den Felsen, während seine Gefährten ihm langsamer nachgingen.

Zwei Minuten waren kaum verflossen, als sie plötzlich stehen blieben. Aus der Tiefe des Curral war ein dumpfes, erschreckendes Donnern hörbar geworden, das von Sekunde zu Sekunde zunahm.

Jetzt kamen den unklugen Reisenden Erinnerung und Vernunft wieder. Alle verstanden, was dieses Geräusch bedeutete, und gleichzeitig flüchteten sie sich auf das rechte Ufer, Roger mit Dolly, die er dabei unterstützte, die übrigen

jeder für sich allein. Mit fieberhafter Eile kletterten sie ein Stück an dem steilen Berge hinauf.

In einem Augenblick waren Dolly, Roger, Hamilton, Blockhead und Saunders außer dem Bereich jeder Gefahr, während Jack, durch einen Vorsprung des Terrains verborgen, sich etwas weiterhin auf einem leicht ersteigbaren Felsen in Sicherheit befand.

Es war die höchste Zeit gewesen.

Das Getöse wurde zum Pfeifen, zum Rauschen und Brüllen, und schon stürmte die ungeheure, wütende Woge heran, die in ihrem gelblichen Schaume zahllose Trümmer mit hinabführte.

Ohne es zu wollen, war Alice dem Wege ihres Schwagers nachgefolgt. Durch einen leichten Sturz aufgehalten, kam sie erst an den Fuß des Felsens, als jener schon oben daraufstand. Erst versuchte auch sie diesen zu erklimmen, sah aber bald ein, daß ihr die Zeit dazu fehlen würde. Die drohende Woge war von ihr nur noch hundert Meter entfernt.

Wenigstens zwei oder drei Meter hinaufzuklettern, das hätte ja vielleicht genügt. Um das aber zeitig genug ausführen zu können, bedurfte sie unbedingt einer Hilfe. Wenn nur Jack...

»Jack,« rief sie in ihrer Bedrängnis.

Auf diesen Anruf hin blickte Jack Lindsay hinunter. Er sieht sie. Sofort bückt er sich nieder und streckt die Hand aus...

Doch Welch teuflisches Lächeln spielt da plötzlich um seine Lippen! Welch vielsagenden Blick hat er blitzschnell von seiner Schwägerin auf den drohenden Wasserschwall geworfen?

Nach kurzem Zögern, richtete er sich wieder auf, ohne seiner Schwägerin die erbetene Hilfe gewährt zu haben, während Alice einen Schrei der Verzweiflung aussieß, der sofort von der schäumenden Woge erstickt wurde, die sie bedeckt und in ihrem tollen Wirbel mit fortzieht.

Blaß und außer Atem wie von einer erschöpfenden Arbeit, hatte sich Jack mit einem Sprunge vom Schauplatz dieses Dramas entfernt. Er erschien wieder bei seinen Gefährten und schloß sich ihnen stillschweigend an. Niemand würde ja wissen, was eben geschehen war! Und scheu wandten sich seine Augen der halb bewußtlosen Dolly zu, der Roger kniend Hilfe leistete.

Gleichzeitig mit Jack hatte auch Morgan, der in tollem Laufe herstürmte, seine Gefährten wieder erreicht. Von einem erhöhten Standpunkt auf dem Abhange hatte er den Bergstrom seine verderblichen Wogen daherwälzen sehen und sich deshalb beeilt, die bedrohten Freunde wieder aufzusuchen. Leider war er zu spät gekommen, wohl aber zeitig genug, um, ohne von dessen Urheber bemerkt zu werden, das schreckliche Drama mit anzusehen, das sich eben hier abgespielt hatte. Wenigstens einen Zeugen gab es also, der den Schuldigen zur Rechenschaft ziehen, ihn bestrafen konnte.

Großer Gott! Morgan denkt letzt an keine Bestrafung. Barhäuptig, kreidebleich, eine Andeutung von geistiger Gestörtheit in den Augen, drängt er sich blitzschnell durch seine erstaunten Freunde, und ohne ein Wort der Erklärung stürzt er sich in den rauschenden Strom und verschwindet darin, während Dolly, der es plötzlich klar wird, welches Unglück sie betroffen hat, sich aufrichtet; sie zählt mit den Augen die, die um sie herumstehen, dann sinkt sie mit einem herzzerreißenden Schrei dem erschreckten Roger in die Arme.

Fünfzehntes Kapitel

Aug' in Auge

War jetzt Thompsons Stern im Erbleichen? Ohne Zweifel hatten sich die Verhältnisse an Bord der »Seamew« verschlimmert. Die Hydra der Revolution erhob ihr Haupt immer kühner.

Am 30. Mai waren die Passagiere wie tags vorher ans Land gegangen. Wie tags vorher hatte die Tafel im Hôtel d'Angleterre sie vereinigt gesehen, und wie tags vorher waren sie ziel- und zwecklos in den Straßen Funchals und in dessen nächster Nachbarschaft umhergelaufen.

Als sie am Abend aber an Bord zurückgekehrt waren, hatte der Gedanke, daß sie noch vier Tage ebenso hinbringen sollten wie die zwei ersten, doch angefangen, sie mit Unmut so zu erfüllen, daß die Hälfte von ihnen es am 31. abschlug, sich überhaupt ans Land setzen zu lassen.

Thompson schien für diese Stimmung unempfänglich zu sein und nichts von der allgemeinen Unzufriedenheit zu bemerken. Ohne Widerspruch ließ er die Abtrünnigen gewähren, und strahlenden Gesichts schiffte er sich an der Spitze seiner zusammengeschmolzenen Phalanx ein, um den Vorsitz an der Frühstückstafel einzunehmen.

Bald genug mußte er jedoch sehen und hören lernen.

An dem langweiligen, auf der Reede verbrachten Tage war unter den Widerspenstigen ein Komplott geschmiedet worden, und als der General-Unternehmer den Dampfer wieder betrat, konnte er nicht verkennen, daß unter den seiner Hut

anvertrauten, sonst so friedliebenden Touristen eine gewisse Gärung herrschte. Hier lag entschieden ein Aufruhr in der Luft.

Am Morgen des 1. Juni, als sich denen, die darauf bestanden, die »Seamew« hier ferner nicht mehr zu verlassen, auch die übrigen angeschlossen hatten, kam dieser zum Ausbruch. Sie waren ebenso empört, ebenso wütend über die langweiligen zehn Stunden, die sie nun zum dritten Male mit dem einfältigen Umherirren in den Straßen Funchals hingekommen waren, und auch fest entschlossen, diese Dummheit nicht zu wiederholen.

Als nun am 1. Juni die Zeit zur Überföhrung nach dem Lande gekommen war, sah sich Thompson infolgedessen allein an der Bordwandöffnung. Doch nein, nicht ganz allein: ein Getreuer war ihm geblieben, und zwar in Gestalt Van Piperbooms aus Rotterdam, dessen Ohr ja für jede von außen kommende Aufwiegelung geschlossen war.

Auf den blieb die revolutionäre Propaganda ohne Wirkung. Er versteifte sich unveränderlich darauf, den Schritten des einzigen zu folgen, dessen offiziellen Charakter er kannte, und Thompson wurde so langsam zum Kornak dieses Elefanten unter den Passagieren.

In den letzten drei Tagen hatte ihn Piperboom nicht eine Minute verlassen. Wohin Thompson ging, war er ihm ohne Bedenken gefolgt. Und jetzt hatte er sich auch eingestellt, der letzte Anhänger des von seinen Soldaten verlassenen Anführers.

Als er »sein Gefolge« auf diese einzige Einheit zusammengeschrumpft sah, war sich Thompson, trotz seiner gewöhnlich so sichern Haltung, doch darüber etwas unklar, ob er vom Dampfer wegfahren sollte oder nicht. Ja, was war hier zu tun? Er glaubte, Hamilton und Saunders sich zurufen zu hören: »Das Programm, Herr, das Programm!« und dem vermeintlichen Befehle der strengen Kritiker gehorchend, betrat er schon die erste Stufe der Treppe an der äußern

Schiffswand, als sich unter den auf dem Spardeck versammelten Passagieren ein bedrohlicher Lärm erhob.

Unentschieden blieb Thompson noch einmal stehen. Im nächsten Augenblicke umringten ihn zwanzig wütende Gesichter.

Einer der Passagiere machte sich zum Sprecher seiner Gefährten.

»Sie wollen also, mein Herr, sagte er, noch bemüht, seine Ruhe zu bewahren, Sie wollen also auch heute nach Funchal gehen?

– Ja gewiß, lieber Herr, antwortete Thompson mit der unschuldigsten Miene von der Welt.

– Und morgen? Und übermorgen?

– Wird dasselbe geschehen.

– Nun, mein Herr, erklärte ihm der Passagier mit unwillkürlich verstärkter Stimme, so erlaube ich mir, Ihnen ins Gesicht zu sagen, daß wir das sehr eintönig, sehr langweilig finden.

– Wäre es möglich? rief Thompson mit reizender Naivität.

– Ja gewiß, mein Herr! Eintönig im höchsten Grade! Man zwingt verständige Menschen nicht, eine Stadt wie Funchal sechs Tage hintereinander zu besuchen. Wir hatten auf weitre Spaziergänge, auf Ausflüge gerechnet.

– Aber ich bitte Sie, mein Herr, verteidigte sich Thompson, davon steht doch nichts im Programm.«

Der Sprecher holte mühsam Atem, wie einer, der sich zwingt, seinen Zorn zu bemeistern.

»Das ist wohl wahr, fuhr er fort, doch die Gründe dazu begreifen wir nicht. Wollen Sie uns nicht wenigstens sagen, warum für Madeira nicht ähnliche Veranstaltungen getroffen sind wie für die Azoren?«

Der eigentliche Grund dafür lag nun darin, daß sich die Preise gleichmäßig mit den Sitten der Menschen »zivilisieren«.

Thompson fürchtete die Unkosten eines größern Ausfluges in dem von den Engländern verdorbenen Lande. Das konnte er den Reisenden doch unmöglich zugestehen.

»O, sehr einfach, erwiderte er, und nahm dabei sein verbindlichstes Lächeln zu Hilfe, die Agentur hat geglaubt, daß die Passagiere nicht böse darüber sein würden, von dem ungewohnten Marschieren in Reih und Glied einmal ausruhen zu können, und daß sie auf eigne Faust Ausflüge veranstalten würden was sich ja hier, wo die englische Sprache so verbreitet ist, um so leichter ausführen läßt, daß...

– Genug, da hat sich die Agentur geirrt, unterbrach ihn kurz angebunden der Wortführer des Spardeckes, und folglich...

– Geirrt! rief Thompson, der wieder den Sachwalter der klägerischen Partei unterbrach. Nur geirrt! Ich bin glücklich, zu hören, daß es nur ein einfacher Irrtum ist, den man mir zum Vorwurf macht.«

Damit sprang er auf das Deck zurück und lief unter den Passagieren von dem einen zum andern.

»Sie wissen ja, meine Herren, die Agentur spart nichts, das Wohlbefinden ihrer Passagiere zu sichern und zu fördern. Sie schreckt, möchte ich sagen, vor gar nichts zurück.«

Er wurde immer wärmer.

»Ja ja, die Agentur, meine Herren! Sie ist die Freundin ihrer Passagiere! Eine unermüdliche, ergebne Freundin! Was sage ich doch? Eine Mutter ist sie für Sie, meine werten Herren!«

Thompson wurde zärtlich. Nur noch ein wenig mehr, und er hätte geweint.

»Zum Glück klagt sie niemand an, mit Vorsatz etwas außer acht gelassen zu haben, was zu Ihrem Vergnügen hätte dienen können. Eine solche Anklage hätte mich schmerzlich verwundet... empört, möchte ich fast sagen. Dagegen geirrt... nur geirrt, das ist ein ander Ding. Ich kann mich geirrt haben; ich gestehe es zu, mich geirrt zu haben. Jedermann kann sich

irren. Das entschuldigt mich, meine Herren, ja, das entschuldigt mich doch. Ein Irrtum zählt nicht, nicht wahr, meine Herren?

– Wenn er eingesehen und verbessert, wieder gut gemacht wird, sagte der Passagier sehr frostig, nachdem er den nutzlosen Redeschwall hatte vorüberrauschen lassen.

– Wie denken Sie sich das, bester Herr? fragte Thompson höchst liebenswürdig.

– Nun, daß Sie gleich morgen einen Ausflug veranstalten, statt uns noch zwei Tage in Funchal kalt zu stellen.

– Das ist unmöglich! wehrte Thompson ab. Die Agentur hat dazu nichts vorbereitet, nichts vorgesehen. Zu einem solchen fehlt es uns obendrein an Zeit. Ein Ausflug muß reiflich überdacht, muß im voraus organisiert sein. Er verlangt vielseitige Vorbereitungen...«

Ein allgemeines Gelächter schnitt Thompson das Wort ab. Ach, sie waren ja so reizend, die Vorbereitungen, die die Agentur für die früheren Ausflüge getroffen hatte! Thompson ließ sich jedoch noch nicht aus dem Sattel heben.

»Rein unmöglich!« wiederholte er nur um so nachdrücklicher.

In seiner Stimme lag etwas, was andeutete, daß er bezüglich dieser Sache unerschütterlich sei. Der eingeschüchterte Sprecher bedrängte ihn nicht weiter.

»Nun gut, dann fahren wir einfach ab!« rief eine höhnische Stimme unter den Passagieren.

Thompson, dem dieser Vorschlag höchst erwünscht kam, nahm ihn auf der Stelle an.

»Abfahren, meine Herren? Aber ich verlange ja gar nicht mehr. Die Agentur steht ganz zu Ihren Diensten, das brauche ich wohl nicht noch einmal zu versichern.

– Nun also, lassen Sie uns über die zeitigere Abreise abstimmen.

– Ja ja, wir wollen weiterfahren! riefen die Passagiere einstimmig.

– Es wird geschehen, wie Sie wünschen, erklärte Thompson. In diesem Falle, möchte ich sagen, wie bei jeder andern Gelegenheit!«

Er verzichtete jetzt darauf, ans Land zu gehen, und erteilte dem Kapitän Pip neue Anweisungen, während Piperboom, der schließlich eingesehen hatte, daß man heute nicht nach Funchal gehen würde, sich friedlich auf einem Lehnstuhle ausstreckte und die ihn nie verlassende Pfeife anzündete.

Immerhin konnte die Abfahrt nicht auf der Stelle erfolgen. Erst mußte noch die Rückkehr der acht Passagiere, die seit vorgestern abwesend waren, abgewartet werden. Vor fünf Uhr sollten diese voraussichtlich wieder an Bord sein.

Im Laufe dieses Tages hatte Thompson reichliche Gelegenheit, seine diplomatischen Fähigkeiten leuchten zu lassen. Trotz des von den streitenden Parteien unterzeichneten Friedensvertrages war in die Herzen doch noch kein wirklicher Friede eingezogen. Gegner und Freunde der überhasteten Abreise, als mit Stimmenmehrheit angenommener Aushilfe... Thompson hatte an Bord jetzt nur noch Feinde.

In dieser Hinsicht heuchelte er freilich eine bewundernswerte Unkenntnis. Niemand richtete ein Wort an ihn. Alle kehrten ihm fast den Rücken, sobald er vorüberkam. Alle diese Nadelstiche verletzten in jedoch nicht. Lächelnd wie gewöhnlich bewegte er sich mit gewohnter Ungezwungenheit unter den feindlichen Gruppen.

Gegen fünf Uhr fing er jedoch an, sich ziemlich schwer bedrückt zu fühlen. Jetzt sollten ja Hamilton und Saunders zurückkehren, und was würden diese geborenen Nörgler zu der neuen Abweichung vom Programme sagen? Thompson lief es eiskalt über den Rücken.

Es schlug aber die fünfte, sechste, siebente Stunde, ohne daß die Ausflügler erschienen. Beim Essen unterhielten sich die Passagiere über deren unerklärliches Ausbleiben, und die Familien Hamilton und Blockhead begannen schon, sich ernstlich um sie zu sorgen.

Ihre Unruhe vermehrte sich noch weiter, als es dunkle Nacht wurde, ohne daß von den Abwesenden etwas zu sehen war. Was in aller Welt konnte ihnen zugestoßen sein?

»Alles, Herr Pastor, und noch etwas darüber,« sagte da vertraulich und mit fettiger Stimme Johnson zu dem Geistlichen Cooley, der vor dem Atem des sich klug dünkenden Trunkenbolds zurückwich.

Halb zehn Uhr entschloß sich Thompson eben, in Funchal Erkundigungen einzuziehen, als endlich ein Boot am Steuerbord der »Seamew« anlegte. Einen nach dem andern sah man die verspäteten Ausflügler, doch ach, in verminderter Zahl, auf dem Deck erscheinen.

Fröhlicher Weggang... traurige Heimkehr! Wie lang war er ihnen erschienen, dieser Rückweg nach Funchal!

Zu Anfang hatte man sich da ausschließlich mit Dolly beschäftigt, der die Katastrophe fast den Verstand geraubt zu haben schien. Lange hatten sich alle vergeblich um die Ärmste bemüht. Nur Roger gelang es durch trostreiches Zuspruch einigermaßen, sie ihrer Verzweiflung zu entreißen.

Als endlich die Erschöpfung das erste Schluchzen des unglücklichen jungen Mädchens gemildert hatte, bot er alles auf, in ihr neue Hoffnung zu erwecken. Herr Morgan sei ja gewandt und mutig; er würde sicherlich die retten, für die er das Wagnis auf sich genommen hatte. Eine Stunde lang wiederholte Roger unermüdlich dieselbe Versicherung, und endlich kehrte wieder etwas Ruhe in Dollys verwundete Seele ein.

Dann unterstützte er sie auf dem Wege bis dahin, wo die Pferde warteten, setzte sie sanft in den Sattel und blieb an ihrer Seite, während er immer wieder seinen tröstlichen Zuspruch wiederholte.

Düster und von den eignen Gedanken eingenommen, hatte Jack Lindsay gar nicht versucht, sich zwischen beide zu drängen, er hatte nicht die Bande der Verwandtschaft benutzt, die Rolle des wohltuenden Trostspenders für sich zu beanspruchen.

Diese Gleichgültigkeit wäre den andern gewiß stark aufgefallen, wenn sie nicht durch den urplötzlichen Unglücksfall so betroffen gewesen wären, daß sie um sich her nichts bemerkten. Schweigend zogen sie hin, nur in Gedanken an das beklagenswerte Ereignis, das sich vor ihren Augen abgespielt hatte. Nicht einer mochte wohl die Hoffnung teilen, die Roger in warmer Teilnahme Dolly zu suggerieren bemüht war.

Langsam waren sie den Weg gefolgt, der am Ostabhang des Curral das Freias bis zum Schnittpunkte der Neuen Straße hin verläuft, immer den Blick auf das schäumende Wasser gerichtet, dessen Wüten sich schon zu mildern schien. Erst mit Anbruch der Nacht erreichten sie die Neue Straße, die sie nun bald von dem Bergstrome abführte, worin zwei ihrer Freunde verschwunden waren.

Eine Stunde später waren sie in Funchal und ein Boot brachte sie nach der »Seamew«, wo Thompson sie mit angstgemischter Ungeduld erwartete.

Aus dieser Angst schöpfte Thompson jedoch den Mut der Verzweiflung; es schien ihm besser, allem mit einem Schlag ein Ende zu machen.

So war er den Nachzüglern mit offener Stirn entgegengetreten. Der erste, der im Ausschnitt der Bordwand erschien, war der Baronet. Das Zähneknirschen aber, das hinter

diesem hörbar wurde, verriet die Nähe des furchtbaren Saunders. So stand Thompson dem einen von seinen beiden Feinden gegenüber, und der andre war auch nicht weit.

»Wie spät kommen Sie aber zurück, meine Herren! rief er unter Zuhilfenahme seines freundlichsten Lächelns, ohne daran zu denken, daß die Dunkelheit dessen Wirkung doch aufhob. Wir sind Ihretwegen schon höllisch unruhig gewesen.«

Bei der Art ihrer Beziehungen zu dem General-Unternehmer schien diese Versicherung von Unruhe Hamilton und Saunders etwas wunderzunehmen. Mit ganz andern Dingen beschäftigt, hörten die beiden jedoch Thompson an, ohne ihn zu verstehen, während die andern Ausflügler, die inzwischen auch auf das Deck gekommen waren, um die drei einen unbeweglichen, schweigenden Halbkreis bildeten.

»Wir haben Sie um so sehnlicher erwartet, fuhr Thompson zungenfertig fort, als diese Damen und Herren in Ihrer Abwesenheit mich angegangen, ja von mir verlangt haben, möchte ich sagen, eine ganz kleine Veränderung des Programms vorzunehmen.«

Die letzten Worte hatte Thompson nur zitternd hervorgebracht. Da er darauf nicht gleich eine Antwort erhielt, wurde er kühner.

»O, nur eine ganz kleine; sie ist wahrlich kaum der Rede wert. Da den Herren und Damen der Aufenthalt in Funchal etwas zu lang erschien, wünschten sie ihn dadurch abzukürzen, daß wir noch heute Abend weiterdampften. Ich nehme an, daß Sie dagegen nichts einzuwenden haben, denn durch die kleine Änderung gewinnen wir zwei Tage zurück, die uns früher verloren gegangen waren.«

Noch immer keine Antwort. Erstaunt über die Leichtigkeit seines Erfolges, sah Thompson seine stummen Zuhörer aufmerksam an. Ihr fremdartiges Verhalten fiel ihm plötzlich auf. Dolly weinte, an Rogers Schulter gelehnt. Ihre vier

Gefährten warteten ernst, daß der schwatzhafte Thompson ihnen die Möglichkeit geben würde, selbst ein Wort zu äußern, das, nach dem Ausdrucke ihres Gesichts zu schließen, jedenfalls auch ein ernstes sein würde.

Mit schnellem Blicke musterte Thompson die Gruppe der Ausflügler und bemerkte erst jetzt die Lücke, die durch das Schicksal darin entstanden war.

»Ist Ihnen etwas zugestoßen?« fragte er mit deutlichem Zittern der Stimme.

Wie durch eine geheimnisvolle Verkündigung erschreckt, wurden die Passagiere, die sich fieberhaft um Thompson drängten, noch schweigsamer.

»Mistreß Lindsay? fuhr dieser fort, und Mister Morgan?«

Mit dem Gesichtsausdruck teilnehmender Trauer deutete Saunders den andern das dumpfe Schluchzen Dollys. Jetzt endlich trat Jack Lindsay ein wenig vor seine Gefährten heraus und wollte selbst das Wort ergreifen, als er plötzlich, erbleichend und einen Arm ausgestreckt haltend, zurücktaumelte.

Das Interesse an diesem Auftritte hatte die allgemeine Aufmerksamkeit gefesselt, und niemand hatte daran gedacht, auf das zu achten, was an der andern Seite des Schiffes vorging. Bei Jacks auffallender Bewegung blickten jetzt aber alle nach dem Punkte, auf den er hingewiesen hatte.

Da zeigte sich im Lichte der Schiffslaternen eine bemitleidenswerte Gruppe. Mit blutiger Stirn und nassen, vom Schlamm beschmutzten Kleidern Robert Morgan, auf den sich die halb ohnmächtige Alice Lindsay stützte, die aber jetzt mit äußerster Anstrengung das leichenblasse Gesicht aufrichtete.

Sie war es, die Thompsons Frage beantwortete.

»Da sind wir, sagte sie einfach, indem sie ihre fieberglühenden Augen auf ihren Schwager richtete, der, noch bleicher als sie, zurückwich.

– Da sind wir!« wiederholte Robert mit einer Stimme, aus der eine Anklage, eine Drohung... eine Herausforderung herausklang.